Pol.G. 360^s

Giehne

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Studien und Skizzen

aus

der Mappe eines Zeitschriftstellers.

von

Friedrich Giehne.

Karlsruhe,
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.

1844.

Studien und Skizzen

aus

der Mappe eines Zeitschriftstellers.

Von

Friedrich Giehne.

Karlsruhe,

Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.

1844.

131. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Tagblätter und Zeitschriften sollen dem laufenden Interesse dienen; was sie als Beitrag zubringen, wird rascher gelesen und schneller vergessen, auch leichter falsch ausgelegt, als es mit Büchern zu geschehen pflegt. Es gehört Dies mit zu den Opfern, welche der Zeitschriftsteller zu bringen hat. Seine Wirksamkeit muß sich vertheilen; sein Kapital gibt sich in Münze aus; der einzelne Artikel ist je nur ein Bruchstück des politischen Systemes, das er mitvertritt. Nun sollte aus dem Fortgesetzten etwas Stetiges, aus einer Reihefolge des Einzelnen das Bild eines Ganzen erwachsen; allein theils laufen die Theilstücke durch Blätter verschiedenen Publikums, theils läßt auch ein und dasselbe Publikum dem Zeitschriftsteller nicht immer die Gerechtigkeit widerfahren, seine Politik als ein Ganzes aufzufassen. Die Entwicklungen derselben liest und beurtheilt man als Einzelheiten; der Anspruch einer Konsequenz wird nicht Herr über eine Gegenstimmung des Augenblicks. In Frankreich mag auch einer Zeitung ein Publikum werden, das mit Tendenz liest und das Einzelne zum Ganzen aufreiht; in Deutschland, bei den vielfachen Hemmnissen des Zeitungswesens, muß es ein Buch seyn, das den Weg zu einem solchen Publikum finden soll.

Dies war der Gedanke, aus welchem die vorliegende Sammlung hervorging: Blätter, wie sie sich in einer Mappe an-

sammeln, bunt gemischt, ungleichen Gehalts, verschiedener Zeit angehörig. Was sie gesammelt enthalten, ist vorher einzeln in Tagblättern und Zeitschriften erschienen; in der Deutschen Vierteljahrsschrift, in Bülau's Jahrbüchern der Geschichte und Politik, in den Blättern für literarische Unterhaltung, in Lewalds Atlas, in der Europa, in der Oberdeutschen Zeitung und der nachgefolgten Wochenschrift. Das Meiste ist unverändert; Einiges berichtigt oder überarbeitet; da, wo es nöthig schien, die Zeit der Entstehung angemerkt.

Das „deutsche Zeitungswesen" zum Beispiel hat die Zustände von 1839 im Auge; was darüber hinaus reicht, liegt außerhalb des Rahmens. Jedoch sind wir mittlerweile keineswegs um so viel weiter gekommen, daß die Beziehungen zur Gegenwart verloren gingen. Der großen Mehrheit nach macht mir das heutige Zeitungswesen den gleichen Eindruck, mit dem ich das damalige auffaßte; das Zensurwesen ohnehin; die Gesammterscheinung ist dieselbe noch oder dieselbe wieder, die sie damals gewesen. Nur in Betreff der englischen Zeitungsgeschichte, was ich der Anmerkung auf S. 61 und 62 hätte beifügen sollen, hat sich die Aenderung ergeben, daß die Blätter eines „englischen Merkurs" von 1588, welche das „brittische Museum" aufbewahrt, in England selbst nicht mehr für echt gehalten werden. (**A letter to Antonio Panizzi Esqu., Keeper of the printed books in the British Museum, or the reputed earliest printed Newspaper „The English Mercurie 1588." By Thomas Watts, of the British Museum.**)

Die „Zensurpredigt" ist ein Schwank, der keinen Anspruch macht, als sich mit einer Verwandtschaft des Stoffes an das „Zeitungswesen" anzulehnen; ein Gleiches gilt von der „Politik an einer Wirthstafel", insofern sie ein Stück Publikum schildert, wie es von der deutschen Zensur großgezogen worden.

Die „Julitage" sind eine Uebertragung aus dem Französischen. Das Original stand 1836 im Feuilleton des „Siècle"; ich übertrug es damals, weil mich der Humor davon ansprach, und weil es mir großartig erschien, daß man in Paris diesen Stoff humoristisch behandeln durfte, ohne bei dem Publikum anzustoßen. Als Deklamirstück, und zwar in einer Provinzialmundart, hörte ich es nachher in einer Abendgesellschaft vortragen, wo es komische Wirkung bethätigte. Ob die Kleinigkeit darum einen Wiederabdruck verdient habe, ist eine andere Frage; allein, um die Wahrheit zu sagen, da mir deutsche Hampelmänner in diese Skizzen eingeschlüpft sind, so hielt ich es für wohlgeeignet, ihnen auch einen französischen beizugesellen.

Zu den „Gesichten eines Dorfpropheten" wüßte ich Nichts zu bemerken, als daß ich die Aufzeichnung von 1783 aus guter Quelle habe, und von der Echtheit dieses Datums meinerseits überzeugt bin.

In den „Glossen zur Pentarchie" habe ich einige Lücken ausgefüllt, welche im ersten Druck eine deutsche Zensur vorgeschrieben hatte. Die Zensurblätter selbst konnte ich nicht mehr auftreiben; also mußte ich aus dem Gedächtniß ergänzen, und unterließ deßhalb, die betreffenden Stellen etwa durch andere Lettern kenntlich zu machen. An der politischen Richtung und dem politischen Eindruck der „Glossen" war mit diesen Zensurstrichen Nichts geändert, sondern lediglich die Abrundung einiger Sätze verpfuscht worden. Allein die Zensur will geamtet haben; um nicht müßig zu gehen, thut sie lieber das Unnütze, das Geistlose, oder das Schädliche. Die eigentlichen Staatsmänner erfahren wohl selten, wie bornirt manchmal ein Zensurverfahren seyn kann; selbst Leute von Kopf laufen Gefahr, in längerer Zensurübung verschroben zu werden. Und doch tritt, dem

Schriftsteller gegenüber, die Zensur als die amtliche „Intelligenz“ des Staates auf!

Die „fliegenden Blätter“ sind Zeitungsartikel aus den Jahren 1841 bis 1843, Beides einschließlich genommen. Die Reihefolge derselben, obwohl aus Fragmenten bestehend, soll eine Politik zusammenfassen, welche im Einzelnen mitunter mißverstanden ward; auch mögen sie als Ergänzung oder Nachtrag zu dem Aufsatze über das Zeitungswesen dienen, den man bei seinem ersten Erscheinen theilweise zu schroff gefunden hat. Es sind gleichsam Variationen über dasselbe Thema, und was dort übertrieben scheinen konnte, ist hier mit Beispielen und Belegen versehen.

Der letzte Artikel endlich, „die Schweiz und die Schweizer“, ist überarbeitet und logischer geordnet; der Gedanke selbst ist derselbe geblieben. In den Anmerkungen dazu habe ich Einiges anders gestellt, ohne im Wesentlichen etwas Neues beizufügen.

Es mag ein gewagter Versuch seyn, auch blose Zeitungsartikel neu abdrucken zu lassen; indessen glaube ich ihn motivirt zu haben, und wenn er mißglückt, so ist der Schade mein, nicht des Publikums.

Karlsruhe, im Oktober 1844.

Friedrich Giehne.

Inhalt.

	Seite
Das deutsche Zeitungswesen	1
Anmerkungen dazu	57
Eine Zensurpredigt	83
Die Julitage	97
Politik an einer Wirthstafel	111
Gesichte eines Dorfpropheten	127
Glossen zu der Schrift über die Pentarchie	151
Fliegende Blätter	215
Die Schweiz und die Schweizer	361
Anmerkungen dazu	401

Inhalt.

	Seite
Das deutsche Zeitungswesen	1
Anmerkungen dazu	57
Eine Zensurpredigt	83
Die Julitage	97
Politik an einer Wirthstafel	111
Geschichte eines Dorfpropheten	127
Glossen zu der Schrift über die Pentarchie	151
Fliegende Blätter	215
Die Schweiz und die Schweizer	361
Anmerkungen dazu	401

Das deutsche Zeitungswesen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Das deutsche Zeitungswesen.

Von einem Franzosen.

1839.

A l'entendre parler, il sait les secrets des cabinets mieux que ceux qui les font. La politique de l'état lui laisse voir tous ses desseins, et elle ne fait pas un pas, dont il ne pénètre les intentions. Il nous apprend les ressorts cachés de tout ce qui se fait, nous découvre les vues de la prudence de nos voisins, et remue à sa fantaisie toutes les affaires de l'Europe. Ses intelligences même s'étendent jusqu'en Afrique et en Asie, et il est informé de tout ce qui s'agite dans le conseil d'en-haut du Prêtre-Jean et du Grand-Mogol.

Molière. (La Comtesse d'Escarbagnas.)

Der Journalismus, so wie er sich heute gestaltet, ist ein Bedürfniß der denkenden, der strebenden, der neugierigen, der handelnden, und der schwatzenden Welt; in andern Zeitaltern diente er unter andern Formen ähnlichen Bedürfnissen, und sein Stammbaum geht tief ins Alterthum zurück. Was bei uns die periodische Presse ist, das waren bei den alten Juden die Propheten: politische Wortführer und Polemiker, mündliche Journalisten, welche Opposition machten und feurige Ideen hatten, sowohl König als Volk bearbeiteten, und im Namen Gottes sprachen,

so wie man jetzt im Namen der Nation spricht. Der alte Grieche hatte seinen Journalismus bei der Hand, indem er der Politik des Marktplatzes nachging, und was von den mündlichen Tendenzartikeln, auf welche diese Volksgemeinden abonnirt waren, bis auf unsere Zeiten gekommen ist, weist eine überraschende Aehnlichkeit mit der heutigen Art zu politisiren auf. Die Römer lasen, von dem Konsulate Cäsars an, der damals ein Demagog war, wie Napoleon seiner Zeit ein Jakobiner, ihre Acta diurna, ein Mittelding zwischen Intelligenzblatt und Zeitung, und so wie das moderne Diario ein Abkömmling des Namens der Diurna ist, so taucht unter den neueren Römern, als ein nachzüglerisches Erbstück von ihren Altvordern, zuweilen auch Zeitungslust und Parteinahme in Welthändeln auf in seltsamer Wiedergeburt. [1]) Von den Schriftstellern des alten Roms ist Tacitus gleichsam eine Brücke, welche der Geist der alten Zeit zu dem der neuen herübergebaut; seine Schrift über Deutschland ist eine Flugschrift mit journalistischen Absichten auf die öffentliche Stimmung seiner Landsleute, und aus seinen Geschichtbüchern sehen, wie aus Lord Byrons Dichtungen, verhaltene Parlamentsreden und Tendenzartikel heraus. Gehen wir in das Mittelalter herein, so finden wir als räsonnirende Journalisten — denn der Staat der Europäer war damals die Christenheit, und ihr öffentliches Leben das kirchliche — die Prediger der Kreuzzüge; als wandernde Zeitungen die fahrenden Ritter (später die fahrenden Schüler), die Pilgrime und Wallfahrer, die hausirenden Krämer, die terminirenden Mönche, die herumziehenden Bettler, Gaukler, und Spielleute. Das Abonnement auf diese wandernden Zeitungen war die Gastfreundschaft. Als kleine Witzblätter traten nachmals die Hofnarren auf, „lustige Räthe", welche manche ernste Wahrheit als heiteren Spaß einbrachten, und oft tiefer sahen, als die ehrenfesten Weisen ihrer Zeit. [2]) Mit der Reformation erhob sich eine ecclesia militans, welche ihren Journalismus brauchte,

und sie hatte ihn auch, sowohl in ihren Prädikanten, denen die Kanzel zur Volkstribüne für die kirchliche Politik wurde, als in der Masse von polemischen Flugschriften, welche die Glaubens- und Kriegsartikel ihrer Partei vervielfältigt in die Welt schickten. In diese nach allen Richtungen aufgepflügte und gefurchte Zeit, das eigentliche Saatfeld des modernen Weltalters, fallen denn auch die ersten Anfänge des heutigen Zeitungswesens; — einzelne Setzlinge zuerst, kleine Steckreiser, denen man es wenig ansah, daß daraus der Wald erwachsen sollte, mit dessen Astwerk heutzutage die periodischen Blätter sich über Europa erstrecken. Venedig zuerst, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, hatte eine fortgesetzte politische Zeitung, aber blos in geschriebenen Blättern; gedruckte Zeitungen, aber blos Einzelstücke, mehr Flug- als Zeitblätter, kamen um dieselbe Zeit in Deutschland auf; im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts endlich wurden eigentliche Zeitungen, in fortlaufenden Nummern und regelmäßigen Jahrgängen, daraus. [3]) Die Druckerpresse und das Postwesen hatten mit einander zu Gevatter stehen müssen, ehe das Kindlein die echte Zeitungstaufe erhielt; die Zensur stellte sich als ungebetene Pathin dazu ein, und fügte schon an der Wiege die Anerkennung hinzu, daß in diesen Windeln ein Herkules liege. Die Staatsgewalt machte sich nachgehends allerhand Geschäfte mit dem Täufling; offizielle Zeitungen und Zeitungsmonopole suchten die neue Macht in usum Delphini auszubeuten; die Finanzkünstler wußten eine Einnahmsquelle daraus zu ziehen; die Politik tolerirte, was einträglich, und disziplinirte, was bedenklich erschien. Die Zeitungsmacht war da, aber vorsichtig eingefangen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Und auf diesem Punkte traf die neue Zivilisation, wie auf manchem andern, wieder mit der uralten asiatischen zusammen, welche sich in China konservirt; denn die Chinesen haben ihre Reichszeitung in Peking, deren Zensor der Kaiser selbst ist, und da die Anfänge des Bestehenden bei diesem

Volke sich bis in eine graue Ferne hinaufziehen, so mag es leicht seyn, daß sowohl Zeitungs- als Zensurwesen ihre älteste Wiege in China zu suchen haben. [4])

In Bezug auf das Alter der gedruckten Zeitungen Europa's streiten Deutschland und Frankreich um den Vorrang; was England betrifft, so trat es erst später in die Reihe ein, überholte aber, durch seine politischen Verhältnisse begünstigt, in Bälde die beiden andern Hauptnationen, und erhob von 1688 an sein Zeitungswesen zu einer Bedeutung, wovon man auf dem Kontinent keine Ahnung hatte. [5]) Die englischen Zeitungen wurden eine Pulsader des öffentlichen Lebens der Nation, während Deutschland und Frankreich eines öffentlichen Lebens entbehrten; bei der insularischen Abgeschlossenheit der englischen Presse jedoch blieb ihre Wirksamkeit auf die heimischen Kreise beschränkt, und hatte kein Publikum im Auslande. Deutschland, durch die Folgen des dreißigjährigen Krieges in eine Art von Barbarei zurückgeworfen, lag in geistiger Ohnmacht; Frankreich, mit Witzmacherei, Hofprunk, Intrigue, Versen, und Eroberungskniffen beschäftigt, hatte keine Muße übrig für innere politische Entwicklung. Der Zeitungsgeist des Kontinents flüchtete sich in den Winkel zwischen beiden, in das kleine Holland, und von dort aus ging, im achtzehnten Jahrhundert, ein Journalismus hervor, der sich von Deutschen und Franzosen ihre Sprache lieh, und dadurch, aus der holländischen Beschränktheit heraus, für eine größere Welt literarisch hoffähig wurde. Die deutschen und französischen Zeitungen von Amsterdam, von Maestricht, vom Haag, von Leyden gewannen, durch ihr nicht holländisches Publikum, einen Rang und eine Wichtigkeit, wie in neuerer Zeit die Pariser Blätter; die Nouvelles de Leyde fanden ihren Weg bis nach Konstantinopel, und repräsentirten in Pera, bei den Diplomaten inter barbaros, den öffentlichen Geist des Abendlandes; ein Abdruck von Staatsschriften in der Gazette d'Amsterdam, 1743,

veranlaßte Mißhelligkeiten zwischen zwei Kaiserhöfen. Die holländische Presse — wenn man diese Bezeichnung gebrauchen darf von einer Presse, welche von Holland Nichts hatte, als die Druckfreiheit, und in holländischer Sprache nur von kleinstädtischer Bedeutung gewesen wäre — hatte sich in der Zeitungswelt als eine Macht konstituirt. Das Verhältniß war unnatürlich; es mußte zusammenfallen, sobald eine der beiden Nationen, zwischen welchen die holländische Provinzialität ihr Treibhaus hatte, ihrem natürlichen Produktionstriebe Luft gab und ihr eigenes Zeitungswesen emanzipirte. Es war Frankreich, welches, von 1789 an, diesen geistigen Rang an sich nahm, und in der Sprache Ludwigs XIV., welche den Adel und die Höfe des Kontinents sich hörig gemacht, wurde alsbald europäische Freiheit und Republik gepredigt. Napoleon disziplinirte diese Presse und zog ihr seine Uniform an; aber ihre Herrschaft überlebte die seinige. Die Sieger, welche Frankreich den Frieden diktirten, hatten sich wenige Jahre darauf in die Inspirationen der französischen Presse hinein gelebt, und empfingen aus der Hauptstadt der Besiegten die Ordonnanz ihrer politischen Geistesrichtung. England allein, größeren Geistes, als der Kontinent, und längst gewohnt, die politischen Dampfkräfte der Zeit seiner Nationalgröße dienstbar zu machen, anstatt sich in fruchtloser Ablehnung abzumatten, war gefeyt gegen diese Verzauberung, weil es ein eigenes öffentliches Leben hatte. Für den Kontinent aber nahm die französische Presse die Zügel in die Hand, welche das militärische Frankreich nach seiner kolossalen Niederlage hatte fallen lassen, und regierte die öffentliche Meinung, wie Napoleon die materielle Welt regiert hatte, und schickte Zeitungsartikel als Dekrete an ihre Vasallen aus. Es ist niemals eine Presse so mächtig gewesen, und es wird vielleicht niemals wieder eine Presse so mächtig seyn, wie die französische während der Restauration, als fast der ganze Kontinent die geistigen Kämpfe mitlebte, welche in Paris gekämpft

wurden, und der Pariser Journalismus für jeden Strebenden des Jahrhunderts ein Bedürfniß, eine Bedingung, ein Salz seines politischen Geistes war. Mit den ersten Jahren nach der Julirevolution erreichte diese auswärtige Wirksamkeit der französischen Presse ihren Kulminationspunkt; aber auch jetzt noch, so sehr man an ihr mäkeln oder sich einbilden mag, man sey blos bei ihr in die Schule gegangen, wie Peter der Große bei Karl XII., übt die französische Presse ihre Herrschaft aus, wie ein Veteran unter Rekruten, und ist, wie keine andere, eine europäische Lektüre.

Die Erklärungsgründe für diese in ihrer Art einzige Erscheinung liegen nicht blos in der weiten Verbreitung der französischen Sprache, auch nicht blos in der Freiheit der französischen Presse, sondern zugleich in der eigenthümlichen Art und Weise, in welcher sich die Herrschaft der Presse bei uns selbst ausgebildet hat, und welche in der innigsten Wechselwirkung mit unserm ganzen Nationalcharakter steht. So wie im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert unsere Könige, so sind im neunzehnten unsere Blätter nach außen imponirend aufgetreten, weil wir daheim uns ihrer Herrschaft zuerst unterzogen, und diese emporgehobene Stellung ihnen eine Superiorität des Bewußtseyns, eine Hoheit des Blicks, eine Majestät des Auftritts verlieh, wie sie die Gewohnheit des Herrschens immerdar vorauszuhaben pflegt. Die Herrschaft unserer Presse hat sich aus denselben Gründen über das Ausland verbreitet, wie die Herrschaft unserer Sprache, unserer Moden, unseres Salonslebens; sie ward eine Macht nach außen, weil sie zuvor eine Macht daheim war, und fand Unterthanen über der Gränze vor, ohne sie eigentlich gesucht zu haben. Und zu dieser Herrschaft war kein Nationalcharakter in Europa, auch den englischen nicht ausgenommen, so ganz ausdrücklich gemacht und geeignet, als der französische, mit seinen Schwächen, wie mit seinen Vorzügen. Das Bedürfniß der Konversation, das uns

von jeher eigen war, brachte die natürliche Anweisung auf ein Zeitungswesen mit sich, so wie es heutzutage bei uns ausgebildet ist. Der Trieb dazu liegt uns im Blute. Jene Gallier zu Cäsars Zeit, von denen er in seinen Kommentarien schreibt, wie sie die Reisenden anzuhalten und um Neuigkeiten auszufragen pflegten, d. h. sie gewaltsam zu Journalisten preßten, sind die echten Stammväter zu jenen französischen Ansiedlern in Louisiana, welche von Zeit zu Zeit „in die Stadt" kamen, „um ein bischen zu plaudern", nämlich einige hundert Meilen zurücklegten, um in Neu-Orleans ihrer Liebhaberei des Konversirens Genüge zu thun.[6]) Im siebenzehnten Jahrhundert hatte das plaudernde Paris bereits seine kleine Zeitungswelt, seine politischen Spötter, seine Pamphlette, seine fliegenden Blätter, und jene spitzigen Epigramme, welche den Anlaß gaben, zu sagen, die französische Monarchie sey ein absolutes Königthum, „eingeschränkt durch Knittelverse". Die Bastille andererseits gab die Einschränkung für die Pamphlettschreiber und Epigrammatiker her. [7]) Im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts vollends hielt das hochverfeinerte Konversationsleben mit seinem Jagen nach Geist und Witz, und mit dem geselligen Range, den es diesen Eigenschaften zuerkannte, einen offenen Rahmen bereit für den Geist des Zeitungswesens, das da nachkommen sollte. Nach der Sturzwelle, womit die Revolution vorübergehend diesen französischen Charakterzug zugedeckt hatte, kehrte die Feinheit der Konversation zurück, mit einem Schatze politischen Stoffes bereichert, und nach diesem echt französischen Typus begann unser Zeitungswesen sich nunmehr auszubilden. Napoleon, in seinen Proklamationen, Reden, Bülletins 2c. 2c., so wie in der meisterhaften Handhabung des Moniteurs selbst ein Journalist, war ein zu starker Nebenbuhler für die übrigen; aber die Macht der Konversation in Frankreich bestund auch unter ihm, und diese Titanennatur auf einem Kaiserthron war nicht gleichgültig gegen die Frage: Qu'en dira-t-on? nämlich in Paris, nicht

in der übrigen Welt. Die Bourbonen wußten das Roß nicht zu reiten, das der Kaiser gezügelt hatte. Und so ging denn aus der Wechselwirkung mit der Konversationswelt unser heutiges Zeitungswesen hervor, das von der Konversation sein tägliches Brod empfängt, und der Konversation hinwiederum ihr tägliches Brod zukommen läßt, und mit unserer ganzen Art, zu seyn und zu leben, auf das innigste verwachsen ist. Montesquieu schrieb, „um Stoff zu bieten, nicht zum Lesen, sondern zum Denken"; unsere Presse, das Nationalbedürfniß voranstellend, schreibt zuvörderst, um Stoff zu bieten zum Reden. Wer nicht redet und von wem nicht geredet wird, der ist todt bei uns; wir können nicht mehr existiren ohne diese Presse, welche mit tausend Zungen auf einmal spricht.

Was die Ausländer unsere Eitelkeit nennen, das Bedürfniß, von sich reden zu machen, eine Rolle zu spielen, Etwas „vorzustellen", wie man zu sagen pflegt, ist, auf die Politik angewandt, gerade ein Element jenes öffentlichen Geistes, den sie an uns bewundern. Wir wollen nicht für uns allein gelassen seyn, sondern in einer Masse beisammen stehen, die ein Ansehen hat; wir wollen mit genannt seyn, wo etwas Namhaftes, mit gelten, wo etwas Geltendes, mit glänzen, wo etwas Glänzendes sich aufthut. Daher jene bereitwillige Unterwerfung unter das Imponirende in unserm Volke, jene entgegenkommende Fügsamkeit unter etwas moralisch Beherrschendes, durch welche ein Name, ein Prinzip, eine Parteisache, welche Lärmen in die Welt machen und Glanz versprechen, so schnell zu einer Macht werden mögen. Der Haufe der Einzelnen, die sich mit andrängen, um die Geltung des eigenen Ichs zu erhöhen, trägt die Sache auf ihren Schilden empor, wie die alten Franken ihre Könige. Das Emporwachsen aber wird unausbleiblich zu einer Anlockung weiter, und jedweder Erfolg geht bereits mit einem zweiten schwanger, den er in seinem Schooß trägt, so wie er selbst geboren ist. Und so gehen wir denn auch in unsern politischen Trachten der Mode nach. Wir

thun das Meiste am liebsten aus dem Grunde, weil die Andern es vor uns gethan, und um uns gegen eine Sache einzunehmen, sagt man uns nicht etwa, daß sie unzweckmäßig, sondern weit besser, daß sie veraltet, überlebt, aus der Mode, nicht mehr an der Zeit sey. Die Hälfte des Erfolges ist der Glaube daran. Daher auch das Lawinenmäßige unserer Revolutionen, welche Alles überstürzen, sobald sie nur über die ersten Prallsteine hinaus sind. Bei den schicksalsgläubigen Türken ist der Erfolg ein Gottesurtheil, eine Offenbarung, eine Nachschrift zum Koran, aber erst, wenn er vollendet ist; bei uns hat er, noch im Werden begriffen, bereits den Einfluß einer Prädestination auf die Menschen. Der Versuch einer Revolution wirft sich auf gut Glück in die Brandung hinein; kommt er durch, so befindet er sich alsbald im allgemeinen Fahrwasser und schwimmt als eine abgemachte Sache glatthin dem Thalweg nach. Die sogenannte Verschwörung Mallet's, dieses abenteuerliche Experiment eines einzelnen Mannes, einen Umsturz zu machen, indem er den Glauben daran antizipirte, war nahe daran, ganz Paris zu überrumpeln. Die Julirevolution hatte für ganz Frankreich den Sieg in der Hand, sobald sie die Telegraphen zur Verfügung hatte, um ihn zu melden. Deputirte und Generale genehmigten, was Leute ohne Namen gemacht hatten, indem man sie an einen Oberbefehl Jener glauben ließ. Ist aber ein solcher Trag- und Ruhepunkt einmal gewonnen, so schließt die übrige Menge sich als Strebepfeiler an; der Schlüssel zu Allem ist der einfache Satz, daß eben „Jedermann da seyn will, wo alle Welt ist". [8]) Die Erfahrung des Satzes ist eine allgemeine, denn es liegt in der Natur des Menschen, mit dem großen Haufen gehen und „mitmachen" zu wollen; unser Nationalcharakter aber ist nun einmal so gefugt, daß für uns der Satz doppelt und dreifach gilt, und daß wir ihn am geschicktesten auszubeuten und zu handhaben verstehen. Wir begnügen uns nicht, die Sache ankommen zu lassen, sondern wir

divinireu, was im Anzug ist, und eilen entgegen. Man überholt sich, um auf halbem Wege mit den Ereignissen zusammenzutreffen. Und diesen unsern feineren Sinn für das Werdende hat man denn unsere Veränderlichkeit genannt; allein es ist lediglich ein Kultus der Zukunft, der seine Poesie ins Leben überträgt. Die Vergangenheit ist etwas Todtes; die Gegenwart befindet sich auf dem Wege dazu; denn was ist sie Anderes, als ein ewig hüpfender Punkt, der zwischen Vergangenheit und Zukunft wie zwischen zwei Stühlen niedersitzen soll und nicht zum Sitzen kommen kann, weil in jedem Augenblick schon wieder das eine Ende in die Vergangenheit hinüber gesponnen ist? Wer der Zeit dienen will, dient der Zukunft. Es ist unsere politische Religion, kann man sagen. Denn in weltlichen Dingen sind wir Glaubensmenschen: wir glauben an einen Cäsar und sein Glück, an die Allmacht eines Namens oder Prinzips, an die Zukunft des einen oder des andern, und wenden uns ab von der Gegenwart, um Dem zu dienen, was wir kommen sehen. Der vielfach mißverstandene Talleyrand war einer der Hohenpriester dieses Kultus, und hatte vollkommen Recht, als er sagte, daß er nicht überlaufe, sondern nur etwas früher komme, als die Andern. Und so wie Talleyrand mit seinem Seherblick seinen Landsleuten, so gehen die Franzosen überhaupt den übrigen Nationen vor in dem Kultus der Zukunft.

Nun betrachte man, wie gefügig und schmiegsam unser Zeitungswesen den geselligen Verhältnissen, den Bedürfnissen, dem Geiste und Geschmack der Nation sich angepaßt, wie fein es alle Züge des Charakterbildes aufgefaßt und in sich nachgebildet hat, auf welche seine einschmeichelnde Herrschaft sich gründen mußte. Aus dem höhern Konversationsleben, auf dessen Schultern es stund, nahm es jene vornehme Haltung, jene noble Grazie, jene altfranzösische Courtoisie herüber, welche erst den Hut vor einem Gegner zieht, ehe den Degen wider ihn, und, wenn er den dreischneidigen Stich im Leibe hat, manierlich den Sekundanten schickt,

um sich nach seinem Wohlbefinden zu erkundigen. Und diese Vornehmheit ist auch eine wesentliche Bedingung des Einflusses und Ansehens unserer Presse; denn die Freiheit und Gleichheit in Frankreich besteht weniger darin, daß der Marquis ein Bürger, als daß der Bürger ein Marquis geworden ist. Predigte doch selbst der National, dieser Würgengel im Dienste der Republik, seine blutigsten Gedanken gleichsam in seidenen Strümpfen und mit dem Klackhut unterm Arm! Die englische Presse ist in allen diesen Dingen charakteristisch verschieden von der unsrigen. In einem Zeitalter entstanden, wo das Salonsleben die englischen Bären noch nicht geleckt hatte, ist sie in ihrer gröberen Natur alt geworden; sie hat wenig von den Weltmännern und desto mehr von den Pferderennern, Kutschern, Boxern, und Fuchsjägern ihres Landes an sich; sie schlägt einen Gegner grün und blau, anstatt ihn todt zu stechen; sie regiert mehr von unten nach oben hinauf; auch hat es sich noch niemals, wie bei uns schon mit Lebrun, begeben, daß ein Zeitungsredakteur von seinem Schreibtisch weg, wie Cincinnatus vom Pfluge, an das Staatsruder geholt worden wäre. Das französische Zeitungswesen ist nobler, als das englische, imponirt dadurch, wie die Repräsentationswürde Ludwigs XIV. imponirte, und übt eine weit unbedingtere, oft eine blinde Herrschaft über die Gemüther aus. Der Anfang dieser Herrschaft besteht in der Kunst, den rechten Anknüpfungspunkt zu finden. In England pflanzt die Presse etwa eine individuelle Meinung auf, um sich ein Publikum dafür zu suchen; in Frankreich sucht man zu diviniren, welche das größte Publikum habe, und macht sich zum Kämpen derselben, um gleich mit der Herrschaft anzufangen. Nach dem Falle Napoleons trat der Liberalismus als Herold der militärischen Größe auf, die eben dieser Liberalismus in unzeitiger Opposition gegen Napoleon hatte verrathen helfen; unsere Zeitungen schwollen über von französischem Waffenruhm und französischem Thatenglanz aus dem Erbe des

Kaisers, und kitzelten damit die Nationaleitelkeit, welche die Schlacht von Waterloo und die ausländische Gevatterschaft der Bourbonen nicht verwinden konnte. Dies war der Grundstein, welcher das übrige Gebäude tragen mußte. Und fast sollte man glauben, unsere Presse habe auch die Disziplin der dienenden Kräfte von Napoleon herübergenommen: — so erfolgreich wußte sie alle Triebfedern des Zeitalters, alle Launen, Liebhabereien, und Leidenschaften des Nationalcharakters sich dienstbar zu machen. Für unsern Kultus der Zukunft sind die Zeitungen inspirirte Priesterinnen, welche zunächst an dem Vorhang stehen, der die Zukunft verbirgt, ihre Orakel empfangen, ihre Zeichen deuten, und in ihrem Allerheiligsten Konnexionen und geheime Einverständnisse unterhalten. Für unsere Liebhaberei, uns durch Anschluß an etwas Glänzendes einen Rückglanz zu geben, für unsern dringenden Wunsch, nicht zu den Veralteten oder Nachzüglern gerechnet zu werden, für den Nationaltrieb endlich, von sich reden zu machen, dienen sie als Feldzeichen, Marschsignale, und Lärmtrommeln. Und wenn dann eine jener Krisen eintritt, an deren Ende es sich findet, daß „Jedermann da seyn will, wo alle Welt ist", so sind unsere Zeitungen, wie die Direktionsfähnchen, welche man unter marschirende Truppen vertheilt: so wie der Vormann schreitet, so tritt der Hintermann nach, und Glied für Glied, Bataillon auf Bataillon, setzt sich die Masse in Bewegung.

Man hat uns nachgeredet, daß wir so schwer zu regieren seyen: das ist eine oberflächliche Ansicht. Durch die Regierung sind wir nur zuweilen schwer zu regieren; durch Einflüsse außerhalb der Regierung leichter, als andere Völker. In keinem Lande Europa's haben politische Anführer folgsamere Truppen und politische Zeitungen gläubigere Leser, als in Frankreich. Wir lassen uns regieren durch eine Partei, durch ein Glaubensbekenntniß, durch ein Prinzip, durch die Mode des Tages, und so wie wir die Neigung haben, uns zu einer Masse zu schlagen, die Etwas

gilt, so haben wir auch den Takt, uns in deren Ordnung zu fügen, und der Herrschaft, die wir zu theilen gedenken, uns selbst zu unterziehen. Wer mit imponiren will, muß zum Imponiren helfen. Und dieser Instinkt geht durch alle Parteien hindurch. Unsere Republikaner sogar, diese Feuerköpfe, welche wie ungeduldige Rosse in die Zügel des Staats beißen, gehorchen mit blindester Subordination unbekannten Oberen, und verlangen nicht, daß der Anführer sich aufopfere, sondern daß er sich schone und aufspare. Bei dem Aprilaufstande von 1834, während die Untergebenen auf der Straße im Scharmützel waren, empfingen sie ihre Befehle von einem Kaffeehause aus, in dem die Oberhäupter Billard spielten. [9]) Das ist der eigentliche Respekt vor der Macht des politischen Gedankens. Mit einer schwärmerischen Aufopferungsfähigkeit, die man so oft an uns bewundert hat, wissen wir, wie die Hindus in ihrer Religion, zugleich eine anspruchlose Unterordnung zu verbinden, welche die Anführer für eine höhere Kaste ansieht. Einmal angeworben, folgen die dienenden Kasten einem Prinzip nach, wie ein Mohamedaner dem Fatum, oder ein Rekrut dem Trommelschlag. Was uns imponirt, das regiert uns auch. Ja, wir wünschen regiert zu werden, um mit regieren zu helfen, und haben nur gegen die offizielle Gewalt einen gewissen Widerwillen; auch ist die außeramtliche politische, der wir uns unterwerfen, nicht immerfort so streng angespannt, wie jene Diktatur republikanischer Parteiführer. Was im Extrem bis zur straffen Disziplin angezogen wird, das ist in ruhigern Momenten eine blose Ordonnanz politischer Uniform, eine milde Vorschrift, sich zu tragen, wie die Andern gehen. Die Modejournale für diesen Schnitt sind die Zeitungen. Von Paris, als dem Hauptquartier, gehen die Ordonnanzen hinaus, und die Provinzen kleiden sich ein darnach, als nach einer Bedingung, über die man nicht hinaus kann. Man würde sich so wenig einfallen lassen, eine politische Meinung ohne Vorschrift, als

einen Frack nach eigener Phantasie tragen zu wollen. Selbst Autoren in der Provinz nehmen, wie Schneider, blos die kommende Mode an. Wie ergötzlich war es anzusehen, als die Legitimisten der Gazette de France den Gedanken faßten, sich einen Spezialgeist der Provinzen zur Unterlage zu geben, und gegen die Zentralisation Chorus zu machen! Alsbald erhoben sich an allen Ecken und Enden kleine „Gazetten", welche gewaltig in die Trompete stießen, und Himmel und Erde in Bewegung setzten zur „Emanzipation" der Provinzen. Aber ein humoristischer Unstern wollte, daß die Sache schnöde zum Gegentheil ausschlug; denn diese Emanzipationsapostel allesammt existirten blos dadurch, daß sie posttäglich von Paris ihre Losung in Empfang nahmen und weiter gaben, und von dem Zentrum aus, gegen das sie protestirten, an Marionettenfäden gezogen wurden. Es waren Strohmänner, die ihre Seelen verleugneten, während sie um deren Anerkennung einkamen; dumme Teufel, für die man in Paris Messe lesen mußte, damit sie in der Provinz in Bekämpfung des Pabstthums glücklich seyen. Von der Art ist die Herrschaft der Pariser Presse über die Provinzen. Aber auch in Paris selbst hat jede Zeitung ihre Provinz, nämlich ihr Publikum, das seinen festen Glauben hat, und dem Nichts über die Autorität seiner Zeitung geht; treue Gläubige, welche Alles ignoriren, was nicht in ihrer Zeitung kommt, und keine Ideen haben, als die man ihnen mittheilt; ehrliche Leute, deren Unverdorbenheit in einer so weltklugen Hauptstadt fast idyllisch rührend ist, und die man neuerlichst sehr unpolitischer Weise von gewissen Seiten als Krämerseelen, als Gevatter Schneider und Handschuhmacher, lächerlich zu machen sucht. Und dieser Theil ihres Publikums ist größer, als man glaubt. Nicht das große Paris, aber jedes kleine Stadtviertel hat seine Kleinstädter, so treuherzig, als irgend eine Provinzialstadt, und ihre politische Religion ist ein Köhlerglaube.

In diesem Publikum besteht die Macht unserer Zeitungen. Die regierende Intelligenz hat sich in dem Zentrum zusammengefunden, von dem die Macht ausgeht; die regierte Intelligenz ist für das eigentliche Publikum übrig geblieben. Und diese letztere ist die Bedingung der erstern. Denn Intelligenz muß ein Publikum haben, um geistig regiert zu werden; eine Intelligenz gerade von der Höhe, um geistige Bedürfnisse zu empfinden und für geistige Einflüsse empfänglich zu seyn, ohne sich durch eine Superiorität verletzt zu fühlen; eine Intelligenz, welche Gleichgültigkeit oder unausfüllbare Geistesleere unter sich, und den Kitzel, sich selbst zu genügen, über sich läßt; eine Intelligenz, welche zu oberst auf dem Strome, aber nicht gegen denselben schwimmen will. Dieses regierbare Maß von Intelligenz nun wohnt vorzugsweise dem französischen Publikum inne, und der Begriff des Publikums in diesem Sinne ist bei uns ausgedehnter, als bei irgend einem andern Volke. Ein Bonmot, das für den Salon gewürzt war, geht auch für den Volksgeschmack nicht verloren; eine Idee, welche oben zündet, läuft elektrisch durch alle Stände herab, und schlägt möglicher Weise noch beim Proletarier ein. Auf ein so empfängliches Publikum zu wirken, ist eine verführerische und dankbare Aufgabe für die Intelligenz, welche regieren will. Anderwärts muß der Staatsmann, der bei der Volksstimmung Etwas zu suchen hat, aus dem gewohnten Kreise seiner raffinirten Gedanken heraustreten, und sich auf gut Glück in eine ihn fremd ansprechende Individualität übersetzen, um eingänglich zu werden; in Frankreich, wo auch die Intelligenzen nivellirt sind, spricht er zu einem Volkshaufen, wie er in der Deputirtenkammer sprechen würde, und kann sicher seyn, daß das eine wie das andere Publikum ihm dieselben Fühlhörner entgegenstreckt. Unser Zeitungswesen, das diese Nivellirung zu seiner Basis nahm, hat dieselbe zugleich wieder vermehren und ausbreiten helfen. Das Publikum gewinnt nicht mehr Intelligenz

dadurch, als eben nöthig ist, um es an den so oder so ausgespannten Motiven wie einen Maikäfer am Faden fliegen zu lassen; aber die regierbare Intelligenz oder die intelligente Regierbarkeit verbreitet sich dadurch unter ein größeres Publikum. So weit diese Gleichartigkeit reicht, so weit reicht die Herrschaft des Zeitungswesens. Die neueren republikanischen Blätter, welche, in ihrem Groll über unerreichte Ideale, auf die Wähler, auf die Nationalgarde, auf die Philisterhaftigkeit des Publikums, welches die andern Zeitungen das Volk nannten, die Lauge ihres Spottes losließen, griffen, ohne es zu wissen, den Grundstein der Zeitungsmacht an: sie verlästerten die regierbare Intelligenz, die sie doch lediglich für sich allein in Beschlag zu nehmen wünschten. Es war das Ordensgeheimniß der Presse, das sie ausschwatzten. Unter der Restauration, als die Konkurrenz um den Besitz des Publikums noch nicht so vieltheilig geworden, verfuhr man politischer, und die Wissenden des Ordens verstunden sich untereinander in jener Kunst der römischen Auguren, sich zu begegnen und sich ins Gesicht zu sehen, ohne über ihr gemeinschaftliches Geheimniß lächeln zu müssen. Ein Erbschaftsstreit, wie der über die Legate der Julirevolution, war nun allerdings geeignet, der Leidenschaft eine Vorhand über die Berechnung einzuräumen, und man hat erlebt, daß ein Augur über den andern sich ein Lächeln oder Naserümpfen auf Kosten der Presse entschlüpfen ließ. Es ist auch unleugbar, daß die Autorität derselben dadurch einigen Abbruch gegen früher erlitten hat; es will sich nicht mehr so leicht fügen, daß das Publikum einer Zeitung, wenn diese ihre Politik umstellt, die Seelenwanderung mitmacht, ohne es theilweise inne zu werden, und die Blätter müssen sich eine längere Zeitfrist (oft mehrere Wochen!) dazu nehmen, um einen solchen Uebergang moralisch vorzubereiten. Aber was an der Gewohnheitsautorität auf einer Seite verloren gegangen seyn mag, hat dieselbe Konkurrenz durch eine höher gespannte Dampfkraft des Geistes der

Zeitungen auf der andern Seite wieder hinzugethan. Die Macht ist fast dieselbe geblieben; der Glanz des geistigen Aufwandes hat sich noch steigern müssen.

Eine so kolossale Macht, wie die regierbare Intelligenz sie bei uns darbietet, war auch allein der Preis, um den die Presse so großartige Kräfte in sich vereinigen konnte. Die ersten Geister der Nation schreiben an den Zeitungen mit; man drängt sich an das Steuer der Presse, wie zum Staatsruder; ein angesehenes Tagblatt ist eine Macht, die ihren regelmäßigen und wohlgeordneten Heerbann hinter sich hat; eine Stellung bei der Handhabe dieser Macht ist von höherem Rang, als ein Lückenbüßer im Ministerium. In Deutschland gilt es für ein Opfer, und zwar für ein sehr undankbares, wenn ein Mann von geistiger Superiorität sich zu einem Zeitungsartikel herabläßt; bei uns wird tagtäglich in solchen Artikeln eine Masse von Geist verpufft, die man anderwärts für sich behält oder zu dickleibigern Gelegenheiten aufspart; allein man hat die Genugthuung dafür, sich als eine Macht zu fühlen, und von einem unendlich großen Publikum gelesen, verstanden, besprochen, bewundert, von seinen Geistesgenossen aber, der ebenbürtigen Intelligenz nämlich, gewürdigt zu werden. Im Verlauf eines Tages überleben sich diese Erfolge; aber sie gehen, wie die Sonne, an jedem Morgen von neuem auf. Das Publikum, welches derartige Erfolge möglich macht, hat unsere Presse, die regierbare Intelligenz die regierende zu solchem Range emporgehoben. Und von diesem Throne herab streckt eine so hochgestellte Geistesmacht, wie unsere Presse, ihren Herrscherstab denn natürlich auch über das Ausland aus, das eines solchen Zentrums entbehrt und doch mit dem Bedürfnisse desselben geplagt ist. In Deutschland namentlich ist der französische Zeitungsgeist ein Einfuhrartikel, so regelmäßig, als die französischen Moden, und die Spaltungen in unserer Presse verlieren diesem Publikum gegenüber die Bedeutung, welche sie nach innen haben mögen;

denn jedweder Einfluß eines französischen Blattes, ohne Unterschied der Farbe, ist ein französischer Einfluß, jedwede Superiorität französischer Ideen eine Superiorität Frankreichs. Unsere Nation darf stolz seyn auf ein Zeitungswesen, das uns so viele fremde Geister botmäßig macht, und im tiefsten Frieden unserm Uebergewicht Schlachten gewinnt. Für viele dieser Vasallenseelen sind die Inspirationen unseres Nationalgeistes sogar zu einer weltbürgerlichen Religion geworden, und jedenfalls erstreckt sich durch den ganzen Kontinent hindurch ein Publikum, das mit allen Einbildungen von Selbstdenken noch bis auf den heutigen Tag kein anderes politisches Leben kennt, als die Gewohnheit, seine Taschenuhren täglich nach der europäischen Thurmuhr zu stellen, welche durch unsere Presse zu Paris aufgerichtet ist.

Das deutsche Zeitungswesen, dem Glanze des französischen gegenüber, gewährt nur einen ärmlichen Anblick. Seine Geschichte ist von vorn herein eine Leidensgeschichte. Die Anfänge der Buchdruckerkunst, als welche ohne Zuthun einer Polizei erfunden worden, hatten die Presse frei gehabt; bis man es aber zu einem Zeitungswesen brachte, war der freien Kunst Gutenbergs die Zensur als Scherge in die Fußstapfen getreten. Von der Ausübung kirchlicher Autorität in dem Spruch über Rechtgläubigkeit oder Kirchengemäßheit bot sich ein natürlicher Uebergang dazu; als sich die weltliche Gewalt unter Verwendung weltlicher Mittel mit andrängte, war die moderne Zensur fertig. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, 1524, hatte man so weit vorgearbeitet, daß den Obrigkeiten zur Pflicht gemacht ward, bei ihren Druckereien „nothdürfftig Einsehens" zu haben, daß „hinfürder" keine „Schmachschrifften" ausgingen; 1529, auf dem Reichstage zu Speyer, wurde bereits eine eigentliche Zensur angeordnet, indem ohne vorhergegangene obrigkeitliche Besichtigung einstweilen nichts Neues mehr gedruckt, feilgetragen, oder ausgelegt werden sollte.[10])

Von da an läuft durch die Reichsabschiede des Jahrhunderts eine Reihe von Geboten und Anmahnungen zu strengerer Aufsicht über die Druckereien und ihre Erzeugnisse, und wenn die öftere Wiederholung beweist, daß die Freiheiten der Presse sich noch stemmten, so war doch die Regel festgestellt, und die Ausnahme da oder dort eine vereinzelte Vergünstigung durch Reichsstände, welche in den geistigen Kämpfen jener Zeit eben selber Partei nahmen. Was man jetzt „Mißbrauch der Presse" nennt, dafür hatte man damals den Kunstausdruck „Schmähschriften"; die Naivetät des Zeitalters verstund darunter die polemischen Schriften, welche als die Waffe der einen Partei der andern natürlich wehe thun, und eine Verletzung dieser Art erschien als eine Ungebühr, die man unzulässig fand, — ausgenommen, wenn man auf der aktiven Seite selber betheiligt war. Noch vor Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts, lange bevor fortlaufende Jahrgänge von Zeitungen im Druck erschienen, war die Beaufsichtigung der Presse in ein System gebracht; der Reichsabschied von 1570 enthält bereits alle Grundzüge eines solchen, und stellt die heutige Preßgesetzgebung Deutschlands in nuce dar. 11) Während des dreißigjährigen Krieges, so lange man mit den Schwertern drein schlug, mochten andere Argumente übersehen werden, und sowohl „Schmähschriften" als Aufsichts-Maßregeln für müßig gelten. Im Osnabrücker Frieden fand man wieder eine Vorbauung gegen den Mißbrauch der Presse in Bezug auf die verschiedenen Religionsparteien im Reich nothwendig. 12) Was man bei diesen Preß-Maßregeln zunächst im Auge hatte, war bis dahin der Schwall von Flugschriften gewesen, womit die Polemik ihre Kämpfe zu führen pflegte; um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aber scheinen auch Zeitungen in eine polemische Wichtigkeit getreten zu seyn, da man um diese Zeit bereits den ersten Verboten begegnet. Im Jahr 1656 wurde zu Frankfurt die Zeitung des Buchdruckers Friedrich Weiß daselbst wegen anstößiger

Stellen verboten, oder, wie der moderne Kunstausdruck ist, „unterdrückt"; auf bittweises Einkommen jedoch, „unter Verwarnung vor Exzessen und Empfehlung der Moderation", alsbald wiederum gestattet; — ein vergleichungsweise milder Anfang des heutigen deutschen Verbotsystems, das da niemals ein Verbot zurücknimmt, oder sich in Verhandlungen darüber einläßt. Der Gerechtigkeitstrieb der Juristen jener Zeit, welche keine Willkühr sehen konnten, ohne ihr einen Rechtsboden unterzuschieben, leitete das Recht zu Zeitungsverboten von dem Postregal ab, so daß ein solches Verbot eigentlich blos als eine Aufkündigung des Gebrauches der Post für die Spedition dieser oder jener Zeitung wäre auszulegen gewesen. Die Wirkung verblieb, so oder so genommen, die nämliche; auch wußte man sie nach Fassungskraft zu schätzen, und im achtzehnten Jahrhundert war dieses plumpe Korrektivmittel bereits ein gangbares und nächstliegendes geworden.

In Bezug auf kirchliche Polemik dienten die verschiedenen Glaubensbekenntnisse und Interessen der Reichsstände selbst als Gegengewicht der Unterdrückungslust; in Bezug auf politische Ideen aber, welche man nunmehr vorzugsweise zu fürchten anfing, fiel in den meisten Fällen der Anhalt dieses Gegengewichtes hinweg. Doch fand die Politik in der Presse immerhin Raum genug, um nachgerade in den vordersten Rang zu treten. In dem kaiserlichen Patent von 1715 gegen die „Schmähschriften" ist neben den Glaubenssachen schon ausdrücklich von „verbotenen Staatssachen" und sehr schädlichen, des heiligen römischen Reichs Gesetze und Ordnungen „anzapfenden", verkehrten neuerlichen Lehren und Büchern die Rede. [13]) Der Zeitungen ist nicht namentlich Erwähnung gethan. Die Zensur hielt sie strenger, als die übrigen Schriften; das Bedürfniß der Postversendung und die Unmöglichkeit, sie ohne Angabe des Druckortes und Verlegers unter das Publikum zu bringen, wie man mit andern Drucksachen häufig

that, gab sie auf Gnade und Ungnade in die Hände der Staatsgewalt. Daß man dessenungeachtet auch noch zu Verboten seine Zuflucht nahm, ist ein anschauliches Merkzeichen, wie eng gegriffen und kleinstädtisch die Regierungsansichten dieses Jahrhunderts waren. Man ahnte eine Macht in den Zeitungen; man erschrack zum voraus vor der Möglichkeit eines Geistes; man war mädchenhaft ängstlich und spießbürgerlich verletzbar; — kurz, die Willkühr, womit man die Presse mißhandelte, ging, wie die meisten Grausamkeiten, aus Feigheit hervor. Die Zeitungen hatten öffentlichen Einfluß genug, um dafür malträtirt zu werden, aber zu wenig, um sich damit Respekt zu machen. Im siebenjährigen Kriege hatte die Erlanger Zeitung, welche kurz zuvor (1754) erst entstanden war, den unglücklichen Einfall, in Deutschland Geist haben zu wollen; ein preußischer Anführer, der mit einem Streifkorps in Franken einfiel, nahm sich dafür die würdige Genugthuung, dem „Zeitungsschreiber", weil er nicht für Preußen witzig gewesen, fünfundzwanzig Stockprügel aufzählen und sich eine Quittung darüber ausstellen zu lassen. [14])

Bildlich genommen war die Art, wie man mit dem Zeitungswesen überhaupt verfuhr, nur eine Reihe von Wiederholungen dieses Husarenprozesses. Der beste, wo nicht der einzige Schutz einer Zeitung bestund in der Eigenschaft, obskur zu seyn. Die Ausnahmen, wie Schubarts deutsche Chronik, erhoben sich nur zu einer relativen Bedeutung. Das feinere Publikum las immer mehr ausländische Blätter; in Deutschland selbst erschien, theils um einer milderen Zensur willen, theils um bequemer abschreiben zu können, gegen Ende des Jahrhunderts eine Masse von Zeitungen in den Sprachen fremder Nationen. So ein British Mercury im Norden; ein Mercurio di Vienna im Süden; französische Zeitungen, außer dem burgundischen Kreis und dem Hochstift Lüttich, zu Wesel, Köln, Neuwied, Elberfeld, Frankfurt, Zweibrücken (später Mannheim), Wertheim, Berlin 2c.

Eine griechische Zeitung, welche in Wien herauskam, war wenigstens nicht für Deutsche geschrieben, sondern ging nach Griechenland; mit lateinischen hatte man zu wiederholten Malen (zu Helmstädt, Leipzig, und Stuttgart) Versuche gemacht, aber sie waren nicht recht aufgekommen; für eine arabische oder hebräische würde die Staatsgewalt wahrscheinlich Zensurfreiheit verwilligt haben. Auf diesem geistlosen Wege war man denn allgemach dahin gelangt, daß kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1789 ein Ausländer von dem deutschen Zeitungswesen sagen konnte: wenn ein Indianer zum ersten Male ein solches Blatt zu lesen bekäme, so würde er glauben müssen, daß das Wesen der Handlungen in diesem Lande im Essen und Jagen bestehe. Etwas Weniges an Geist hatte sich noch in Zeitschriften geflüchtet, welche etwa günstige Ausnahmsverhältnisse für sich hatten; aber es stund so isolirt, daß Schlözers Staatsanzeigen z. B., in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit Artikeln, die man heutzutage sehr unschuldig finden würde, eine Sensation gegen sich aufregten, als ob jedes Heftchen mit Meuterei und Hochverrath schwanger ginge.

Mit einem so trefflich gepflegten öffentlichen Geiste lebte das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts den Stürmen der französischen Revolution entgegen. Als die Sirenenlieder der neuen Freiheit ertönten, regte sich ein Geist in Deutschland, wie der eines Knaben, welcher einer Schule zu entlaufen wünscht, aus der er blos Prügel davon getragen. Ein anderer Geist war nicht vorhanden. Die Universitäten und Gelehrten lebten ganz in ihrer eigenen Welt; der Adel und die Höfe waren französisch geworden und konnten sich nicht so geschwind aus der Kopie heraus denken; die Intelligenz hatte man vor den Kopf gestoßen; den Nationalgeist aus Mangel an Nahrung erlöschen lassen. Was übrig blieb, war keine Nation mehr, sondern lediglich ein Publikum, das von jedem imponirenden Eindruck jungfräulich unerfahren in

Beschlag zu nehmen war. So fiel denn dieses Publikum unbesehen dem neuen Frankreich in die Arme. In Deutschland selbst waren alle Hebel, womit man eine öffentliche Meinung in Bewegung setzt, gelähmt, oder ihre Handhabe für einen fremden Zugriff eingerichtet. Man sah auch halbwegs ein, daß man aus einer Politik ohne Geist zu einer durch den Geist wirkenden sich wenden müsse, aber man war nunmehr täppisch im Antreiben, wie man vorher täppisch im Zurückhalten gewesen war. Die Wilhelmsbader Verabredung, im September 1794, setzte fest, daß einer Gesellschaft „wohldenkender" Gelehrten zum Druck und zur Herausgabe ihrer Schriften der „landesherrliche Vorschub" angedeihen solle. Man wollte die Intelligenz in Dienst nehmen, wie ein Remontepferd; allein die Revolution der Ideen war diesen kleinen Mitteln längst über den Kopf gewachsen. Gegen einen fremden Geist, der zu überwältigen droht, kann man sich nicht stemmen, als vermittelst eines eigenen Geistes; was aber ein Jahrhundert lang sorgsam platt gedrückt worden, läßt sich nicht über Nacht zu der Seele einer Nation erweitern. Das Bedürfniß der Zeitungslektüre war einmal da; es wuchs seit der französischen Staatsumwälzung in einer Progression, wie die der Gerstenkörner auf dem Schachbrette des Braminen Sissa; die deutschen Zeitungen allerwärts vermehrten sich und dehnten Format und Nummerzahl aus, um dem andringenden Bedürfniß zu genügen: [15]) wie sollten sie den offenen Rahmen anders ausfüllen, als indem sie sich auf dem wohlfeilsten und bequemsten Wege zu einem Echo der französischen machten?

Bei uns fanden sie eine geistige Schatzkammer, aus der man in Fülle leihen konnte; daheim nicht. Und von diesem Zeitpunkt an sind wir denn auch, mit einer kurzen Unterbrechung, die Schatzmeister und Bankiers für die politischen Ideen und die politischen Nachrichten der deutschen Zeitungen geblieben. Während der Revolutionskriege nahmen sie häufig sogar die Schlachtberichte,

welche ihre eigenen Heere angingen, aus unserer Fabrik, und auf diese Weise ward uns die feindliche Presse dienstbar, wie gekauft, während wir sie mit Nichts zu bezahlen brauchten, als mit den Artikeln selber. [16]) Zur Napoleonischen Zeit wurde diese freiwillige Dienstbarkeit als Frohndienst fixirt; die deutsche Presse mußte sich, wie die französische auch, nach dem Moniteur richten, durch welchen Napoleon den Geist des „landesherrlichen Vorschubs" austheilte. Da die englischen Blätter vom Kontinent abgesperrt waren, so hatte Napoleon auch als Journalist das Monopol in der Hand. Die Emanzipationsversuche des deutschen Geistes, der sich zu sträuben anfing, traten nur in Zwischenräumen hervor, und blieben isolirt, wie die Feldzüge, denen sie zum Vorspiel dienten. Als 1809 Oesterreich mit dem Rufe zur Freiheit ins Feld rückte, setzte es auch den Hebel der Presse in Bewegung; aber die Handhabung fiel ungeschickt aus, weil man weder einige Erfahrung darin für sich hatte, noch die Gewohnheit eines Publikums, von dieser Seite her Inspirationen zu empfangen. Der Versuch war für beide Theile ein fremdartiger. Dessenungeachtet hätte er schon damals uns gefährlich werden mögen, wenn er im Gefolge eines Sieges der österreichischen Waffen aufgetreten wäre; allein diese wesentliche Bedingung blieb bekanntlich aus. Von 1809 an bis 1812 war ein Nachklang der angerührten Saite noch in dem Oesterreichischen Beobachter bemerkbar, der einen gewissen geistigen Rang an sich nahm, und sowohl auf die spanischen Vorgänge, als auf die politischen Verhältnisse der Kabinette zuweilen Streiflichter fallen ließ, welche eine Tendenz hatten. Eine preußische Staatszeitung gab es damals noch nicht, da das jetzt unter diesem Namen erscheinende Blatt erst 1815 seinen Anfang nahm. Auch war, wie sich nachher auswies, eine vorbereitende Bearbeitung des Volkes gegen die Fremdherrschaft durchaus unnöthig. Der Volksgeist bestund durch sich selbst. Als die Krisis ausbrach, wurden die offiziellen und

halboffiziellen Organe rasch von einem mächtigern Geiste überholt, und der Oesterreichische Beobachter, der zuvor sachte präludirt hatte, war von 1813 bis 1815 kein Blatt für das Volk. Die Wortführer, wie es in Umwälzungszeiten zu geschehen pflegt, erhoben sich aus der Bewegung selbst. Eine Masse von Druckschriften aller Art, den regelmäßigen Zeitblättern voran, verbreitete wie auf Sturmesflügeln jenes Feuer über Deutschland, ohne welches die Russen, mit sammt dem Triumphe ihres Winters, nicht bis an die Elbe gekommen wären. Was an Ideen ausgesäet ward, ging als eine Aernte von bewaffneten Männern auf. Die deutsche Presse war eine europäische Macht geworden; den Rheinischen Merkur nannte man den „fünften Alliirten". Zu dieser Zeit war auch in Deutschland eine „regierende Intelligenz" an das Steuerruder der Oeffentlichkeit getreten; es ist die einzige Periode in der Geschichte des deutschen Zeitungswesens, worin dasselbe imponirend und einer großen Nation würdig erscheint.

Um fünf Jahre später war keine Spur mehr davon übrig. Warum und wie so es zu einem solchen Ende kommen mußte, ist eigentlich schwer zu sagen. Ohne Zweifel ist es ein Lobspruch für den Geist der französischen Presse, daß sie, fast noch ehe die deutschen Okkupationstruppen Frankreich geräumt hatten, bereits Deutschland mit ihren Ideen zu besetzen, und die deutschen Zeitungen wieder zu französischen Kopien zu machen anfing. Aber man muß hinzufügen, daß innere Irrungen in Deutschland ihr dabei redlich in die Hände arbeiteten. Die Druckfreiheit, welche während jenes Freiheitskrieges aufgetaucht war, erhielt sich nur an wenigen Punkten über den Frieden hinaus. Man hatte die Macht des Zeitungswesens zu wohl kennen gelernt, um sie nicht bedenklich zu finden. Der „fünfte Alliirte", der sein erstes Blatt am 23. Januar 1814 ausgegeben hatte, gab am 19. Januar 1816 sein letztes aus: er war durch Kabinettsbefehl „unterdrückt". Drei

Jahre später wurden die Einschränkungen allgemein. Ein fanatischer Student erdolchte einen russischen Schriftsteller, der übrigens niemals eine politische Rolle gespielt hatte, als einen Feind der deutschen Universitäten; zu gleicher Zeit kam man einem über viele Hochschulen sich erstreckenden Zusammenhang hochverrätherischer An- oder Absichten auf die Spur. Dies gab den Ausschlag. Es scheint, daß auch die staatsmännische Welt damals die Illusionen dieser Jugend theilte, als welche sich nämlich einbildete, daß sie eine mächtige Partei mit streitfertigen Mitteln, ja, die Mehrheit der ganzen Nation, „insgeheim" hinter sich stehen habe. Am 20. September 1819 erschien ein Bundesbeschluß, welcher, nach Verabredungen in Karlsbad, die deutschen Preßverhältnisse regulirte, und die noch heute geltende Basis der Gesetzgebung dafür bildet. [17]) Während die Zensur, wiewohl unter einem andern Namen, sich kraft dessen zu einer Bundesvorschrift erhoben findet, übt der Bund zugleich über die Art und Weise der Vollziehung eine oberste Aufsicht aus, indem das Verbotsrecht, jetzt nicht mehr aus dem Postregal abgeleitet, ein unbedingtes Korrektiv- oder vielmehr Kassationsmittel der Zensurbewilligungen in seine Hände legt.

Die Wirkung dieses Systems auf das deutsche Zeitungswesen war von ganz eigenthümlicher Art. Die Erörterung deutscher Angelegenheiten, als die am leichtesten anstößige, verschwand aus den Blättern; die Geister, welche eine nationale öffentliche Meinung zu repräsentiren und zu bilden verstanden hätten, zogen sich zurück; der leere Rahmen, dem das Lesebedürfniß des Publikums einen Inhalt anbegehrte, ward mit Kompilationen und Uebersetzungen ausländischen Zeitungsstoffes ausgefüllt. Da man die Zeitungsblätter an sich nicht unterdrücken wollte, noch konnte, so ließ man diesem Surrogate wohl oder übel seinen Spielraum. Dieses Surrogat aber wurde von Frankreich geliefert. Die Revolutionen in Spanien, in Portugall, in Italien, in Griechen-

land, hatten das deutsche Publikum, das zu Hause blos Pausen hatte, in Bälde gewöhnt, seinen politischen Blick vorzugsweise nach außen zu wenden, und in fremden Angelegenheiten das Interesse eigener zu sehen; es erschien nicht so nackt unnatürlich, da die Ereignisse aus der Fremde kamen, auch die politischen Gedanken darüber aus der Fremde zu entlehnen. In der griechischen Angelegenheit namentlich, welche am längsten dauerte, folgte das ordinäre deutsche Publikum blindlings den Gedanken der französischen Presse, und ließ sich während des Türkenkriegs der Russen zu einem russischen Enthusiasmus hinaufstimmen, der von einem Standpunkt aus sehr wohl in einem französischen, aber von keinem aus in einem deutschen Interesse motivirt war. Die italienischen und die spanischen Interessen, mit denen man ebenfalls dieses Zeitungspublikum eine Zeitlang aufgefüttert hatte, schrumpften bälder ein; die französischen blieben übrig. Nun klammerte sich die passive deutsche Welt gänzlich an Frankreich an. Das innere Leben einer Nation, welche von allen Nationen der Erde am wenigsten die Schwäche hat, weltbürgerlich zu seyn, wurde in den Händen des deutschen Zeitungswesens das Steckenpferd eines kleinstädtischen Weltbürger-Sinns. Alle Welt wollte mitleben, was in Paris vorging; das Kleine, wie das Großartige; das Unwichtigste, wie das Bedeutsame. Jeder Eckensteher in Deutschland wußte, wer Minister in Frankreich war, und was für geheime Plane dieses Ministerium habe. Diese kolossale Kannegießerei mit fremden Interessen ist auch der Schlüssel zu der unermeßlichen Aufregung, welche unsere Julirevolution in Deutschland verursachte. In England verfehlte diese Revolution auch nicht den gebührenden Eindruck zu machen; die Engländer bewunderten sie und zogen ihren Vortheil daraus; aber sie vergaßen keinen Augenblick darüber, daß sie Engländer waren. Anders in Deutschland. Man hatte seit Jahren die französischen Oppositionszustände mitgelebt, als ob es eigene wären; als jene

Krisis derselben eintrat, bildete man sich folgerichtig ein, daß man an dem Sieg und dessen Beute gleichfalls seinen Antheil habe. Die deutsche Zensur gegenüber der französischen Preßfreiheit [18]) hatte uns von langer Hand her diesen Einfluß entgegen getragen. So wie der Kaiser Napoleon in Pillnitz, so ist die Macht unserer Presse über Deutschland in Karlsbad geboren worden.

Von Seiten der Regierenden in Deutschland wunderte man sich nicht wenig darüber, daß ein durch ein Jahrzehend hindurch mit so viel Sorgfalt gepflegtes Zensursystem keine besseren Früchte getragen hatte. Ein Krieg mit Frankreich stund vorne an in der Reihe der Möglichkeiten, und in den deutschen Zeitungen, mit all ihrer Zensur, mußte man gleichsam eben so viele französische Kolonien auf deutschem Boden erblicken! Als die zusammengezogenen Wetterwolken gegen Vermuthen sich vertheilt hatten, reflektirte man auch wieder auf die Blitzableiter. In der fast zweijährigen Zwischenzeit hatte man den Zeitungen die Zügel schießen, in einem Bundesstaate sogar eine gesetzliche Preßfreiheit aufkommen lassen. Auf andern Punkten bestund sie faktisch. Denn das ist ebenfalls eine der Seltsamkeiten des deutschen Zensurverfahrens, daß es regelmäßig, wenn die Zeit ernsthaft unruhig ist, sich lockert, und wenn die Unruhe sich zu setzen beginnt, wieder straff anzieht. Im Sturme läßt man die Presse mit fliegenden Segeln fahren; bei ordinärem Winde refft man sie ein. Gewöhnlich geschieht Dies vermittelst einer massenhaften Anwendung des Verbotsystems, welche sodann nicht ermangelt, sowohl auf Zensoren, als auf Verleger und Schriftsteller abschreckend, fast terroristisch, zu wirken, jedoch den Nachtheil hat, daß niemals, wie in Frankreich oder England, eine Partei zu dem Punkte gelangt, wo sie sich in ihrem eigenen Extrem überlebt oder die Erfahrung ihrer Impotenz gegenüber der wahren Volksgesinnung zu machen hat. Eine dieser periodisch wiederkehrenden Aernten

des Verbotsystems wurde denn auch in den Jahren 1832 und 1833 vorgenommen, und etwa ein Dutzend deutscher Zeitungen oder darüber, ein gutes Zehntheil der Gesammtanzahl, verfiel der Sichel desselben. Auch einige Zeitschriften wurden niedergelegt. Was übrig blieb, ist der heutige Bestand des deutschen Zeitungswesens; eine Mannschaft von Dezimirten; Gemeine mehrentheils, die sich vermittelst ihrer Obskurität so hindurchgebracht; die wenigen Offiziere darunter mit Narben bedeckt und durch amputirte Glieder gezeichnet.

Der Geist des Zensurverfahrens ist seitdem wieder geworden, was er vor dem Jahre 1830 war: gestreng aus Aengstlichkeit und ängstlich aus Kleinstädterei. Eine Ausnahme fand theilweise statt, als aus Veranlassung der Kölnischen Wirren der Protestantismus und der Katholizismus sich in die Haare geriethen. Die Zensur gab Luft; die deutsche Presse rührte sich und debattirte mit Neuheitslust über Etwas, was Deutschland selber anging; das deutsche Zeitungspublikum ließ das französische Ministerium einmal ungeschoren, und machte sich ein eigenes Tagesgespräch, anstatt das der Pariser nachzuleyern, so wie es die Post mit sich brachte. Allein es war blos ein lichter Zwischenraum in der Gallomanie des deutschen Zeitungswesens. Als die Sache um sich griff, ängstigte man sich oben vor dem Lärm, und die weltliche Macht verstund sich darüber, der ungewöhnten Polemik Einhalt zu thun. Der Protestantismus selbst, nicht eben im Geiste seiner Ahnen, verlangte zuvörderst die Herrschaft des Stillschweigens. Eine hannöversche Streitfrage, welche nicht minder Aufsehen machte, erfreute sich nur zur Hälfte jener Lockerung des Preßzwanges, und kam um Vieles bälder bei deren Endpunkt an. So sind vereinzelte Ausnahmen da oder dort nur vorhanden, um die Regel durch ihren Kontrast zu bestätigen. Diese Regel nun, dem Ansehen nach, wäre im Grunde die, daß in Bezug auf Deutschland in den Zeitungen gar Nichts zur

Erörterung kommen solle, als im Sinne der Regierenden oder unterhalb der Linie, wo die Politik anfängt, und ganz folgerichtig hat man deßhalb in neuerer Zeit auch über Handelsinteressen, über Verträge und Tarife die Debatte verwehrt, sobald die Staatsgewalt einmal ihren Entschluß gefaßt hatte, und der Betreff, um den es sich handelte, dadurch amtlich bekannt geworden war. Allein in ihrer vollen Konsequenz würde eine solche Regel in den heutigen Zuständen nicht durchführbar seyn, und so ist man denn bei dem halben Resultat stehen geblieben, daß die Rubrik Deutschlaud in den deutschen Zeitungen wenigstens nur eine sehr untergeordnete ist, und dafür durch ein Echo der französischen und der englischen Presse der öffentliche Geist des deutschen Volkes beschäftigt wird.

Man muß sich die Vergangenheit des deutschen Zeitungswesens vor Augen halten, um seine Gegenwart zu begreifen; aus seiner Leidensgeschichte erklärt sich seine Kümmerlichkeit, welche mit dem Geistesstolze dieser Nation auf andern Gebieten in einem so wunderlichen Kontrast steht. Auf eine Einwohnermasse von 40 Millionen, die deutschen Provinzen von Preußen außerhalb des Bundes zur Bevölkerung dieses letztern hinzugerechnet, zählt Deutschlaud nicht mehr als etwa 100 politische Zeitungen. [19]) Unter diesen hundert Zeitungen wiederum findet sich kein Dutzend, das auf die Eigenschaft von Blättern ersten Ranges oder den Besitz eines über die ordinären Gränzen hinausgehenden, durch ganz Deutschland hin vertheilten Publikums Anspruch machen könnte. Von den übrigen besteht die Mehrzahl aus blosen Kompilationsblättern, welche die Originalartikel der andern nachdrucken oder ausziehen, und zum Ueberfluß eine Geistesarbeit zu liefern glauben, wenn sie Das, was die französische Presse oder eine Pariser office-correspondance bringt, in einer schülerhaften Uebersetzung abkonterfeien. [20]) Kenntnisse sind nur ein sehr untergeordnetes, Geist gar kein Erforderniß bei einem solchen

Blatte. Auch wird weder mit der einen noch mit der andern Eigenschaft ein unnöthiger Luxus getrieben: die erstere wird nicht verlangt, die letztere oft nicht einmal gestattet. Kurz, diese Zeitungen sind ungefähr, wie unsere schlechteren Provinzialblätter; aber Provinzialblätter, deren Hauptstadt die einer fremden Nation ist; denn Alles, was ihr Pflanzenleben an Seele zu haben scheint, ist von Paris erborgt. Dessenungeachtet haben diese Scheinseelen ein Publikum, das zu ihren Füßen sitzt. Es gibt Kompilationsblätter in Deutschland, welche, obwohl mit politischen Gedanken kaum bis auf fünf zählend, mit Berechnung ihrer Abonnenten bis auf eben so viele Tausende und darüber kommen, und bei der geistigen und leiblichen Dürftigkeit ihrer Ausstattung einen im umgekehrten Verhältniß mit ihrem Werth steigenden Gewinn abwerfen. Ihre Geistesarmuth hat sie reich gemacht. Als Lokalblätter auf irgend einem günstigen Stapelplatze entstanden, versammelten sie von dem Mittelpunkt eines Straßennetzes, eines Handelswesens, oder eines Staatsganzen aus allmählig ein Publikum um sich, das den Kreis ihrer Oertlichkeit weiter zog; der periodischen Sichel des Verbotsystems entgingen sie durch ihre innere Leere und geduckte Stellung; aus dem Zensurzwang, der eine mit Geist aufstrebende Konkurrenz fern hielt, wuchs ihnen ein Monopol des Alters und der Gewohnheit zu; was andere Blätter tödtete, belebte sie, und das Endergebniß von Allem war der Erfund, daß sie für diese oder jene Ortsgelegenheit eben doch die Zeitungen waren, welche das Neue früh und das Entlehnte wohlfeil mittheilten. Als gangbare Novitätenblätter waren sie mittlerweile von selbst auch frequentirte Anzeigeblätter geworden. Mit dieser letztern Eigenschaft aber traten sie in jenen Zirkel, der wie eine sich in den Schwanz beißende Schlange die Abonnenten einer solchen Zeitung zusammenhält; weil Jedermann darauf abonnirt ist, will Alles seine Anzeigen darin abgedruckt haben, und weil sie das allgemeine Repertorium aller Anzeigen

sind, will Jedermann darauf abonnirt seyn. Was Wunders nun, daß sie Das pflegen, was sie groß gemacht? Der Mangel an innerm Gehalt war ihr Schutzbrief für das Bestehen und Altwerden; ihr Bestand und Alter privilegirte sie zu Gewohnheitsblättern für das Publikum ihrer Oertlichkeit; der Besitz dieses Publikums endlich führte ihnen den Anzeigenschatz zu, der sie unentbehrlich macht und auch Die zu Abonnenten preßt, so über sie schelten. Mit andern Worten, es sind weniger Zeitungen, die zugleich Anzeigen, als vielmehr Anzeigeblätter, die zugleich Zeitungsnachrichten bringen, und anstatt sich über die Jämmerlichkeit der schlecht redigirten zu wundern, muß man vielmehr den Hochsinn der wenigen preisen, welche auch den fast unnöthigen politischen Theil ihres Ichs zu kultiviren und ihren Kompilationen das Verdienst einer mit Takt geordneten historischen Uebersicht zu erwerben bemüht sind.

Die Primärzeitungen, als welche Geistesaufwand machen und auf ein allgemein deutsches Publikum berechnet sind, stehen in einem andern Rang, sind aber so mannigfachen Beschränkungen unterworfen, daß auch sie nur für eine defekte Repräsentation der politischen Intelligenz Deutschlands gelten können. Schon ihre geringe Anzahl ist eine Dürftigkeit in diesem Lande voll Wissenskraft und Geistesfülle. Auch hat es nicht an dem Streben nach Höherem gefehlt; was vorhanden ist, besteht nicht aus Anfängen, sondern aus Resten. Eine Reihe von Blättern, welche einst um jenen Preis warben, ist in der Gefahr umgekommen; in den Verbotslisten findet man ihre Namen verzeichnet. Und wenn man die Masse von Hindernissen erwägt, die auf ihrem Weg aufgehäuft lag, so muß man sich fast wundern, daß Verbote nöthig waren. Die Ermanglung eines großen Mittelpunktes, welcher das geistige Leben der Nation zusammenfaßte, ist Ursache, daß jede nicht blos örtlich strebende Zeitung, auf welchem Punkte sie sich auch befinden möge, immerdar eine entlegene ist. Wäre der Bundestag eine

öffentliche Tagsatzung, hätte Preußen eine parlamentarische Rednerbühne, oder Oesterreich noch den deutschen Kaisernamen, so möchten Frankfurt, Berlin, oder Wien solche Mittelpunkte geworden seyn. In Ermanglung dessen haben die Zeitungen zu kleine Gesichtskreise, um weit zu sehen, und zu niedere Standpunkte, um weit gesehen zu werden. Die Zensur, welche den Spielraum verengert, beschränkt zugleich die Auswahl der letzteren. Hat sich dennoch ein günstiger Ort gefunden, welcher sich zur Gründung einer Primärzeitung eignet, und den Vortheil eines wohl gelegenen Straßenknotens mit dem noch seltenern einer mit Geist aufgefaßten Zensurherrschaft vereinigt, so ist die Aufgabe eines solchen Blattes keine geringere, als sich selbst zu einem politischen Zentrum zu machen und die fehlende Residenz eines deutschen Nationalgeistes auf ihr Papier zu zaubern.

Schon die entfernteste Annäherung an ein solches Ziel, ohne dessen Bewußtseyn übrigens die Primärzeitung ebenfalls nur eine lokale wäre, ist ein gigantisches Unternehmen. Die Kleinstädterei des Postwesens in Deutschland reicht der Kleinstädterei des Zensurverfahrens die Hand, um einem etwas großartigern Gedankenverkehr in den Weg zu treten. Da man versäumt hat, das deutsche Postwesen in die Hände des Bundes zu legen, der es als ein Ganzes übersehen und regieren konnte, so zerfällt dasselbe in viele, zum Theil sehr kleine Unterabtheilungen, welche denn hin und wieder nicht sowohl die Bedeutsamkeit der Kommunikation, als vielmehr ihren Antheil an der Ausbeute im Auge haben, und einen durchgehenden Transport brandschatzen, wie die Raubritter des Mittelalters über eine Karawane mit Handelsgütern herfielen. Wenn eine Zeitung einmal den Bereich von einem halben Dutzend Postadministrationen passirt hat, die ihren Leibzoll davon erheben — und es kann sich treffen, daß sie damit noch nicht über 50 Stunden Weges gekommen ist — so beträgt der „Postaufschlag", je nach Beschaffenheit der Umstände, bereits

seine 100 bis 150 Prozent des ursprünglichen Preises; es gibt Entfernungen, und zwar nicht gerade wie die von Triest nach Hamburg, auf welche er bis zu 5 und 600 Prozent steigt. Es nimmt sich aus, wie wenn jedes Land, das ein Endchen Poststraße hat, einen Prohibitivzoll zu Gunsten der „selbstfabrizirenden", beziehungsweise der nachdruckenden Zeitungen hätte vorschieben wollen, und in der That war einst eine Zeit in Deutschland, wo ganze Zeitungen, nicht blos Artikel derselben, förmlich und regelmäßig nachgedruckt wurden. [21])

Die Verbreitung eines Blattes über ein Publikum, das sich von dem Deutschen Meere bis zum Adriatischen, und von den Alpen bis zur Bernsteinküste erstreckt, ist unter solchen Verhältnissen mit Schwierigkeiten verknüpft, von denen man in Frankreich keinen Begriff hat, da sie auch vor unserer Revolution und vor unserer Preßfreiheit für unser Zeitungswesen nicht vorhanden waren. In den beiden großen Hauptstädten Deutschlands erscheinen keine Primärzeitungen im obigen Sinn, weil diese für ihren Zweck eine minder beschränkte Zensur aufsuchen müssen; jenes so schwer zu erringende allgemein-deutsche Publikum ist also überdies von einem abseits gelegenen, improvisirten, um nicht zu sagen unnatürlichen Mittelpunkt aus zu erobern, oder vielmehr, es ist von der Peripherie aus ein Hebel anzusetzen, der sich im Zentrum befinden sollte. Rechne man hiezu die Schwierigkeit, die zerstreuten Intelligenzen Deutschlands zur Mitwirkung zusammenzubringen, die tausendfach zu beobachtenden Rücksichten, Vorsichten, und Klugheitswendungen, den direkten Gegensatz der Hebelgriffe, welche die Zensur und welche das Publikum zum Wohlgefallen anholen, das Mißverhältniß zwischen der Größe des Einsatzes und der Unsicherheit des Erfolges, endlich die wohlfeile Konkurrenz der unter dem Schutzzolle des Postaufschlags laufenden Mit- oder Nachbewerber, und man wird leichtlich ermessen, daß die Sache Etwas von dem Hebel des Archimedes

an sich hat, der nur den Aufsetzepunkt vermißte, um die Erde aus den Angeln zu heben. Unsere keckſten Aktienunternehmungen sind nicht auf schwindligern Wegen gegangen, als das Ideal einer deutschen Primärzeitung. Der Erfolg selbst ist so zu sagen nur eine Gefahr weiter; denn je mehr Publikum eine Zeitung gewinnt, desto bedenklicher ist, was sie unter so viel Leute bringt, und desto sorglicher muß ihr „Mißbrauch" überwacht werden. So wie die Provinzialzeitungen mit zunehmendem Erfolg in jenen Zirkel treten, worin die Abonnenten die Anzeigen und die Anzeigen die Abonnenten zusammenhalten, so tritt eine Primärzeitung mit zunehmendem Erfolge mehr und mehr in den Zauberkreis, worin das Interesse des Publikums und die Polizei der Zensur, an entgegenstehende Enden gespannt, sich wie an einem Pferdegöpel im Ring umziehen. Die Provinzialzeitung, mit der Wechselwirkung ihrer Anzeigen und Abonnenten, hat zwei Eimer zugleich im Wasser; die Primärzeitung schwebt zwischen Zensur und Publikum inne, wie zwischen Last und Kraft, und hängt in dem ewigen Widerspruch, daß sie mit dem Publikum am besten fahren würde, wenn sie keine Zensur, und mit der Zensur am besten, wenn sie kein Publikum hätte. Die Ausbreitung des letztern wird für die erstere ein Verstärkungsgrund; die Wirkung reagirt gegen die Ursache. Und im Hintergrund aller dieser Widerwärtigkeiten steht immerhin noch die Verurtheilung durch ein Gericht in Aussicht, welches mit der Willkühr von Geschwornen nach moralischer Ueberzeugung urtheilt, — das jedoch weder eine Vertheidigung zuläßt, noch eine Oeffentlichkeit der Verhandlungen kennt, — bei welchem der Ankläger mit unter den Richtern sitzt und die Anklage selbst erst durch die Verurtheilung ruchbar wird: nämlich ein Akt des Verbotsystems. Es klingt unwahrscheinlich, aber es ist wahr, daß der Verbreitung eines französischen Blattes über ganz Deutschland weniger Hindernisse im Weg stehen, als der eines deutschen. Auch die Polen hatten eine Zeit, wo sie weit lieber

einem Fremden die Krone aufsetzten, als daß sie unter sich etwas Hervorragendes hätten aufkommen lassen: die Sache ist um Nichts unnatürlicher, als andere Dinge.

Der Allgemeinen Zeitung allein, unter so vielnamig gehäuften Hindernissen, ist es gelungen, sich in der Weise dem Ziel einer deutschen Primärzeitung zu nähern, daß sie, wenn nicht das abonnentenreichste, so doch das gelesenste und am weitesten ausgebreitete Blatt Deutschlands geworden ist. [22]) Die Allgemeine Zeitung allein kann man, so wie französische Blätter, überall in Deutschland finden. Sie hat einen Zeitraum von 40 Jahren, einen Zusammenfluß von günstigen Konstellationen, und einen Aufwand von Lebensweisheit und politischem Takte dazu gebraucht, um auf diesem Punkte anzulangen. Im Jahr 1798 begann sie, unter dem Titel „Weltkunde", ihre Laufbahn zu Tübingen, einer Universitätsstadt, aber für die Kommunikation so schlecht gelegen, daß nur zweimal wöchentlich eine Post daselbst ankam und abging. Als „Weltkunde" durch ein Verbot getroffen, wurde sie umgetauft, erschien als „Allgemeine Zeitung" in Stuttgart, 1803 vorübergehend in Ulm, und von dort weg in Augsburg, wo sie seither geblieben ist. Ihr Wachsthum war langsam. Vor zwanzig Jahren reichte noch ein halber Quartbogen für den täglichen Bedarf einer Nummer hin; 1829 hatte sie noch nicht über die Hälfte ihrer heutigen Abonnentenzahl; 1833 schien noch einmal die Gefahr eines Verbotes zu drohen; wenigstens war die Demonstration vorhanden. Jetzt ist das moralische Bedürfniß eines solchen Blattes in der Art festgestellt, daß auch staatsmännische Kreise ein erwünschtes Organ der Mittheilung an ihr vermissen würden; wenn man sie unterdrücken wollte, müßte man eine andere „Allgemeine Zeitung", so wie sie selber war, wieder zu bekommen suchen. Auch war ihr ganzer Plan von Anfang an so aufgefaßt, nicht wie wenn man die kommenden Verhältnisse vorausgesehen hätte, was unmöglich war, aber mit einer Anlage,

daß sie zwanglos und fast ungesucht in dieselben hineinwuchs. Auf dieselbe Bedingung angewiesen, wie die andern deutschen Blätter, daß man lieber französische und englische, als deutsche Zustände erörtern hörte, veredelte die Allgemeine Zeitung ihre Aufgabe, indem sie sich zu einer Geschichtsquelle machte. Es liegt Etwas von der Tiefe des deutschen Geistes in dieser Auffassung. In Frankreich will eine Zeitung zuvörderst wirken, Proselyten machen, um den Anhang zu einer Staatskunst werben; darum ist der Tendenzartikel, der premier Paris, die Hauptsache des Blattes, und alles Andere mehr oder weniger ein Lückenbüßer. Ist der Tendenzartikel gut, so gilt die Zeitung für gediegen, möchte auch die Uebersicht der Tagesgeschichte noch so vereinzelt, lückenhaft, und zerrissen seyn. Das Ausland übersehen wir; wenn gerade eine Fülle einheimischen Stoffes uns drängt, so mag selbst eine Begebenheit von einiger Bedeutung ignorirt bleiben, sofern sie nicht uns mit betrifft. Der Deutsche ist historischer gesinnt: er will zugleich Geschichte in seiner Zeitung lesen; eine Geschichte der Gegenwart, mit der Gewissenhaftigkeit zusammengetragen, womit ein Historiker seine Quellen sammelt; durch keine Parteiabsicht bestochen, mit keiner vorgefaßten Meinung gefärbt, von keinem Zwecke bedungen, als dem der historischen Wahrheit. Die Allgemeine Zeitung hat diese Aufgabe auf sich genommen, und hat sie erfüllt, so weit es ihr möglich war: mit historischem und politischem Takt, mit Geistesreichthum, mit Erudition, mit einem Schatze von Quellenmittheilungen aus allen Theilen der zivilisirten Erde, und dennoch mit einer wesentlichen und stereotyp gewordenen Ermanglung: was Deutschland selbst und bundesverwandte Staaten anging, blieb ausgeschlossen von der historischen Freiheit und Vollständigkeit. Für das westliche Europa ist sie eine Quellensammlung zu pragmatischer Geschichte; für Deutschland eine Chronik mit den offiziellen Thatsachen und den unentbehrlichsten Umrissen. Das Bild stellt sich dar, aber

es lebt nicht. Mit einem Worte, die Allgemeine Zeitung ist das Muster einer historischen Zeitung, wie sie andern Nationen abgeht, aber für Weltbürger, nicht für Deutschland geschrieben, und zwar für Weltbürger, denen Deutschland nur etwa als eine entlegene und etwas obskure Kolonie ihrer Welt erschiene.

Kein Zweifel, daß ein gediegener Sinn und eine geistige Erhebung dazu gehört, um die laufenden Ereignisse als reine Geschichte aufzufassen, und mitten in dem Strome der Gegenwart gleichsam die Nachwelt zu antizipiren. Aber wenn die Wahl gestellt wäre, nur entweder das Eine oder das Andere zu haben, so müßte jede Nation, welche eine Seele hat, der Weise der französischen Presse den Vorzug geben; nicht wegen ihrer Wortklaubereien über die sogenannte Freiheit, ja vielmehr trotz derselben und der andern Kleinlichkeiten, welche nebenher mitlaufen, sondern weil sie eine Repräsentation des Nationalgeistes nach außen ist, und als solche imponirt und wirkt. Und das ist unsere Presse, mit und selbst in ihren Fehlern. Wir sind nicht sublim genug, um aus einer Mondperspektive herab Das, was um uns her lebt und webt, als einen Stoff der Geschichte zu besehen; wir sind nicht parteilos in Europa, weil wir uns einbilden, daß uns Alles angehe und daß wir in Alles eingreifen müßten; wir schmeicheln uns selbst; wir verfälschen die Geschichte, noch während sie im Geschehen begriffen ist; wir machen uns täglich lächerlich durch unsere gänzliche Unkenntniß Alles Dessen, was nicht Paris ist. Und dessenungeachtet ziehen wir den halben Kontinent tagtäglich an dem Faden unserer Zeitungslektüre nach, wie ein spielender Knabe einen Hornschröter. Beweis genug, daß auch in jener Verfälschung und in jener Ignoranz etwas Großartiges liegen muß. Die Allgemeine Zeitung selbst, in all ihrer historischen Würde, füllt Tag für Tag einen ansehnlichen Theil ihrer Spalten mit Dem, was unsere Presse bringt, und wenn sie einmal eine Polemik für deutsche

Nationalinteressen führt, was jedoch nicht oft zulässig ist, so verschwindet diese Einzelheit unter dem Schwall von Artikeln, den sie, ihrer Stellung gemäß, aus unsern Blättern entlehnen muß. Dabei versäumt man jedoch nicht, uns allerwärts nachzusagen, daß uns der historische Sinn abgehe, und daß wir für Wahrheit in der Gegenwart verloren und verdorben seyen. In Deutschland anderseits hat man mit einer Presse für die Erörterung von Nationalinteressen und Ernährung des Tagesgesprächs mit eigenen Angelegenheiten nur unterbrochene, zum Theil auch linkische Versuche gemacht. In der Vereinigung beider Tendenzen mag das Ideal einer Nationalzeitung liegen, wie sie seyn soll.

Die andern Primärzeitungen Deutschlands sind mehr oder weniger nach dem Vorbilde der Allgemeinen Zeitung geformt, nur daß sie, bald schwächer, bald stärker schattirt, sich eine gewisse politische Farbe zu geben suchen, und theils in der Auswahl und Zusammenstellung der historischen Artikel, theils auch wohl durch eingestreute Bemerkungen oder mit eigentlicher Diskussion, ein Glaubensbekenntniß an den Tag legen. Die konstitutionelle Schule, der Republikanismus, der Katholizismus, auch einzelne Regierungssysteme, hatten zu verschiedenen Zeiten sich solche Organe geschaffen, jedoch ohne längern Bestand. Die diskutirenden Blätter der beiden erstern Parteien, immerdar weit genug vorrückend, um ihre Flanken preiszugeben, wurden durch Verbote niedergelegt; die der republikanischen, noch ehe sie die Erfahrung gemacht hatten, ob ihre Farbe durch Abonnenten haltbar sey. Der deutsche Katholizismus, der in neuerer Zeit geistige Kämpfe sucht und sie von der andern Seite abgelehnt sieht, hatte an der Würzburger Zeitung eine Zeitlang eine Primärzeitung, welche rüstig an der Spitze einer ecclesia militans schritt, aber durch äußere Einflüsse zuletzt genöthigt war, sich durch einen Redaktionswechsel moralisch aufzugeben. Eine Bayrische Staats-

zeitung und ein älteres Blatt für Würtemberg, die Stuttgarter Zeitung, bestanden als polemische Regierungsorgane während der deutschen Nachwehen der Julirevolution, und gingen wieder ein. Die Mannheimer Zeitung, während desselben Zeitraums ein Sammelblatt für die verschiedenartigsten Oppositionen gegen die Tagesrichtung, eine gemischte Ehe zwischen den unvereinbarsten Ansichten, zwischen historischer Schule, erleuchtetem und unerleuchtetem Absolutismus, aristokratischen Tendenzen, und nivellirender Staatsräson, verkümmerte an innerer Haltlosigkeit und Abonnentenmangel, als man ihr die nicht mehr für nöthig gehaltenen Subsidien entzog. Als eine Art von Primärzeitung der historischen Schule besteht noch das Berliner Politische Wochenblatt, aber ohne das Geschick, sich einen Anhang zu machen, den es nicht schon vorher gehabt, und oft in wunderlicher Klemme zwischen seinem politischen Glaubensbekenntniß und den gänzlich modernen Standpunkten der Regierung, an deren Sitz es erscheint. Die wenigen übrigen Primärzeitungen, welche noch existiren, gehören einer mehr oder minder liberalen Farbe an; nach Zeit und Umständen bemessen oft einer sehr gemäßigten, jedoch, wenn auch das Polemische vermieden wird, in Sympathien und Antipathien erkennbaren. Die Originalaufsätze dieser Blätter, anstatt der Tendenzartikel, welche bei uns gewöhnlich, bestehen ausschließlich oder vorherrschend aus Korrespondenzen, theils nachrichtlichen, theils diskutirenden Inhalts, in welche Form man denn auch wohl Artikel der Redaktion selbst einzukleiden, oder eigene Ansichten, deren Beziehungen zu nahe erscheinen könnten, zu verhüllen pflegt. In Bezug auf Frankreich, England, die Pyrenäische Halbinsel, und die fremden Welttheile stehen solchen Korrespondenzartikeln, auch räsonnirenden, keine allzu großen Hindernisse im Weg; für die aus Deutschland selbst aber hat sich eine geheimnißvolle Taktik gebildet, zu der man den Schlüssel haben muß, um sich zurecht zu finden.

Zuvörderst muß man wissen, daß die Berliner Nachrichten nicht in den preußischen, die Wiener Nachrichten nicht in den österreichischen, die Bundesnachrichten nicht in den Frankfurter, kurz, die Xschen Nachrichten nicht in Xschen Blättern zu suchen sind. Im Gegentheil, die interessantesten sowohl als die frischesten Nachrichten machen sich auf Umwegen auf, welche in Deutschland kürzer sind, als die gerade Linie, und der Berliner z. B., während seine einheimischen Blätter ihn mit dem Neusten aus England und Frankreich versorgen, liest in den Hamburger und Leipziger, in den bayrischen und würtembergischen Zeitungen nach, was die Geister Berlins derzeit in Anregung setzt. Das Neuste aus München mag er in einem sächsischen, aus Stuttgart in einem fränkischen, aus der Rheinprovinz in einem Augsburger, und aus Posen in einem Münchner Blatte zu lesen bekommen. Die Redaktionen und die Zensurbehörden nennen Das mit einem Kunstausdrucke: „das eigene Nest sauber halten“.

Hat der deutsche Zeitungsleser diesen ersten Schlüssel der Lesetaktik ausfindig gemacht, so befindet er sich einstweilen in der Vorhalle des Verständnisses; um in das Allerheiligste einzudringen, muß er sich nun noch befleißen, in jenen Artikeln selbst, deren babylonische Zerstreuung ihm klar geworden, als in einer Geheimsprache zwischen den Zeilen lesen zu lernen. Di Kleinstädterei des deutschen Zensurwesens, welche mit der Bildungsstufe des Publikums in einem so grellen Mißverhältniß steht, hat eine Perfidie in die deutschen Zeitungsartikel gebracht, welche der Art und Weise dieser Nation sonst gänzlich fremd ist. Die Intelligenz führt einen Schmugglerkrieg mit der Geistesmauth, in welchem alle Kriegslisten für erlaubt gelten. Da werden denn fromme Wünsche als Aussichten, gute Meinungen als Wirklichkeiten, und halbe Bestätigungen als Widerlegungsartikel eingeschwärzt. Es trifft sich wohl, daß auch aus halb- oder viertelsamtlicher Quelle ein Korrespondenzartikel in eine solche Zeitung fließt, welcher

einen Gedanken hinwerfen, eine Stimmung sondiren, eine Saite anschlagen, oder überhaupt Etwas mit mehr Unbefangenheit und größerer Freiheit an die Oeffentlichkeit bringen soll, als es sonst thunlich wäre. So etwa, wie wenn der Sultan sich ein Journal de Smyrne im Ausland offen hielte, um gelegentlich dorthin zu schalten, was in einem Konstantinopler Blatte entweder nicht weit genug käme, oder nach den bestehenden Zensurvorschriften daheim gestrichen werden müßte. Das haben nun politische Schälke erlauscht, und gehen mit abgespickter Haltung als Doppelgänger um. Man ist im Stande und schreibt vertheidigende Artikel, wo man angreifen, und angreifende, wo man vertheidigen will. Man tritt in echtester Ordonnanzfarbe auf, um wohldenkend zu sprechen, und flicht dabei Thatsachen ein, die sich der Oeffentlichkeit zu entziehen wünschten und welche man auf andere Weise gar nicht in den Druck zu bringen vermocht hätte. Man ist so abgefeimt, ein System zu verfechten, dem man auffätzig ist, und verficht es mit so nichtssagenden Flausen, daß der Eindruck auf den Leser, wie man voraus berechnet, gerade der entgegengesetzte ist. Es entsteht zuweilen eine solche Konfusion aus diesen Doppelgängereien, daß, wie in Shakespeare's „Komödie der Irrungen", von den Mitspielenden selber wieder je einer an dem andern irre wird, oder die echten Halboffiziellen an einfältige, anstatt an falsche Verbündete zu glauben versucht sind.

Und alle diese verschiedenartigen Artikel soll man nun unterscheiden können! Die Zensur selbst kann es nicht, und gibt deßhalb auch kein Hinderniß ab; nur in Bezug auf ständische Verhandlungen hat der Bund vorzubeugen versucht, indem er befahl, daß blos die Blätter des betreffenden Staates über dessen Landtage berichten, die andern aber entweder diese Berichte entlehnen oder der Meldung überhaupt sich enthalten sollen. Weiter ließ sich die Vorbeugung nicht wohl ausdehnen. Doch hat man es immerhin wenigstens so weit gebracht, daß für Alle, welche

nicht zum Grade der Wissenden durchdrangen, das deutsche Zeitungswesen und sein versteckter Geist ein Mysterium, ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln ist, und aus diesem einfachen Grunde hat auch unsere Presse, wenn sie den Kollegen zu ergründen suchte, fast niemals Etwas heraus zu lesen vermocht, was sich der Mühe verlohnt hätte.

Was außerhalb dieses bescheidenen Kreises eines geistigen Zeitungslebens steht, ist lediglich eine verhunzte Kopie französischer Lebensbilder, ohne Geist, ohne Charakter, ohne irgend Etwas, was einer Seele gleichsähe, ja, ohne die Ahnung, daß es eigentlich eine Jämmerlichkeit sey, keine Seele zu haben. Auf dieser Stufe nun stehen die deutschen Kompilationsblätter, das heißt die Masse des deutschen Zeitungswesens, die Regel gegenüber der Ausnahme. Theils die Geistlosigkeit der Zensur, theils ihre eigene, hat sie auf diese Diät gesetzt; aber diese Diät hat das Seltsame, daß sie eine gesunde „Hausmannskost" gerade ausschließt, und dafür einen luxuriösen Bedientisch, nämlich den Abhub, der von der französischen Herrentafel getragen wird, als politische Krankenkost übrig läßt. Paris, in ein Abdera übersetzt, ist der Stoff dieser Blätter; eine reine Kopiennatur ihr Zunftcharakter. Ein Lakai, der des Sonntags in den abgelegten Kleidern seines Dienstherrn stolzirt, ist ein Weltmann neben dem Philistersinn dieses deutschen Journalismus. So wie unsere Schneider und unsere Putzmacherinnen die Dekrete der Mode hinausgehen lassen für Mann und Weib, für Kind und Kegel in Deutschland, so bringen unsere Zeitungen diesem philisterhaften Publikum das Tagesgespräch hinüber, und was drei oder vier Tage zuvor in Paris abgeleiert worden, so dürftig der Stoff, so kleinlich die Interessen, so winzig die Spielenden seyn mögen, das wird so regelmäßig, als die Post ankommt, über ganz Deutschland hin nachgebetet, in Apolda wie in Berlin, in Schöppenstedt wie in Frankfurt, und muß als die Wichtigkeit des Tages herhalten

und sich besprechen lassen, bis die nächste Post eintrifft und eine neue Nummer aufsteckt, — ein neues Register an der Orgel zieht, — ein neues Futter in die Raufe schüttet.

Unter allen wiederkäuenden Thieren ist dieses Zeitungspublikum das wunderbarste, das seelenloseste, das gefräßigste. Der Pariser Journalist läßt sich gar nicht im Traume einfallen, wenn er mit Geist irgend eine Lüge erfindet, um einen leeren Platz auszufüllen, wie viele Tausende und aber Tausende mit vollen Backen an diesem seinem Lückenbüßer kauen werden. Wie er sich räuspert und wie er spuckt, daran nehmen ganze Völkerschaften von wiederkäuenden Politikern ihr Absehen: denn es ist in Paris geräuspert, es ist in Paris gespuckt worden. Von dem Gelehrten bis zum Handwerker, von dem Hofe bis in die kleinste Kneipe herab: — es leben Generationen in Deutschland, welche gar nichts Anderes wissen, als ihre Politik von Paris zu beziehen, und von dem Abfall französischer Gedanken zu zehren. Paris ist die allgemeine Garküche für diese Abfütterung, und es gibt deutsche Zeitungsköche, welche sich für superiore Geister halten, wenn sie in täglichen „Uebersichtsartikeln" aus den Ueberbleibseln jener Speisekammer ein Ragout zurecht machen, und die aufgewärmte Bettelkost in einer selbstgekochten Sauce auftragen. Von einem eigenen Geiste, von einem Nationalsinn, findet sich keine Spur in dieser Presse. Wenn die französischen Blätter einmal acht Tage lang nicht über den Rhein kämen, sie würde einen Anblick darbieten, wie ein Barometer, wenn einmal das Wetter ausbliebe. Ihr ganzes Daseyn ist in einem französischen Leihhause versetzt; was sie an Gedanken ausgibt, das sind erborgte Gedanken; dormiunt ad somnum alienum, edunt ad appetitum alienum, vigilant ad vigilantiam alienam, wie Guy Patin von den Hofleuten zu sagen pflegte. Mit einem Worte, der ordinäre deutsche Journalismus ist ein Höfling des französischen, ein leibhafter Hofmarschall Kalb dieses seines Serenissimus. [23])

Und dieses Jammerbild von einem Zeitungswesen ist das Geschöpf einer deutschen Staatseinrichtung: — der Zensur. Man hat der Zensur in der Theorie alle möglichen Vorwürfe gemacht; man hat sie unrechtlich, unmoralisch, und unpolitisch gescholten; man hat sie als kleinstädtisch und geistesleer der Lächerlichkeit preisgegeben. Ueber einen Theil dieser Vorwürfe läßt sich streiten; über einen andern Theil mag man zur Noth sich hinwegsetzen; über blose Philistereien in der Ausübung könnte man, mit Hilfe der lachenden Philosophie, es zu einem Ergötzen bringen. Aber die deutsche Zensur hat einen ganz andern Fehler, als jene Nebenmängel, und einen schwer wiegenden: sie ist antinational. Seit zwanzig Jahren hat sie alle deutschen Gedanken aus dem Wege geräumt und Nichts als ein Echo der französischen übrig gelassen; seit zwanzig Jahren hat sie das deutsche Zeitungswesen zu einem wiederkäuenden gemacht und wie eine geflissentliche Propaganda der Pariser Presse gewirkt; seit zwanzig Jahren begeht sie an der deutschen Nationalität tagtäglich die Sünde wider den heiligen Geist. Man schreibt Zeitungen unter dieser Zensur, wie wenn Deutschland eine Provinz von Frankreich wäre; die französische Hauptstadt ist das Herz, welches diesen Kreaturen mit einem Pulsschlag aushilft; die ordinären Zeitungsschreiber und ihr Publikum werden förmlich zu moralischen Elsäßern erzogen. Und Das von Staats wegen! Die offiziellen Staatszeitungen, wo solche bestehen, gehen voran mit dem Beispiel; das öffentliche Leben der Franzosen und Engländer, die Debatten der Ständeversammlungen dieser beiden Nationen, die Tagesgespräche ihrer Hauptstädte müssen die langathmigen Spalten dieser Blätter mit Zeitungsstoff anschwellen, und für Deutschland bleiben bescheidene Lückenbüßer, oft nur etwelche vereinzelte Zeilen übrig, um die Rubrik nicht eben leer laufen zu lassen.

Man wird sich vergebens in den Jahrbüchern aller Nationen

umsehen, um zu dieser Erscheinung irgendwo in der Welt ein Seitenstück zu finden. Eine Leibeigenschaft der Seele, welche sich schlechterdings aller eigenthümlichen Regungen entschlägt, um sich mit fremden Gedanken und mit fremden Interessen zu beschäftigen, und in diesem Tretrad mit jedem Morgen, den Gott gibt, von neuem zu arbeiten anfängt, ist ohne Beispiel in der Weltgeschichte. Auch Frankreich hat seiner Zeit eine Zensur gehabt, welche geistlos war; auch in dem weltmännischen und großartigen Paris entging dieses Institut einer Eigenschaft nicht, mit welcher irgend ein Zauberspruch es behaftet zu haben scheint, nämlich der Eigenschaft, ein-für-allemal eben kleinstädtisch zu seyn. In den Zeiten zunächst vor unserer Revolution machten sich Zustände bemerklich, welche in vielen Dingen den heutigen deutschen ähnlich sehen; in ernster Stimmung grollte man und in heiterer machte man sich lustig darüber; die Geißel des Spottes ward sogar auf dem Theater geschwungen, [24]) und neben diesen Aeußerungen einer selbständigen Kraft fehlte es auch nicht an einer mehr schmachtenden Ideologie, welche eine politische Abgötterei mit dem Muster Englands trieb. [25]) Aber unsere Nationalität ist dabei niemals mit in den Kauf gegangen; unsere Zensur hat niemals ein politisches Afterleben geschaffen, in welchem man fremde Zustände anstatt der eigenen mitgelebt, in welchem man sich über einer andern Nation vergessen hätte. Auch die Napoleonische Zensur, obwohl herrisch, wie ein Tagsbefehl, und unwendbar, wie ein Kommandowort, war niemals eine Erniedrigung des Nationalgeistes; im Gegentheil, in ihrer Art pflegte sie ihn, und für Das, was Frankreich nicht zu bieten hatte, wurde nirgendwoher ein Surrogat oder eine Einschwärzung zugelassen. Der Preßzwang in Frankreich war von schulmeisterhafter Strenge, aber der Geist Frankreichs erhob stolz sein Haupt über die Nationen Europa's. Die Zensurstriche, welche der Kaiser an dem Staël'schen Werke über Deutschland

vornehmen ließ, durch den spätern Abdruck derselben als ein Denkmal jener Zeit aufbehalten, zeigen eine wahrhaft abderitische Kleinlichkeit; der anfänglichen Verstümmlung folgte überdies, wie bekannt, auch noch die gänzliche Unterdrückung durch ein Machtgebot nach; allein das Motiv, aus welchem man so kleinpolizeilich verfuhr, war kein anderes, als daß das Werk „nicht französisch“, daß seine Inspiration eine fremdartige und volkswidrige sey. Wenn die deutsche Zensur, von deutschem Standpunkt aus, mit solchen Motiven umginge: — ihr erstes Geschäft müßte seyn, die deutschen Zeitungen, so wie sie dieselben gemacht hat, aus der deutschen Literatur auszumerzen und etwas Aehnliches nie wieder aufkommen zu lassen. Stieß man etwa an einer Unmöglichkeit an, als man bei der jetzigen Halbheit stehen blieb, so mußte man sich zu der Höhe erheben, einen eigenen Geist zu haben, anstatt auf einer unfruchtbaren Negation fortzureiten, welche solche Resultate geliefert.

Man weiß in Deutschland sehr staatsklug von der bedenklichen Macht der Presse zu sprechen; man macht mit Umsicht geltend, wie die unaufhörliche Wiederkehr eines fallenden Tropfens zuletzt Felsen aushöhle, „non vi, sed saepe cadendo“, und die Wirksamkeit der periodischen Druckschriften gänzlich und durchaus dieser zauberhaft furchtbaren Traufe zu vergleichen sey. Je anschaulicher sich die Vordersätze herausstellen, um so wunderbarer ist die Logik des Schlusses, welchen die deutsche Zensur daraus gezogen hat. Behalten wir die gebrauchte Vergleichung bei: die periodische Presse soll nicht nur eine örtliche Traufe, sondern zugleich ein allgemeiner, durch und durch dringender Landregen seyn, der die trockensten Meinungen und die bestkonservirten Grundsätze durchs Wasser zu ziehen und zu verderben droht. Ein solcher echter, dichter, und feiner Landregen ist ein hübsches Bild für die Kraft des Unermüdlichen; er drängt sich an; er schmeichelt sich ein; er überredet einen gleichsam, naß zu werden; er

überwindet alle Hindernisse durch seine musterhafte, halb sammtne, halb eiserne Beharrlichkeit. Es liegt eine Ausdauer darin, welche sich durch Nichts auf der Welt abnützen läßt. Und diesen Sprühregen der Presse nun hat man seit Jahrzehnden in französischem Dienste über Deutschland ausgießen lassen! Weil man sich fürchtete vor der Presse, hat man nichts Besseres zu thun gewußt, als diesen kolossalen Hebel der Meinungsgewalt an das Ausland zu verkaufen!!

Das ist die Logik des deutschen Zensurverfahrens. Wenn ein Reisebeschreiber uns aus Japan erzählte, die erste Frage, um eine Konversation anzuknüpfen, sey dort nicht nach dem Wetter, auch nicht nach dem Theater, sondern wie es neuerlichst mit den Kanzlern des Kaiserthums China aussehe; das herrschende Tagesgespräch drehe sich vorzugsweise um die chinesischen Blätter, um die Neuigkeiten und Streitigkeiten in Peking, um das Interesse, zu erörtern, was von der Politik der HH. Hinz und Kunz daselbst von chinesischer Seite zu halten und zu erwarten stehe, und die Geister der Japanesen überhaupt seyen mehr in den Zuständen des „himmlischen Reiches" ansäßig, als daheim in ihren eigenen: — wir würden die Sache sehr drollig finden, vielleicht auch ein Mährchen darin sehen, das keinen Glauben verdiene. Wenn man uns nun aber weiter versicherte, es sey dies eigentlich eine Veranstaltung der japanesischen Staatsklugheit, welche Solches vorgekehrt, um die Japanesen von unnützen Redensarten über das Einheimische abzuhalten und sie mit einem Surrogat dafür abzufinden; es bestehe eine Hofzeitung, welche das Vorbild liefere, und eine Menge von Aufsichtsbehörden, welche jede Abirrung von dem vorgezeichneten Wege verhindere; auch sey das System fürtrefflich ausgeschlagen, ja, über die Maßen gelungen, und habe nur etwa die eine merkliche Unbequemlichkeit, daß bei den Kriegen, welche zwischen China und Japan hin und wieder zum Ausbruch kämen, der eindringende

Feind die Gemüther der Japanesen chinesisch gestimmt und eine starke Partei derselben als erklärte Anhänger vorzufinden pflege: — wenn man uns Dies aus Japan erzählte, so würden die klugen Europäer die Köpfe schütteln, und sich einiger unhöflichen Gedanken über den Gehalt der japanischen Staatsweisheit nicht zu erwehren vermögen. Und in diesem klugen Europa mitteninne, in dem eigentlichen Herzen des Welttheils, bei einer Nation, welche sich ihrer Geistestiefe und wissenschaftlichen Gediegenheit rühmt, besteht ganz unbeschrieen ein Verhältniß, eben wie das geschilderte, und zwar nicht erst von gestern her!

Kein Zweifel, daß bei den eigenthümlichen Zuständen Europa's, wo alle Fäden wie in einem Webstuhle in einander laufen, und jede größere politische Frage eine allgemein europäische wird, eine isolirte Auffassung der Politik ein Unding wäre. Es ist vielmehr ein Interesse und ein Bedürfniß jedes Denkenden, von dem Fortschreiten des Jahrhunderts da wie dort laufende Notiz zu nehmen, und die kleinste Welle der Zeitbewegung wird seinem geistigen Auge ein Stück des Ozeans seyn, welcher in Ebbe oder in Flut braust. Allein wenn dieses Interesse nicht ein haltlos verschwimmendes seyn soll, so muß es bei jeder Nation zunächst die Beziehungen auffassen, welche auf ihre eigenen Zustände zurückwirken, und der Mittelpunkt ihres Denkens und Trachtens muß jederzeit sie selbst bleiben. Die deutsche Presse, so wie die Zensur sie gestaltet hat, ist von Dem, was sie hiernach seyn sollte, auf die geistloseste Weise das Gegentheil. Da ihr für das Einheimische der Mund geschlossen ist, so hat sie einen wahren Kitzel darauf, für Frankreich und England recht flott mit der Opposition zu segeln, und die charakterlosesten Blätter, was deutsche Verhältnisse betrifft, würden es unter ihrer Würde halten, in französischen und englischen Streitfragen eine andere Partei zu nehmen, als die widerhaarigste und radikalste. In diesem seichten und wohlfeil zu habenden Afterliberalismus geht

aller Charakter unter. Als nach unserer Julirevolution dieses Publikum sich um das Schauspiel eines europäischen Kriegs betrogen sah, machte es Chorus mit unserer Opposition, welche Frankreich für verrathen und verkauft erklärte; die deutsche Presse fiel mit ernsthafter Wuth über das „Justemilieu" her, das so unverantwortlich die „europäische Freiheit" in die Schanze geschlagen; sie fühlte brennend in die Seele eines Franzosen hinein, wie „erniedrigt" Frankreich sey, daß es sich keiner „nationalen Politik" erfreue, und eine so prächtige Gelegenheit, an den Rhein zu rücken, habe entschlüpfen lassen; sie war auf legitimistisch, auf konstitutionell, und auf republikanisch erbost gegen die „Feigheit" der französischen Regierung; sie nahm alle möglichen politischen und unpolitischen Standpunkte ein, nur niemals einen deutschen. Unsere Oppositionspresse drückte sich mit großer Deutlichkeit darüber aus, was sie unter einer „nationalen Politik" verstehe; sie wollte ein entschiedenes Uebergewicht Frankreichs auf dem Kontinent, eine behagliche Anmaßung nach außen, und den Besitz der Rheingränze; der National, nachdem Polen einmal beseitigt war, sagte offen heraus, daß jetzt ein Bündniß mit Rußland zu diesem Zweck führen müsse, und machte deßhalb Polemik gegen die „englische Allianz"; jene deutschen Philister aber bildeten sich mit ungestörter Ehrlichkeit ein, Frankreich werde sich in einen Vertilgungskrieg stürzen, lediglich damit in Ober- und Unterflachsenfingen die Konstitution um einige Paragraphen verbessert werde. Die Politik, welche sie mit Koth werfen halfen, war die einzige, welche Nichts von ihnen erobern wollte; der Aufwand von Haß gegen ein im Uebrigen für Deutschland gleichgültiges System nichts Anderes, als ein kleinstädtischer Gallizismus.

Und aus solchen Gallizismen ist die deutsche Presse zusammengesetzt. Als die belgischen Fransquillons gegen die dem Staat auferlegten Gränzbestimmungen „das Maul brauchten", und mit

ihren papierenen Demonstrationen so prahlerisch zu Felde rückten, als ob sie nicht erst 1831 ihr „Roßbach" gehabt, da erfreuten sie sich wenigstens eines Bewunderers in Europa, und dies war der ordinäre deutsche Journalismus. Für die Intelligenz unter allen Nationen war diese zappelnde Opposition eine Komödie; für eine Masse von deutschen Blättern war sie ganz ernsthaft ein Epos, die mitspielenden Personen große Männer, und die bombastischen Adressen, Aufrufe, Festmahlsreden, und Zeitungsartikel eine Reihe von Ereignissen. Wenn man die deutschen Zeitungen aufschlug, fand man alle diese Siebensachen pünktlich in die Annalen der Weltgeschichte eingetragen; nicht aus Tendenz, nein, aus Einfalt, aus Kopirgewohnheit, aus Hunger nach irgend Etwas, was die nach Stoff seufzenden Spalten zu füllen vermöchte. Daß die luxemburgische Frage eine deutsche sey, und daß man sich wegwerfe, indem man über die Stuhlgänge des belgischen Franzosenthums Register führe, dafür konnte eine so seelenlose Presse keinen Gedanken haben: die Zensur hatte sie entwöhnt, sich über „deutsche Fragen" Gedanken zu machen.

So wie bei diesen beiden Gelegenheiten, wo ein deutsches Interesse in Frage kam, so hat die deutsche Presse sich bei jeder benommen. So war sie gestern, so ist sie heute, und so wird sie morgen seyn. Die wenigen Ausnahmen, welche sich von diesem Zeitungspöbel abscheiden, sind Oasen in der Wüste, und überdies mehr ein Gegenstand der Duldung, als des Schutzes von Seiten der Staatsgewalt. Ob die Zensur eine solche beispiellose Jämmerlichkeit gewollt habe, mag zweifelhaft seyn; daß sie dieselbe zuläßt, und ihr das Monopol erhält, liegt vor Augen. Der Effekt war ein unfehlbarer. Je enger der natürliche Spielraum eines Zeitungswesens eingehegt wird, — und man ist eher im Zuge, die Gränzen zu verengen, als sie weiter zu ziehen, — um so unausbleiblicher wird es, um nur fort zu vegetiren, zu der

Aushilfe jener unnatürlichen Lückenbüßer hingetrieben, welche eine Propaganda ausländischen Einflusses sind und die deutschen Interessen im Taglohn untergraben. Wenn man es anders haben wollte, so mußte man, anstatt sich von einem fremden Geiste dominiren zu lassen, einen eigenen einsetzen; die Aufgabe erheischte aber eine etwas höhere Intelligenz, als die nächstliegende Auffassung, welche die Zeitungen als Ungeziefer bestehen läßt, und bei der oder jener Anwandlung einmal mit dem Fliegenwedel dareinschlägt. Das blose Negiren in der Politik ist eine sehr brodlose Kunst, und die Regierungsansichten, welche sich damit behelfen, sind ganz eben so seicht, als der Afterliberalismus, welchen sie Dessen anklagen; die schöpferischen Gewalten sind es, deren eine wogende Zeit bedarf, und durch die allein sie regierbar wird. Die deutsche Presse, so wie sie derzeit beschaffen, ist unsere Schöpfung, und die deutsche Zensur blos unsere Handlangerin dabei; sie gehört unser, wie eine Kreatur ihrem Herrn, oder eine arme Seele dem Teufel. Wenn eine geistreiche Natur nicht das Bedürfniß hätte, lieber mit einem Ebenbürtigen umzugehen, als mit einem Einfaltspinsel, [26]) unser Journalismus könnte sich freuen über diesen Nachtreter; daß man aber eine so affenartige Fratze für unser Spiegelbild ausgibt, macht blos einen widerwärtigen Eindruck. Auch unsere Presse hat ihre Fehler und ihre Lächerlichkeiten; auch unsere Provinzialblätter leben blos mit einer geborgten Seele. Allein die Fehler, welche unsere Presse hat, die Selbstüberhebung, das nationale Vorurtheil, die Ignoranz in allem Ausländischen, sind Vorzüge neben der Selbstbefleckung des deutschen Zeitungswesens; die erborgte Seele, mit welcher unsere Provinzialblätter leben, ist wenigstens eine französische, ist aus ihrer eigenen Hauptstadt erborgt. Die erste Nation in unsern Augen sind immerdar wir selbst; zu einer Karrikatur fremden Geistes, zu einem Bankerott an Nationalseele, mit einem Worte, zu einer so

unbeschreiblich ausgeprägten Schaafsphysiognomie, wie die Masse des deutschen Zeitungswesens sie zur Schau trägt, wird auch das letzte Blatt in Frankreich niemals herabsinken. Der spanische Dünkel ist ein Hahn, der sich auf dem Miste spreizt; der kopirende deutsche Journalismus ist ein philisterhaftes Geflügel, das keine Aufgabe hat, als von seinem Taubenschlag aus in den nächsten Hühnerhof zu gucken und darüber zu klatschen, was man dort für Eier legt.

Es ist parador, aber nicht unrichtig, was ein Engländer gesagt hat, als er die Behauptung wagte, daß das Zeitungswesen eigentlich nicht vor der Bewegung des Jahrhunderts hergehe, sondern hinter ihr drein. Die werdende Zeit schickt zuerst blos vereinzelte Spähtruppen aus. Eine Meinung, welche sich erst bildet, ein Interesse, dessen man sich erst bewußt wird, und das in die Zukunft hineinwächst, ist noch kein gangbarer Stoff für die Zeitungen, als welche eines bekannten Elements und eines bereits fertigen Publikums bedürfen. Zu Hussens Zeit, wenn Deutschland damals eine englische Zeitungswelt besessen hätte, würden diese Zeitungen antihussitisch gewesen, und erst nach Luther theilweise protestantisch geworden seyn. Die Zeitungen machen Nichts, sie befördern blos; eine Meinung, welche in einer gegebenen Zeit das größte Zeitungspublikum hat, geht bereits in ausgetretenen Schuhen, und ist zur Hälfte schon eine abgelebte. Was in der Geschichte der Meinungsanschwellungen dem Satze zu widersprechen scheint, rührt lediglich von ungeschickt berechneten Widerständen her; mit Ableitungen, anstatt mit Querdämmen, würde man das Wasser nicht gestaut haben. Für Deutschland namentlich ist das anscheinende Paradoxon jenes Engländers so ausdrücklich wahr, wie wenn es blos aus deutschen Verhältnissen geschöpft und blos für deutsche Verhältnisse wäre aufgestellt worden. Eine Zukunft deutscher Geistesrichtungen kann man aus den deutschen Blättern gar nicht herauslesen; eine

Art von Gegenwart derselben nur mit der Divination eines Wissenden. Die politische Intelligenz der Nation ruht tief unter dieser nichtssagenden Oberfläche; die deutsche Geistesaristokratie steht kaum in Berührung mit dem deutschen Zeitungswesen; sie erhebt sich in manchen Punkten sogar über das französische.

Daher das Unversehene in den Bewegungen, womit die öffentliche Meinung dieser Nation sich zuweilen umwälzt. Sie ging mit ihrer Erhebung gegen unsern Napoleon schwanger, ohne daß wir es inne wurden; als die Stunde des Gebährens kam, sprang das Ergebniß, wie Minerva aus dem Haupt Jupiters, gewappnet hervor. Man hatte keine Werbtrommeln und keine Zeitungsblätter; man schien sich gar nicht umzuthun um einen Anhang; die öffentliche Meinung schien weder Offiziere noch eine Armee zu haben, und als diese Armee gleichsam aus dem Boden gestampft wurde, war das Publikum, das wir für unsere „Ideen" zu haben glaubten, wie weggeblasen. Das Geheimniß mag eben darin liegen, daß die Geistesaristokratie der deutschen Nation mit dem Leben und dem sogenannten Publikum so wenig Berührungspunkte hat; wenn sie einmal mit der Masse zusammentrifft, wirkt sie neu, schlagend, und wunderartig. Sollte sie einst der Genius des deutschen Zeitungswesens werden, so wird eine neue politische Geistesmacht in Europa erstehen, und unsere Presse die Herrschaft, welche sie im Ausland übt, wohl an sie abgeben müssen. Unsere Politiker haben noch viele Entdeckungen zu erleben an diesem Lande, aus dessen Schachten unsere Poeten so viele Wundermähren mit heimgebracht.

Anmerkungen.

1.

Pilati, voyages en differens pays de l'Europe. Aus Rom, 1776: „Les Romains aiment beaucoup à parler des affaires des cours étrangères: ils se mêlent de censurer toutes les actions et tous les rêglemens des princes; ils s'intéressent pour leurs guerres, et chacun prend, à sa fantaisie, le parti de l'une ou de l'autre des puissances ennemies. Au tems de la dernière guerre en Allemagne, Rome était partagée en deux factions, dont l'une tenait pour le roi de Prusse et l'autre pour la maison d'Autriche. Cette manie avait gagné jusqu'aux couvents: les moines, ces spectateurs indolens des misères humaines, étaient dans une guerre perpetuelle entre eux pour la guerre, qui se faisait en Allemagne: toutes les fois, qu'il arrivait à Rome quelque nouvelle d'une bataille, il y avait une autre bataille entre les moines de l'un et de l'autre parti, parceque les uns exagéraient trop la victoire et que les autres voulaient au contraire la reduire à rien. J'ai vu des moines, qui sont partis de Rome, les uns, parceque dans leurs couvents ils se trouvaient les plus faibles, les autres, parceque ces combats et ces disputes les portaient à des excès. La canaille de Transtevere, qui est l'élite des Romains pour la bravoure, ne le cedait pas aux moines; les enfans formaient deux corps ennemis, qui se livraient souvent des combats meurtriers; les Prussiens et les Autrichiens s'assemblaient en troupes dans les places publiques, et commençaient la bataille en se lançant des pierres; puis ils en venaient aux mains, et terminaient le combat par des coups de poing et de pied."

2.

Barclai, in seinem Icon animorum (1614), hat von einem sächsischen Hofnarren einen solchen Zug aufbehalten, der charakteristisch genug ist.

„Principes, ut in ingenti regione (in Deutschland nämlich), permulti. Sed divisae inter agnatos singularum familiarum opes ingentium titulorum magnitudinem saepe non aequant: quippe haud multo secus provincias atque dynastias, quam privatae sortis haereditatem, dividunt. Eo modo Saxoniae principatum forte plures hoc saeculo fratres inter se spargebant. Et quoniam res ardua erat, legum et consuetudinum periti his advocantibus convenere. Quibus in conclavi sedentibus cum litigantes fratres adessent, emotae mentis vir, sed innoxia jucundaque insania consuetus delectare audientes, in id secretum perrupit. Quem grandior natu ex Saxonicis fratribus intuens (nam is illius aulae cibisque assueverat): Vis autem et tu, inquit, sententiam dicere de herciscundae familiae rebus? At ille: Et quidni, inquit, velim? Expectaverant omnes ab amente ridiculi leporis venustatem. Igitur rogare perseverant, ne in tanta re suum consilium deesse pateretur. Sed ipse negabat, nisi vestis, qualem jurisperiti induebant, sibi daretur, tantae consultationi misceri; cum illa se sapientiam esse sumturum. Hilarior genius omnes invaserat, adeo ut ipsius quoque herus non sine maximo risu juberet, de penu sua produci suffultam pellibus togam, injicique cupienti. Quam ut ille curiose aptavit, bis terque per triclinium spatiatus, rogare dominum coepit, ecquid se illa vestis deceret? Egregie, inquit; sed superest, ut his rebus, quae inter nos agitantur, tua sapientia modum imponat. Ille brevem in se moram esse respondit; in proximum conclave paulisper abiturum: illic se melioris sapientiae spiritus ad concilium arcessere velle. Cum eo secessisset, adduxit repente ostium, ne quis arbiter prudenti nequitiae interveniret, exuitque illam togam, et gladiolo, quo erat accinctus, ab humeris ad fimbriam in longas et exiles partes exsecuit. Ita laceram cum sibi iterum injecisset, reserat fores, pervenitque ad dominum, et intueri rursus jubet, quam ornatus incederet. Iracundia arguit risum, quia pretiosa erat vestis, quae ita in partes perierat, et: O te vecordem, inquit, flagellisque scindendum! Nihil vero timuisti dominicae vesti furiosas manus afferre? Neque ille conterritus: Ridiculum, inquit, cum vos multo periculosius insaniatis, tam graviter mihi irasci. Haec est vestrae fortunae imago, quam indui, multoque stolidius Saxonicum principatum perditis, quam ego hanc togam. Incolumis me decebat, ridetisque discerptam. Ita Saxonia integro corpore viget, armis et

opibus gravis; cum eam autem per partes laceraveritis, nemo pristinam dignitatem agnoverit.“

Der „Narr“ hatte mehr Staatsweisheit, als Jahrhunderte lang sowohl die Völker als die Fürsten Deutschlands in Bezug auf ihre Stellung zum Kaiser bewiesen.

3.

Die venetianischen „Notizie scritte“, wie sie noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien üblich waren, kommen schon um das Jahr 1511 vor; eine durch sechzig Jahre gehende Sammlung davon findet sich in der Magliabecchischen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt. Die gedruckten Einzelblätter, welche fast gleichzeitig in Deutschland auftauchten, hießen „Relationen“. Joachim v. Schwarzkopf — in seiner verdienstvollen Monographie: „Ueber Zeitungen, ein Beitrag zur Staatswissenschaft“, Frankfurt a. M., 1795 — nennt sie bezeichnend Gelegenheitsblätter. „In Augsburg und Wien (1524), in Ravensburg (1528), in Dillingen (1569), in Nürnberg (1571) u. s. w., kamen sie zuerst in der Form des Briefstyls zum Vorschein; mit oder ohne Holzschnitt, gewöhnlich ohne Angabe des Druckorts und der Nummer. Bisweilen war sogar das Datum dabei nicht angezeigt. Kriegsvorfälle und Naturerscheinungen waren die beiden Lieblingsmaterien. Die Gefangenschaft eines Markgrafen von Brandenburg (1547), die Belagerung von Wien (1528), die Eroberung der Städte Münster (1535) und Kopenhagen (1536), wurden den Landsknechten und Rittern aus gedruckten Nachrichten vorgelesen“.... „In Deutschland hatte man schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts fortgesetzte Neuigkeitsblätter. Von dem Jahre 1612 ist eine sehr schätzbare Seltenheit aufbehalten, welche sich durch die Form und Allgemeinheit des Inhalts auf das merkwürdigste auszeichnet; die dem Blatte vorgesetzte Nummer zeugt zugleich von einer regelmäßigen Fortsetzung. Drei Jahre später (1615) wurde das Frankfurter Journal von dem Burger und Buchhändler Egenolf Emmel, und zwar auf eigene Kosten, angefangen. Diesem folgte 1617 der Postmeister Johann v. d. Birghden mit den Postavisen, welches einen merkwürdigen Rechtsstreit veranlaßte. Im Jahr 1618 folgte zu Fulda ein Postreuter, der zwölf Jahre lang dauerte. Beinahe eben so frühe Spuren hat man von Nürnberger, Augsburger, und Brüsseler Zeitungen, und es scheint daher, daß Michael Mayer zu seinen fünf deutschen Erfindungen (Inventa, 1619) damals auch diese wohl hätte hinzufügen können.“

Das Zeitungsblatt von 1612, auf das sich Schwarzkopf als auf einen Beweis noch früherer Anfänge eines regelmäßigen Zeitungswesens bezieht, befand sich damals im Besitz des Professors Grollmann in Göttingen, und bestund aus einem Quartblatte, dessen Titel er angibt, wie folgt: „14. Aviso, Relation, oder Zeitung: Was sich begeben und zugetragen hat in Deutsch- und Welschland, Spanien, Niederland, England, Frankreich, Ungarn, Böhmen, Oesterreich, Schweden, Polen, und in allen Provinzen, in Ost- und Westindien ꝛc. Item Prag, Wien, Altorf, und Cölln. So allhier den 31. Martii angelangt." (Mit einem Holzschnitt und unter demselben:) „Gedruckt im Jahr 1612". Der Uebergang von den Einzelblättern zu einer Reihefolge tritt daran deutlich genug hervor; auch scheint das „allhier", ohne Angabe eines Druckortes, auf eine örtliche Kundschaft von Abnehmern und die Voraussetzung eines bekannten und gewöhnten Ausgangspunktes hinzuweisen, und das Datum mit der Nummer zusammengehalten würde möglicher Weise auf ein vierzehntes Stück in der vierzehnten Woche des Jahres führen, wenn man annimmt, daß die Nachrichten, „so den 31. Martii angelangt", erst am nächsten oder am zweitfolgenden Tage im Druck herauskamen. Allein der gänzlich individuell gefaßte Titel, welcher, anstatt vermittelst eines eigenen Namens der Zeitung eine Identität fortzuführen, vielmehr ein Spezialregister des Einzelblattes ist, spricht gegen eine vollständig entwickelte Regelmäßigkeit, bei welcher man überdies, allem Sprachgebrauch nach, zuvörderst eine örtliche Bezeichnung als Eigenschaftswort vor „Aviso" gesetzt haben würde; die fortlaufend numerirten Stücke konnten eben so gut zwanglos erscheinende seyn. Möglich, daß das Blatt ein Vorfahr des 1615 regelmäßig gewordenen Frankfurter Journals selber war. Was den Prozeß des letztern mit den Postavisen betrifft, so sind die Akten noch vorhanden. Emmel, durch einen seiner Kunden aufmerksam gemacht, welcher ihm schrieb, der Postmeister zu Frankfurt habe ihm eine Zeitung angeboten, „welche, seiner Sage nach, frischer soll seyn, als die Eure", kam mit einer Klage beim Rath ein, und verlangte bei Dem, was er „vor andern Druckern hergebracht", geschützt zu werden. Die Sache ging mit einem Verweise für Birghden aus, dem man jedoch seine Zeitung ebenfalls fortzusetzen gestattete. („Lectum in Senatu 30. Jan. Ao. 1617 und decretirt, daß man sowohl ihme, Birghden, als Engenolph Emmel, die Zeitung uff ihre Gefahr zu drucken gestatten und daneben ermeltem Birghden, wegen seiner hiebey verübten Ungebür, stattlich zu Weg sagen lassen soll.")

Die gewöhnliche Annahme leitet das italienische gazeta, woher auch

das französische gazette, von dem Namen einer Scheidemünze ab, die man in Venedig für jene Notizie scritte als Lesegeld zu entrichten gehabt; das Umgekehrte, so wie in Wien die Viertelskrone den Namen „Kasperl" oder „Käsperle" von dem Eintrittspreise des Kasperltheaters erhielt, nicht das Theater den seinigen von der Münze, ist wahrscheinlicher. Die Etymologie des Wortes wird eher erleichtert, als erschwert dadurch.

4.

Schwarzkopf a. a. O. „Außerhalb Europa ist der chinesische Staat der einzige, welcher seine Zeitungen der eigenen Kultur verdankt. Zu Pekin ist ein Tagblatt, welches wahrscheinlich schon sehr lange als „Reichsannalen", und auch noch jetzt nach den neusten Nachrichten herauskömmt. Schon die Form ist uns eben so fremd, als das Seidenpapier, das nur auf einer Seite den Druck leidet. Es enthält eine genaue und ausführliche Darstellung der inländischen Ereignisse, und kann in Ansehung der Authentizität mit jeder Hofzeitung wetteifern. Der Kaiser übernimmt selbst die Zensur, und im Jahr 1726 büßte ein untergeordneter Kronbeamter die Einrückung einer falschen Nachricht sogar mit dem Tode." (Der Londoner True Briton vom 4. August 1794 lieferte einen Auszug aus dieser Zeitung über die Gesandtschaft Lord Marcartney's; auf der akademischen Bibliothek zu Petersburg werden Exemplare der chinesischen Reichsannalen aufbewahrt.)

5.

Als die älteste französische Zeitung werden gewöhnlich die Nouvelles ordinaires de divers endroits angeführt, welche von 1623 an der Pariser Arzt Theophrast Renaudot herauszugeben anfing, und aus denen 1631 die Gazette de France wurde. Jedoch erschien schon seit 1605, wenn nicht eine eigentliche Zeitung, so doch eine regelmäßige Zeitschrift zu Paris, nämlich Johann Richer's Mercure Français, ein Wochenblatt, und der Gebrauch der Anzeigeblätter war schon vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eingeführt.

Die Engländer gefallen sich darin, als ihre älteste regelmäßige Zeitung den English Mercury geltend zu machen, dessen „erste Nummer" im April 1588 erschien. Allein diese Art von Zeitung war lediglich eine vorübergehende Erscheinung, welche durch die Spannung der Gemüther während des Anzugs der spanischen Armada veranlaßt war; die Regierung

hatte ein Interesse, die einlaufenden Nachrichten schnell in das Publikum zu bringen, gab sie auf numerirten Druckblättern aus, fuhr damit fort so lange die Veranlassung dauerte, und hörte damit auf, so wie sie vorüber war. Das Alles war ohne Zweifel sehr zweckmäßig, aber es war im eigentlichen Sinne kein Anfang des englischen Zeitungswesens. Ein eigentliches Zeitungswesen in England konnte sich überhaupt nicht so frühe entwickeln, da England erst 1635 die Einrichtung einer Briefpost bekam. (Frankreich 1463; Deutschland 1516.) Dagegen mag zugegeben werden, was englische Schriftsteller hervorheben, daß in diesem English Mercury Artikel enthalten waren, welche neben einen heutigen englischen Zeitungsartikel gehalten gar keine Verschiedenheit des Zeitalters sehen lassen. Auf dem British Museum sind nämlich noch Nummern des English Mercury aufbewahrt, und in der ältesten derselben, Nr. 50 vom 23. Juli 1588, findet sich unter andern folgender Artikel, der ganz in derselben Fassung in einem heutigen Londoner Blatte stehen könnte: „Yesterday the scotch ambassador, being introduced to Sir Francis Walsingham, had a private audience of her Majesty, to whom he delivered a letter from the King his Master, containing the most cordial assurances of his resolution to adhere to her Majesty's interests, and to those of the Protestant religion. And it may not here be improper to take notice of a wise and spiritual saying of this young prince (he was twenty-two) to the Queen's minister at his court, viz. — that all the favour he did expect from the Spaniards was the courtesy of Polypheme to Ulysses, to be the last devoured." (The seven ages of England, or its advancement in arts, literature, and science etc., by Charles Williams, London 1836, p. 184.) Da der English Mercury von der Regierung herausgegeben ward, so ist eine solche Gestaltung desselben ein Lobspruch auf den Staatsmann, welcher, anstatt nach der Weise beschränkter Naturen vor einer geistigen Macht zu erschrecken, so frühe schon den Hebel der Presse für Staatszwecke in Besitz zu nehmen verstund, aber sie ist mit nichten ein Zug aus dem Geistesleben eines englischen Zeitungswesens zu jener Zeit.

Von 1588 an läuft die Geschichte des englischen Zeitungswesens leer bis zum Jahr 1622, wo eine Wochenzeitung unter dem Titel: „The certain news of the present week" ihren Anfang nahm. Schwarzkopf will erst die spätere London-Gazette (zu Anfang als blose „Gazette" in Oxford erscheinend), von 1665 an, als die früheste regelmäßige Zeitung gelten lassen. Indessen war um diese Zeit der Drang nach Zeitungslektüre so

stark geworden, daß in dem kurzen Zwischenraum von Karls II. Restauration bis zu der Umwälzung von 1688 gegen siebenzig Zeitungen von längerer oder kürzerer Dauer entstanden; nach der Umwälzung kamen binnen vier Jahren gegen vierzig neue auf. Im Jahr 1709 zählte man allein zu London 18 Wochenblätter; 15 Jahre später 3 täglich, 10 je um den andern Tag, und 6 wöchentlich erscheinende Zeitungen. Von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an, als die Veröffentlichung der Parlamentsdebatten entschieden die Oberhand über die bestehenden Verbote gewann, ging das Wachsthum des Zeitungswesens in einer Progression vor sich, welche binnen nicht ganz vierzig Jahren die Masse des Absatzes verdoppelte. Es wurden nämlich abgesetzt:

1753 . .	7,411,757	Abdrücke (von Nummern) jährlich.
1760 . .	9,464,790	
1790 . .	14,035,639	
1791 . .	14,794,135	
1792 . .	15,005,760	
1794 . .	17,600,413	

Die Gesammtzahl der englischen Zeitungen betrug in dem letztgenannten Jahre 105, und die Times allein zählte 5000 Abnehmer; jetzt steigt die Gesammtzahl auf mehr als 300, und von den in London erscheinenden werden jährlich über 22 Millionen Abdrücke abgesetzt.

6.

Julius Cäsar, in den comment. bell. Gall., lib. IV., cap. 5:

Est autem hoc Gallicae consuetudinis, ut et viatores, etiam invitos, consistere cogant, et quod quisque eorum de quaque re audierit aut cognoverit, quaerant, et mercatores in oppidis vulgus circumsistat, quibus ex regionibus veniant quasque res ibi cognoverint, pronuntiare cogat.

Frau von Staël, in der Schrift über Deutschland:

Volney raconte que des Français émigrés voulaient, pendant la révolution, établir une colonie et défricher des terres en Amérique; mais de temps en temps ils quittaient toutes leurs occupations pour aller, disaient-ils, *causer à la ville*; et cette ville, la Nouvelle-Orléans, était à six cents lieues de leur demeure. Dans toutes les classes, en France, on sent le besoin de causer: la parole n'y est pas seulement, comme ailleurs, un moyen de communiquer ses idées, ses sentiments, et ses affaires, mais c'est un instrument dont on aime

à jouer et qui ranime les esprits, comme la musique chez quelques peuples, et les liqueurs fortes chez quelques autres.

7.

Guy Patin († 1672) an verschiedenen Stellen seiner Briefe:

. . . . En ce cas nous ne manquerons point de Gazettes de toute façon: voilà la fécondité des esprits de France. Plût à Dieu, que l'on aimât autant la probité et l'équité, et que l'on fît autant d'état des moeurs, que de cette nouveauté, de laquelle tant de gens sont friands. On ne parle plus tantôt ici que de nouveauté et d'argent: voilà les deux charbons, qui échauffent aujourd'hui les esprits de la plupart des hommes; *aurea vere nunc sunt saecula*. . . . On a mis depuis trois jours à la Bastille VI écrivains, qui gagnaient leur vie à faire et à écrire des Gazettes à la main; *hominum genus audacissimum, mendacissimum, avidissimum ut faciant rem.* Ils mettent là dedans ce qu'ils ne savent ni ne doivent écrire. (8. Mai 1665.)

Und so öfter. Patin selbst, obwohl er auf die Gazettiers übel zu sprechen ist, gefällt sich, als ein echter Pariser, am besten auf der Oppositionsbank und „da die Spötter sitzen". Er führt mit Wohlgefallen eine Masse von Epigrammen an, welche gegen den Kardinal Mazarin geschleudert wurden, und er selber, so sehr er als „Philosoph" sich beherrscht, läßt sich Aeußerungen entschlüpfen, wie folgende: „On dit, que le cardinal Mazarin s'est vanté, qu'avant qu'il soit peu de tems il veut rendre le roy le plus absolu de l'Europe. Il l'est, ce me semble, dejà assez: *plenitudo potestatis, plenitudo tempestatis*" . . . . „Ce sont d'étranges gens que les princes d'aujourd'hui, et peut-être que tels ont été pareillement ceux du tems passé." . . . . „Ce sont les désordres des princes, la plupart desquels font comme David, qu'ils imitent bien en ses péchés, mais non pas en ses pénitences."

8.

Frau von Staël:

On aurait tort d'accuser les Français de flatter la puissance par les calculs ordinaires, qui inspirent cette flatterie: *ils vont, où tout le monde va;* disgrace ou credit, n'importe: si quelques-uns se font passer pour la foule, ils sont bien sûrs, qu'elle y viendra réellement.

On a fait la révolution de France, en 1789, en envoyant un courrier, qui, d'un village à l'autre, criait: *armez-vous, car le village voisin s'est armé;* tout le monde se trouva levé contre tout le monde, ou plutôt contre personne. Si l'on répandait le bruit, que telle manière de voir est universellement reçue, l'on obtiendrait l'unanimité, malgré le sentiment intime de chacun; l'on se garderait alors, pour ainsi dire, le secret de la comédie, car chacun avouerait séparément, que tous ont tort. Dans les scrutins secrets on a vu des députés donner leur boule blanche ou noire contre leur opinion, seulement parce qu'ils croyaient la majorité dans un sens différent du leur, et qu'*ils ne voulaient pas*, disaient-ils, *perdre leur voix*.

Aehnlich eine Stelle in Jochmanns Reliquien (herausgegeben von Zschokke, 1837) über die Schreckenszeit:

„Es gibt, wie in der physischen Atmosphäre, so auch in der moralischen Welt vorherrschende Zustände, welche auf die Handlungsweise der Menschen und ganzer Nationen mehr Einfluß haben, als man glauben sollte..... Jeder fühlt im Wechsel der moralischen Witterung sich selber anders..... Während des Schreckensystems befand sich in Frankreich Alles in großer Spannung. Man that fast Nichts auf die gewöhnliche Weise, und sah auch Nichts auf gewohnte Art an. St. Simon, ein geistvoller Schriftsteller, lebte damals in einem Dörfchen im Innern Frankreichs. Eines Tags, da er eben spazieren ging, fiel ihm ein, welche Wirkung es wohl machen werde, wenn er, den man gewöhnt war ruhig und nachdenkend zu sehen, jählings anfinge, nach besten Kräften zu laufen. Er hebt seinen Rock auf und läuft. Die Leute auf den Feldern sehen es, verlassen ihre Arbeit, und rennen ihm nach. Andre nehmen es wahr, und springen mit großen Sätzen aus der Ferne her. Sein Gefolge vermehrt sich mit jedem Schritte. Alle kommen endlich odemlos in der Mitte des Dorfes an. Da kehrt er sich kaltblütig um, und fragt: Eh, que me voulez-vous, citoyens? Die Bauern sahen sich und ihn betroffen oder verwundert an, und einer von ihnen sagte endlich: Mais, mais, on ne court pas dans tems comme ceci.“

9.

Allgemeine Zeitung vom 22. April 1834, Beilage Nr. 112, Schreiben aus Paris vom 16. April:

„In der Straße St. Hyacinthe, von wo die Bewegung ausging“, (eine Nebenbewegung des Hauptaufstandes in der Vorstadt St. Jacques

nämlich,) „fand ich alle Häuser mit Birnen bemalt. Dort begann der Lärm" (am 13.) „um 8 Uhr Abends, und man wollte offenbar dadurch die Vorstädte nach dem Marais hinlocken. Am Posten der Linie, an der Straßenecke, war die hauptsächlichste Barrikade; man nahm den Posten ein, aber nur wenige Augenblicke, denn die Truppen eilten zahlreicher hinzu und verhafteten im Café de Progrès die Häupter des Tumults, welche Billard spielend ihre Befehle an die Emissarien vertheilten."

Daß auch bei dem Juniaufstande von 1832 keine Namen von Auszeichnung zum Vorschein kamen, ist bekannt. „Die Anstifter hielten sich abseits, bereit, den Sieg ihrer Verbündeten sich anzueignen, ohne die Gefahren zu theilen, die mit einer Niederlage derselben verbunden seyn konnten." (Schreiben aus Paris in der Allgemeinen Zeitung vom 16. Juni 1832.)

10.

Reichsabschied zu Speyer, Anno 1529:

§. 9. Darzu sollen und wollen wir, auch Chur-Fürsten, Fürsten und Ständ deß Reichs, mitler Zeit des Concilii, in allen Truckereyen, und bey allen Buchführern, eines jeden Oberkeit mit allem möglichen Fleiß Versehung thun, daß weiter nichts neues getruckt, und sonderlich Schmäh-Schrifften, weder offentlich oder heimlich gedicht, getruckt, zu kauffen feyl getragen, oder ausgelegt werden, sonder was derhalben weiter gedicht, getruckt, oder feyl gehabt wird, das soll zuvor von jeder Oberkeit, durch darzu verordnete verständige Personen, besichtiget: Und so darin Mangel befunden, dasselbig zu trucken oder feyl zu haben, bey grosser Straff nicht zugelassen, sondern also strenglich verbotten, und gehalten, auch der Dichter, Trucker, und Verkauffer, so solch Gebott überfahren, durch die Oberkeit, darunter sie gesessen oder betretten, nach Gelegenheit gestrafft werden.

11.

Reichsabschied zu Speyer, „Anno 1570 aufgericht":

§. 154. Wiewol auch auff etlichen vorigen gehaltenen Reichs-Tägen bei schweren Pönen statuirt und gebotten worden, daß die Obrigkeit bei ihren Truckereyen, Buchführern, und sonsten ernstliche Versehung thun sollen, damit keine Schmäh-Bücher, Gemählde, oder dergleichen (dadurch nichts guts, sondern nur Zanck, Auffruhr, Mißtrauen, und Zertrennung

alles friedlichen Wesens angestifft) öffentlich oder heimlich gemacht, getruckt, verkaufft, oder sonsten ausgehen: So kommen Wir doch in gewisse Erfahrung, daß solchem Unserm und des heiligen Reichs Gebott an vielen Örtern nicht gelebt, sondern zugesehen werden will, daß hin und wieder allerley schamlose Schmäh-Schrifften, Bücher, Karten, und Gemählde, getruckt und gemahlet, ohne alles straffen, zuvorab auff den gemeinen Jahrmärkten, Messen, und in andern Versammlungen umbgetragen, feil gegeben, verkaufft und ausgebreitet, darunter dann auch niemand, es sey Obrigkeit, Herr, oder Unterthan, verschonet werde.

§. 155. . . . . . . Darauff setzen, ordnen, und wollen Wir, daß hinführo im Römischen gantzen Reich die Buchtruckereyen an keine andere Oerter, dann in denen Städten, da Churfürsten und Fürsten ihr gewöhnliche Hoffhaltung haben, oder da **universitates studiorum** gehalten, oder in ansehnlichen Reichs-Städten verstattet, aber sonsten alle Winkel-Truckereyen stracks abgeschafft werden sollen.

§. 156. Zum andern, soll kein Buchtrucker zugelassen werden, der nicht zuvorderist von seiner Obrigkeit, da er häußlich sitzet, darzu redlich, ehrbar, und aller Ding tauglich erkannt, auch daselbst mit sonderem leiblichem Eyd beladen, in seinem trucken jetzigen und andern Reichs-Abschieden sich gemäß zu verhalten. Zum dritten, sollen einem jeden alle lästerliche, schmähliche Bücher, Schrifften, Karten, und Gedicht, in Truck zu geben oder zu trucken, durchaus bey hoher Straff, so wol Verlust der Bücher oder Truckereyen verbotten seyn. Zum vierdten, soll keiner etwas zu trucken Macht haben, das nicht zuvor von seiner Obrigkeit ersehen, und also zu trucken ihme erlaubt wäre. Zum fünfften, soll derselb alsdann auch des Dichters oder **Authoris**, gleichfals seinen Namen und Zunamen, die Stadt und Jahrzahl darzu setzen.

12.

Instr. Pac. Osnabr., Art. V, XVII, 50: Utriusque Religionis Magistratus severe et rigorose prohibeat, ne quisquam publice privatimve concionando, docendo, disputando, scribendo, consulendo, Transactionem Pascaviensem, Pacem Religiosam, vel hanc imprimis sive Declarationem sive Transactionem uspiam impugnet, dubiam faciat, aut assertiones contrarias inde deducere conetur. Quidquid etiam contrarii hactenus vel editum vel promulgatum, publicatumve fuerit, irritum esto etc.

13.

Kaisers Caroli VI. Patent wegen der Schmäh-Schriften in Glaubens- und Staats-Sachen de Anno 1715. Wir Carl der Sechste, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs....... Obwohlen...... so zeiget doch die tägliche Erfahrung, daß diesen so offt ergangenen heilsamen Verordnungen und Rechts-Gebotten an verschiedenen Orten nicht nachgelebt, vielmehr solchen schnur gerad entgegen, hin und wieder dergleichen schmähsüchtige Bücher..... heimlich gemacht, verfertiget, gedruckt, oder von auswärts hero eingeschleifet....., nicht minder auch.... sehr schädliche, des H. Römischen Reichs Gesetze und Ordnungen anzapffende verkehrte neuerliche Lehren, Bücher, Theses u. Disputationes angehebt, und dadurch viele so ohnzuläßig als tiefschädliche Neuerungen gegen die Teutsche Grundfeste, folglich Unordnungen in dem Teutschen Reich eingeführt werden. Gleichwie aber dergleichen Zank- und Schmähsüchtige Schreibarten und Lehren so wenig dem Christen- und Kayserthum, als der Gerecht- und Erbarkeit gemäß, noch auch..... gemeinen nutzigen Rechts- u. Staats-Sachen den geringsten Nutzen und Ehre, wohl aber ein und anderes diesen empfindlichen Schaden haben, daß daraus..... nichts als Zank, Mißtrauen, Entfernung derer Gemüther, Irrwege, auch wol gar Unfriede und Empörungen zu entstehen pflegen: Also haben Wir Unser darob hegendes Kayserliches Mißfallen öffentlich zu erkennen zu geben, und die Handhabung derer...... erlassenen Kayserlicher Verordnungen in Unsere besondere Sorgfalt und Obsicht zu nehmen einer Nothdurfft zu seyn, um so mehr befunden, als solches Uebel sich überaus vermehret &c. (Folgt eine Wiederholung der früheren Verordnungen, unter Anderm, daß „bei allen und jeden Buchdruckereyen verständige und gelehrte Censores zu bestellen", mit dem Zusatz, daß auch die Einführung „solch schädlicher Bücher aus fremden Landen" nicht verstattet, und außer dem Urheber, Schreiber, und Drucker auch „alle diejenigen, welche sie zum Verkauff herum tragen und ausbreiten, an Guth u. Vermögen, auch nach Beschaffenheit der Sachen und deren Umständen, an Ehr, Leib, Guth u. Blut ohnnachläßig gestrafft werden sollen." Schließlich werden die Obrigkeiten, welche „nachläßig handeln", oder „auch vielleicht gar mit denen, so darwieder handeln, sich unter der Hand verstehen und Unterschleiff geben", mit scharfer Ahndung bedroht). „Wir meynen es ernstlich. Mit Urkund diß Brieffs besieglet mit Unserm aufgedruckten Kayserlichen Insiegel, der geben ist in Unserer Stadt Wien den 18. Julii 1715."

14.

Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, Feldzug von 1759.

„Ein anderer Bundesgenosse dieser Art war ein Zeitungsschreiber in Erlangen, der sich auf die Gesinnungen seines Souveräns verließ und den Preußen in seinen Blättern auch den Krieg ankündigte. Die Lästerungen waren darin nicht sparsam angebracht. Ein preußischer Offizier übernahm die Züchtigung dieses Federhelden. Er ließ ihm eine Anzahl Stockprügel geben, und sich von dem Patienten förmlich darüber quittiren."

Man sieht, selbst Archenholz, der sonst Ansprüche auf Geist macht, nimmt an diesem rohen Mißbrauch animalischer Ueberlegenheit so wenig Anstoß, daß er vielmehr einen löblichen Patriotismus, wo nicht ein Stück Heldenthum, daran zu bewundern scheint. Und Archenholz schrieb 1788!

15.

Schwarzkopf a. a. O., S. 74 u. ff., über den „deutschen Lesetrieb" jener Zeit:

„Unter den gebildeten Ständen war, zur Ehre der Deutschen, das Zeitungslesen schon lange nicht nur gebräuchlich, sondern selbst ein Bedürfniß. Allein es war immer mehr Erholung und eine Nebenbeschäftigung, welche nie von der ernstern Lektüre, noch weniger aber von Berufsgeschäften abzog. Jetzt (1795) liegen Zeitungen in gehäuften Quartblättern neben den Pandekten und Hauspostillen, in den Expeditionsstuben und Rathssälen...... Wo Berufsgeschäfte oder gesellschaftliche Zerstreuung das tägliche Lesen von Folioblättern unmöglich machen, läßt man sich die merkwürdigern Stellen bezeichnen. Dieser Geschmack ist, in gleichem Maße, in Ansehung aller politischen Zeitschriften und Flugblätter herrschend, wie deren Vervielfältigung und Debit deutlich anzeigt...... Doch bei den gebildeten Ständen ist dieses Uebergewicht minder schädlich. Eine Folge der neusten Aufklärung ist dagegen die Allgemeinheit des Zeitungslesens unter denjenigen Ständen, welche wenig oder gar keine wissenschaftliche Kultur haben. In den Dorfschenken und Werkstätten, in der Säbeltasche des Kammerhusaren, und in dem Reifrocke der Zofe findet man Zeitungen...... Der Hufschmied, den uns Hogarth mit dem daily advertiser in der Hand zeichnet, hat in Deutschland das Bürgerrecht erhalten .... Die Wirkungen dieser Universallektüre äußern sich in gesellschaftlichen und überhaupt in allen bürgerlichen Verhältnissen, und kaum kann man auf dieses Gemählde die Farben zu stark auftragen. Vom

Appartement bei Hofe bis zu dem Café coiffé des dritten und vierten Ranges übt die Unterhaltung über Zeitungsartikel ein so tyrannisches Monopol aus, daß kaum die beliebten Theatergespräche ihr das Gleichgewicht halten..... Sie setzt Alles in Spannung über das beschränkte Interesse der Gegenwart, und führt so den Dämon der Staatskritik in die vertraulichsten Kreise. Der Hausfrieden im Familienzirkel und die Genesung des politischen Kannegießers wird durch Zeitungsgespräche gestört" ꝛc.

Die Vergrößerung und Vervielfachung der Zeitungsblätter hielt, wie natürlich, gleichen Schritt mit der Zunahme des Lesetriebes:

„Aus Oktavblättern entstanden die größten Quartformate, und halbe oder Viertelsbogen ergänzten sich in regelmäßigen Formen. Wo sonst zweimal in der Woche die Erneuerung genügte, mußte man sie vervierfachen, und Deutschland sah, wie Frankreich und England, Tagblätter, Morgen- und Abendpapiere, Zugaben, Beilagen, und Extrablätter ohne Zahl."

16.

Schwarzkopf führt mehrfache Beispiele an, welche fast unglaublich scheinen. Aus dem unbedeutenden Gefechte bei Sprimont „kneteten" deutsche Zeitungen, „mit dem Sauerteige der Pariser Berichte", Gegenstücke zu Roßbach. Noch mehr, im Dezember 1794 verbreiteten deutsche Blätter eine fingirte Urkunde von Friedenspräliminarien, wobei die Verwandlung von fünf Reichskreisen in eine Republik nach französischem Muster, und eine persönliche Abbitte deutscher Fürsten zu Paris, wie die Kaiser Heinrichs zu Canossa, als Grundlage festgesetzt war. Ein unter preußischem Privilegium erscheinendes Blatt gab die angebliche Urkunde zuerst; eine Reihe von Zeitungen kopirte sie ohne Anstand. (Erlanger Realzeitung vom 12. Dezember 1794; Hessen-Darmstädtische Zeitung vom 18. desselben Monats ꝛc.)

17.

Der Beschluß war als „einstweilig" bezeichnet, und sollte, da „demnächst" ein Definitivbeschluß über die rechtmäßigen Gränzen der Preßfreiheit in Deutschland erfolgen werde, seine Wirksamkeit nur auf die nächsten fünf Jahre erstrecken, ist aber seitdem ununterbrochen in Kraft geblieben. Statt des Ausdrucks „Zensur", welcher darin vermieden ist, hat man die Wendung gebraucht, zu verordnen, daß Schriften unter 20 Druckbogen

in keinem deutschen Bundesstaate „ohne Vorwissen und vorgängige Genehmhaltung der Landesbehörden“ zum Druck befördert werden dürfen. Der §. 3 dieses sogenannten Preßgesetzes, obwohl ebenfalls den Ausdruck „Zensur“ umgehend, fügt übrigens ausdrücklich hinzu, daß man vorbeugende Maßregeln gegen den Mißbrauch der Presse im Auge habe, und daß Gesetze, welche auf gerichtliche Verfolgung und Bestrafung bereits verwirklichter Druckvergehen abzwecken, in keinem Bundesstaate als zureichend anzunehmen seyen. Der folgende Paragraph macht jeden Bundesstaat für die unter seiner Oberaufsicht erscheinenden Druckschriften, „insofern dadurch die Würde oder die Sicherheit anderer Bundesstaaten verletzt, die Verfassung oder Verwaltung derselben angegriffen wird“, der Gesammtheit des Bundes verantwortlich. Nach der Fassung dieses Artikels sollte man glauben, daß die vorgeschriebene „Genehmhaltung“, worunter man die Zensur versteht, sich blos über Das zu erstrecken habe, was über deutsche Bundesstaaten, nicht aber, was über England, Frankreich, Rußland, Ostindien, Amerika ꝛc. im Druck veröffentlicht werden soll; allein die Praxis hat anders entschieden, und Alles ohne Unterschied unter Zensur gesetzt. Durch §. 6 wird die Bundesversammlung befugt, Druckschriften, welche nach dem Gutachten einer von ihr ernannten Kommission der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten, oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufen, „ohne vorhergegangene Aufforderung, aus eigener Autorität, durch einen Ausspruch, von welchem keine Appellation stattfindet, zu unterdrücken“, und die betreffenden Regierungen sind verpflichtet, diesen Ausspruch zu vollziehen. Daher die Verbote auch zensirter Zeitungen, wobei dann die Regierungen, deren Zensurverfahren mit verurtheilt wird, sich dem Unterdrückungsakte gegen die unter ihrer Genehmhaltung erschienene Druckschrift anschließen müssen. Ist es eine periodische Schrift, die durch einen solchen Ausspruch unterdrückt wird, so ist damit zugleich die Vorschrift verbunden, daß der Redakteur derselben binnen fünf Jahren in keinem Bundesstaate bei der Redaktion einer ähnlichen Schrift zugelassen werden darf.

Da diese Bestimmungen das Maximum ausdrücken sollen, welches den einzelnen Regierungen zuzulassen gestattet ist, so ist ihr Inhalt keineswegs verpflichtend, sondern blos erlaubend, für die darin offen gelassene Freiheit. In Oesterreich und Preußen z. B., auch in einigen kleineren Bundesstaaten, sind die Schriften über 20 Druckbogen so wenig zensurfrei, als die andern. Eine Ausnahme von dem Gebotenen aber findet

allein in Bayern statt, wo alle nicht-periodischen Druckschriften, ohne Unterschied des Volumens, und unter den periodischen wieder die nicht-politischen, blos innere Landesangelegenheiten betreffenden, gesetzlich von der Zensur frei sind.

18.

Die Preßfreiheit in Frankreich ist eine ständige geworden seit dem 4. Februar 1822. Die kurzen Unterbrechungen vom 15. August bis 16. September 1824 und vom Juni bis November 1827 dienten nur dazu, das Bewußtseyn ihres Bedürfnisses stärker zu machen.

19.

Da man in Deutschland nicht, wie in Frankreich und England, die Bequemlichkeit hat, eine Uebersicht der bestehenden Zeitungen und ihrer Abonnentenzahl aus den Listen einer obersten Stempelverwaltung entnehmen zu können, so stehen einer genauen Statistik des deutschen Zeitungswesens fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; doch kann man annähernd zu Resultaten gelangen, welche für den vorliegenden Zweck vollkommen hinreichend sind.

Das „bibliopolische Jahrbuch für 1837" (Leipzig, bei Weber) enthält den Versuch eines Verzeichnisses, wonach die Gesammtanzahl der politischen Zeitungen in deutscher Sprache, die schweizerischen Blätter und die unter viermal wöchentlich erscheinenden abgerechnet, sich auf 87 stellt. Als bemerkenswerth dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß D a n z i g mit 70,000 und D r e s d e n mit 66,000 Einwohnern g a r k e i n Zeitungsblatt, S t e t t i n mit 30,000 Einwohnern nur eine d r e i m a l wöchentlich erscheinende Zeitung besitzt. Dagegen bestehen in Moskau z. B. drei deutsche Zeitungen, in Petersburg drei, in Mietau eine, in Riga fünf.

Ein anderes Verzeichniß, das bei den deutschen Posten, auch außerhalb Sachsen, gefunden wird, ist der „Zeitungs-Preiscourant für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1837 und folgende", Leipzig, gedruckt bei G. B. Teubner; nebst der Ergänzung: „Erster Nachtrag zum Zeitungs-Preiscourant rc. rc." Die Gesammtzahl der Nummern dieses Verzeichnisses für die in deutscher Sprache erscheinenden Zeitblätter beläuft sich auf nicht weniger als 655; doch stehen manche Nummern, die frühere Ordnungszahl verbotener oder sonst eingegangener Zeitungen ohne Zweifel, in der Reihefolge leer; auch werden längst nicht mehr bestehende Blätter (der Badische Merkur, die Nürnberger Zeitung, die Mannheimer

Zeitung ꝛc. ꝛc.) darin noch nachgeführt, und auch außerhalb Deutschland erscheinende Zeitungen in deutscher Sprache, die Petersburger z. B., mit aufgezählt. Rechnet man die leerlaufenden Nummern ab, und für Nr. 16, wo als Unterabtheilungen 12 Nummern verzeichnet stehen, 11 hinzu, so ergibt sich eine Gesammtzahl von 537 in dem „Preiscourant" selbst, und von 57 im „Nachtrag", zusammen von 594. Allein diese Zahl begreift Zeitschriften, Monathefte und Zeitblätter aller Gattungen, auch nicht-politische, in buntem Durcheinander unter sich. Scheidet man die eigentlichen Zeitungen, nämlich die Zeitblätter mit politischen Nachrichten davon aus, und läßt die in deutscher Sprache außerhalb des eigentlichen Deutschlands (des Deutschen Bundes mit den weitern deutschen Provinzen von Preußen nämlich) erscheinenden Zeitungen außer Rechnung, so reduzirt sich die Gesammtzahl der politischen Zeitungen Deutschlands auf folgende:

6 bis 7 mal	wöchentlich	erscheinende . .	53.
5 mal	„	„ . .	2.
4 mal	„	„ . .	6.
3 mal	„	„ . .	8.
2 mal	„	„ . .	9.
1 mal	„	„ . .	19.
		Zusammen .	97.

Die Annahme von 100 politischen Zeitungen in Deutschland, als Rundzahl, wird demnach der Wahrheit so nahe kommen, als es bei so mangelhaften statistischen Anhaltspunkten zu erheben möglich ist. Selbst wenn man eine Anzahl von 20 größeren Zeitungen, im Verhältniß zum Ganzen eine sehr große Zahl, als in jenem Verzeichniß ausgelassen oder übersehen annehmen wollte, so würde für die politische Bedeutung, um welche es sich hier handelt, das Ergebniß sich nicht wesentlich höher stellen, da die 19 nur einmal wöchentlich erscheinenden Zeitungen doch nur der Vollständigkeit wegen mit aufgeführt, bei der Abschätzung eines moralischen Gewichtes aber nicht groß in Rechnung zu bringen sind.

Unter den nur dreimal wöchentlich erscheinenden Blättern befindet sich die Königsberger Zeitung, die einzige Zeitung einer Stadt, welche 70,000 Einwohner zählt. Von der Stettiner Zeitung, welcher das „bibliopolische Jahrbuch" drei Nummern wöchentlich gibt, läßt der sächsische „Zeitungs-Preiscourant" gar nur zwei Nummern in der Woche herauskommen. Vergleicht man mit solchen Defekten und mit der gänzlichen

Zeitungslosigkeit von Städten, wie Dresden und Danzig, die Statistik der französischen Presse, so stellt sich sehr anschaulich heraus, warum ein politisches Tagesgespräch in Deutschland, das nicht das Echo eines ausländischen wäre, kaum auftauchen kann. Die französischen Provinzen sogar, so sehr ihr Geist von Paris dominirt wird, haben mehr eigenthümliche Organe der Oeffentlichkeit. Im Jahr 1838 zählte man in Frankreich, die blosen Anzeigeblätter abgerechnet, 267 Provinzialblätter, worunter Lyon und Marseille mit 10, Toulouse mit 8, Rouen und Bordeaux mit 6 2c. 2c. (So die Liste der **Office-correspondance de Lepelletier, Bourgoin et Compagnie, 18, rue Notre-Dame-des-Victoires, Paris.**)

Was die Statistik der Zeitungslektüre betrifft, so wird sie gewöhnlich so haltungslos behandelt, daß man nur oberflächliche geistige Resultate daraus ziehen kann. So hat Ferrusac in seinem **Bulletin des sciences géographiques** (XXII, 237) eine vergleichende Statistik nach Ländern, wie folgt:

Spanien	hat	ein Zeitungsblatt	auf	864,000	Einwohner.
Rußland	"	"	"	674,000	"
Oesterreich	"	"	"	376,000	"
Schweiz	"	"	"	66,000	"
Frankreich	"	"	"	52,000	"
England	"	"	"	46,000	"
Preußen	"	"	"	43,000	"
Niederland	"	"	"	40,453	"

Die spanischen Verhältnisse haben sich seitdem geändert; die der übrigen Länder sind im Wesentlichen dieselben geblieben. Aber diese Statistik überhaupt steht auf keinen soliden Füßen. Zuvörderst müßte man, um auf ein erkleckliches Resultat zu kommen, nicht schaaler Weise die Zeitblätter an sich, sondern ihre Abonnenten zählen, um sie auf die Bevölkerungen auszuschlagen, deren zeitungslesende Intelligenz man schätzen will. Sodann müßte man zwischen täglich erscheinenden Zeitungen und solchen, die nur ein oder zweimal in der Woche herauskommen, einen Unterschied machen, der für das moralische Resultat der Berechnung sehr wesentlich ins Gewicht fällt. Deßgleichen wäre nicht außer Acht zu lassen, den Leserkreis, welchen die Presse eines Landes außerhalb desselben haben kann, in Abzug zu bringen, und die Abonnirungen inländischer Leser auf Blätter, welche von auswärts hereinkommen, dafür hinzuzurechnen. Bei Frankreich z. B., dessen Presse ein europäisches Publikum hat, geht

man sehr bedeutend irre, oder vielmehr man thut etwas völlig Nichtssagendes, wenn man ausschlägt, wie viele Einwohner auf eine Zeitung kommen; denn nicht Frankreich allein ist der Leserkreis, auf den sich diese Radien vertheilen, sondern Deutschland und eine Reihefolge von andern Ländern dazu. Als der National in Preußen verboten wurde, behauptete ein deutsches Blatt, wenn auch offenbar übertrieben, er habe 700 Abonnenten dadurch verloren. Bei dem Journal des Debats und der Gazette de France steigt der auswärtige Absatz sicherlich über diese Abonnentenzahl; was soll es nun für eine Statistik seyn, wenn man dieselbe auf die Einwohner Frankreichs umlegt? Die Verhältnißzahl für Oesterreich, welche die Ferrusac'sche Vergleichung gibt, ist schon um deßwillen eine unstatthafte, weil man doch offenbar Provinzen verschiedener Zunge und Nationalität, oder die kaum einen Bürgerstand kennen, für sich besonders behandeln, nicht aber die ungleichartigste Bevölkerung unbesehen mit der deutschen hätte zusammen werfen sollen. Und auch in dem deutschen Oesterreich wieder liest man nicht blos österreichische Zeitungen. Die Allgemeine Zeitung z. B., selbst wenn man jene Unterscheidung unterläßt und die Einwohnerzahl der gesammten Monarchie ins Verhältniß zieht, hat relativ mehr Abonnenten in Oesterreich, als in Preußen. Was endlich die Verhältnißziffer für Preußen betrifft, so ist sie eine handgreifliche Lächerlichkeit. Nach diesem Ferrusac'schen Geistesmesser würde Preußen mehr Zeitungswesen haben, als Frankreich und England, und doch weiß Jedermann, daß es nicht der Fall ist, ja, daß weder eine politische Zeitung noch eine Unterhaltungs-Zeitschrift vom ersten Rang in Preußen erscheint. Man kann gar nicht auf eine solche Ziffer gekommen seyn, als indem man, wie etwa der sächsische Zeitungs-Preiscourant, Alles zusammenwarf, und sowohl Anzeige- und Lokalblätter, als die ästhetischen und unästhetischen Winkelblättchen, womit Deutschland bedeckt ist, als Zeitungen mitzurechnen beliebte.

Das Verhältniß zwischen der Zahl der Abonnenten und der Zahl der Leser, obwohl von einleuchtender Wichtigkeit, wird von der ordinären Statistik ebenfalls gewöhnlich außer Acht gelassen. In Deutschland ist dasselbe doppelt beachtungswerth, weil nirgend anderswo der Unterschied zwischen Leserkreis und Abonnentenzahl so abnorm getroffen wird. In England und Frankreich, wo der Transport der Zeitungen nur unbedeutenden Einfluß auf die Bezugspreise hat, kann man schätzungsweise eine Verhältnißzahl zwischen Abonnenten und Lesern annehmen,

ohne sehr weit irre zu gehen, wie man denn in England z. B. auf einen Abonnenten im Durchschnitt fünf Leser hat rechnen wollen; in Deutschland würde jede derartige Annahme, gleichviel mit welcher Ziffer, ein Fehlgriff seyn. Die deutschen Provinzialblätter, d. h. diejenigen Zeitungen, welche nicht ein allgemein deutsches, sondern nur ein örtliches Publikum haben, mag dieser Kreis von Oertlichkeit sich nun über eine Stadt, über einen Landstrich, oder über ein Königreich erstrecken, zählen viele Abonnenten im Verhältniß zu ihren Lesern, weil sie die nächstgelegenen sind, wohlfeil kommen, und häufig um der Anzeigen willen gehalten werden, die man nicht blos lesen, sondern haben will. Die deutschen Primärzeitungen dagegen — durch die Brandschatzungen des Postaufschlags, welche theils aus politischen, theils aus blos gewinnsüchtigen Gründen geschehen, auf größere Entfernungen hin ein Luxusartikel — sind für einen großen Theil ihres Publikums zu theuer, um als Hauszeitungen, und zu entlegen, um als Novitätenblätter zu dienen; sie haben weniger Einzelabonnenten, als die Provinzialblätter, und werden dafür, wenn sie sich ausbreiten, in hunderten und aber hunderten von Lesezirkeln gehalten. Die Zahl der Leser im Verhältniß zu der Zahl der Abonnirungen steigt dadurch ins Unberechenbare; bei der Allgemeinen Zeitung mag jene vielleicht das Zwanzigfache der letztern betragen. Die Zersplitterung Deutschlands, die verschiedenen Mittelpunkte, die seltsamen Zensurverhältnisse endlich, da sehr häufig dem einen Blatte gestrichen wird, was in einem andern gedruckt erschien, machen Dem, welcher eine Uebersicht deutscher Zustände gewinnen will, die Lektüre mehrerer, ja vieler Zeitungen nothwendig; daher die Menge der Lesezirkel in Deutschland. Selbst kleine Orte haben einen Klubb, ein Museum, eine geschlossene Gesellschaft unter irgend einem Namen, eine Konditorei oder ein Kaffeehaus, welche zugleich als Lesekabinette dienen. Schwarzkopf, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, rühmt die vorzügliche Einrichtung der Lesekabinette in Hamburg, Nürnberg, Köln, Basel, Berlin, Erlangen, Oehringen, Hildburghausen, und bemerkt als Seltsamkeit, daß Braunschweig erst 1794, zugleich mit Warschau und Florenz, „diesen Vortheil" erhalten habe; Wien aber, nebst Mannheim und Hannover, desselben entbehre. Jetzt ist Deutschland über und über mit solchen Anstalten bedeckt.

Ein sehr verbreitetes Blatt in Deutschland, eine örtliche noch eher als eine Primärzeitung, mag sich bis auf 7, 8, 9000 Abonnenten hinaufarbeiten; doch gibt es, im Verhältniß zur Einwohnerzahl Deutschlands, deren nur wenige. Der Hamburger Korrespondent, früher das

Hauptblatt für Norddeutschland, soll vor der französischen Herrschaft (1810) an 30,000 Abonnenten gehabt haben; allein diese Angabe ist fabelhaft. Eine Abonnentenzahl von 10,000 ist das Maximum in England; es ist nicht glaublich, daß Deutschland zu irgend einer Zeit England darin überflügelt haben sollte.

20.

Unter dem Namen office-correspondance bestehen zu Paris Korrespondenzanstalten oder Fabriken von Zeitungsartikeln in Briefform, welche, für eine Abonnirung von 50 Franken monatlich, jedweden Tag eine Korrespondenz mit politischen Nachrichten oder „Raisonnements" an die Adresse des Abonnenten abfertigen. Die Vervielfältigung des Manuskriptes, welche den wohlfeilen Preis möglich macht, geschieht durch „Autographie" oder Ueberdruck. Die deutschen Zeitungen, die französischen Provinzialblätter, auch einzelne Handelshäuser, bilden den Abnehmerkreis dieser eigenthümlichen Industrie, welche hauptsächlich durch den Umstand begünstigt wird, daß ihre Nachrichten um sechs Stunden weiter reichen, als die zweite Ausgabe der Morgenblätter, die um 10 Uhr Vormittags unter die Presse kommt. Die Schwankungen der Börse und der Politik seit 1830 haben sie emporgebracht. Eine solche office-correspondance schreibt übrigens nicht blos aus Paris, sondern aus allen Theilen von Frankreich, aus London, aus Madrid, aus Konstantinopel, aus Amerika, und den andern überseeischen Weltgegenden. Ihre Quellen sind theils wirkliche Briefe und Handelsschreiben, welche sie sodann auch wohl an die Pariser Blätter verkauft, theils Artikel fremder Zeitungen, aus welchen sie fingirte Briefe zusammenstoppelt, theils Börsengerüchte und sonstige Zuträgereien des „On dit" in Frankreich. Eine vor der andern wird hin und wieder etwa auch von Staatsmännern oder Börsenpolitikern, welche durch ihre Vermittlung auf die Oeffentlichkeit wirken wollen, mit Nachrichten oder Andeutungen bedacht, die man zu Artikeln verarbeitet. Das Meiste jedoch ist Stoppelwerk; Fabrikat für den täglichen Marktbedarf. Die französischen Provinzialblätter entnehmen sich daraus, was den Artikeln der Pariser Zeitungen um einen Posttag zuvorkommt; die Benützung besteht meist in einem wörtlichen Abdruck. Die deutschen Blätter, welche Gebrauch davon machen, müssen den Stoff erst verarbeiten; jedoch ist auch für diejenigen gesorgt, die sich einer deutsch geschriebenen office-correspondance zu bedienen wünschen. Es gab eine solche, welche die schwächste in ihrer Zunft war, in einem Deutsch

verfaßt, das einen Elsäßer schamroth gemacht hätte, und es fanden sich deutsche Zeitungen, welche dieses Machwerk unbesehen abdruckten, so wie es mit der Post ankam. Hält man dazu etwa noch eine Wiener Berichterstattung, welche an so und so viel Blätter gleichlautend schreibt, und zugleich „Privatkorrespondenzen" aus Ungarn, Triest, Stambul, Smyrna, Alexandrien rc. rc. zu liefern hat, (mitunter auf ganz ähnliche Weise fabrizirt, wie jene Pariser Artikel,) so ist das bereits ein gewisser Rang und Geistesreichthum für das Publikum eines deutschen Kompilationsblattes.

Die Nachlässigkeit oder Unwissenheit, womit viele dieser Blätter redigirt werden, streift ans Unglaubliche. Man macht sich in Deutschland gerne lustig über die französische Naivetät in geographischen Schnitzern; man lächelt über unsere Blätter, wenn sie eines der deutschen Duodezfürstenthümer mit einem andern verwechseln, die „Achse" für einen schiffbaren Fluß nehmen, oder sonst einen jener Mißgriffe begehen, welche sich drollig machen, in denen aber niemals eine Geistlosigkeit liegt. Dagegen gibt es Zeitungsschreiber genug in Deutschland, welche niemals gewußt haben, daß Aix-la-Chapelle Aachen, Anvers Antwerpen, oder Orange Oranien heiße, und die sich höchlich wundern würden, zu vernehmen, daß man in Spanien die Städte mit spanischen, statt mit französischen Namen zu benennen pflege, und ihr Le Passage eigentlich los Passages, ihr Saint-Ildefonse aber San Ildefonso sey. Die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung trat einmal Saarlouis an Frankreich ab, in der Eintheilung unter diese Rubrik nämlich, und der Schnitzer machte die Runde durch andere Zeitungen; ein Beiblatt zur Preußischen Staatszeitung, das „Magazin für die Literatur des Auslandes", ließ Ludwig den XVI. eine Dame, die bei Hofe vorgestellt ward, auf beide Wangen umarmen, weil es einfacher Weise nicht wußte, daß embrasser küssen heißt; ein drittes Blatt machte aus einer Bayonner Nachricht, daß man au lointain schießen höre, einen Kanonendonner im Lointesischen. Aehnliche Beispiele kann man tagtäglich aus dem Leben greifen. Ein Franzose, welcher deutsch zu lernen wünscht, muß sich wohl hüten, deutsche Zeitungen zu lesen; es sind Mischlingsnaturen, welche weder deutsch noch französisch verstehen, und bei denen man, wie bei einem Elsäßer, das Eine so wenig lernen kann, als das Andere.

21.

Schwarzkopf, a. a. O., erklärt mit vieler Behutsamkeit, daß er das

regelmäßige Nachdrucken von ganzen Zeitungen für unrecht halte. „Daß der Staat durch die Begünstigung und Gestattung von Nachdrücken sich einen Vortheil in der Zeitungsbilanz verschaffen dürfe, ist wohl nicht zu bejahen. Die moralische Ansicht dieses Punktes greift in die Theorie über den Nachdruck und über dessen Vereinbarkeit mit dem Eigenthumsrechte. Bekanntlich widerfährt den Nouvelles de Leyde und der Neuwieder Zeitung in einer deutschen Residenz die Ehre des Nachdrucks. Daher suchen viele Zeitungsverfasser, neben den landesherrlichen Privilegien, noch durch Patente von Wien, von Dresden, und von Berlin sich zu schützen.“ Welche deutsche Residenz gemeint war, ist mir unbekannt. Auch in Frankreich war das Nachdrucken von Zeitungen früher nichts Ungewöhnliches. Die erste Kopie von Renaudots Zeitung war ein Nachdruck derselben, der unter dem Namen Courrier universel in Rouen herauskam.

22.

In Bezug auf Abonnentenzahl mag die Allgemeine Zeitung von einem oder dem andern Kompilationsblatte erreicht oder vielleicht übertroffen werden; an Leserzahl aber und Ausbreitungsgebiet übertrifft sie weitaus alle andern deutschen Zeitungen. Ueber ihre Entstehungsgeschichte gibt der Artikel: „Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf“ (gest. 1832) in dem zehnten Jahrgang von Voigts „deutschem Nekrolog“ genauere Nachweisung.

23.

„Du, Bursche, was du? — Der Nothnagel zu seyn, wo die Menschen sich rar machen? In Einem Augenblick siebenmal kurz und siebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nadel? Ein Register zu führen über die Stuhlgänge deines Herrn, und der Miethgaul seines Witzes zu seyn? Eben so gut. Ich führe dich wie irgend ein seltenes Murmelthier mit mir. Wie ein zahmer Affe sollst du zum Geheul der Verdammten tanzen, apportiren, und aufwarten, und mit deinen höfischen Künsten die ewige Verzweiflung belustigen........ Wie er da steht, der Schmerzenssohn! — Da steht, dem sechsten Schöpfungstage zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Reutlinger Buchdrucker Gott dem Allmächtigen nachgedruckt hätte! — Schade nur, ewig Schade, für die Unze Gehirn, die so schlecht in diesem undankbaren Schädel wuchert! Diese einzige Unze hätte dem Pavian vollends zum Menschen geholfen, da sie

jeßt nur einen Bruch von Vernunft macht." (Schillers „Kabale und Liebe.")

24.

Beaumarchais' Figaro:

.....Je broche une comédie dans les moeurs du sérail; auteur espagnol, je crois pouvoir y fronder Mahomet sans scrupule: à l'instant un envoyé de je ne sais où se plaint, que j'offense dans mes vers la sublime Porte, la Perse, une partie de la presqu'île de l'Inde, toute l'Egypte, les royaumes de Barca, de Tripoli, de Tunis, d'Alger, et de Maroc: et voilà ma comédie flambée, pour plaire aux princes mahométans, dont pas un, je crois, ne sait lire, et qui nous meurtrissent l'omoplate, en nous disant: Chiens de chrétiens! Ne pouvant avilir l'esprit, on se venge en le maltraitant.

.....Je taille encore ma plume et demande à chacun, de quoi il est question: on me dit, que pendant ma retraite économique [Gefangenschaft in der Bastille] il s'est établi dans Madrid un système de liberté sur la vente des productions, qui s'étend même à celles de la presse, et que, pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en places, ni des corps en crédit, ni de l'Opéra, ni des autres spectacles, ni de personne qui tienne à quelque chose, je puis tout imprimer librement, sous l'inspection de deux ou trois censeurs.

Beaumarchais hatte wohl Recht, zu sagen:

Si ce gai, ce fol ouvrage,
Renfermait quelque leçon:
En faveur du badinage
Faites grâce à la raison

25.

Tableau de Paris, Hamburg bei Virchaux, 1781, B. II., S. 199 u. ff., unter „Gêne de la Presse":

.....Les ennemis des livres le sont des lumières, et par conséquent des hommes. Les entraves, dont on surcharge la presse, invitent à les braver: si l'on jouissait d'une liberté honnête, on n'aurait plus recours à la licence...... Enfin, la liberté de la presse sera toujours la mesure de la liberté civile, et c'est une espèce de thermomètre pour connaître d'un coup-d'oeil ce qu'un peuple a perdu ou

gagné. Si l'on adopte cet axiome, *chaque jour nous perdons;* car chaque jour la presse est plus gênée. Aussi les livres, que l'on imprime aujourd'hui à Paris, sont-ils pitoyables, lorsqu'ils roulent sur l'histoire, sur la politique, ou sur la morale des nations.

..... *O braves Anglais!* peuple généreux, étranger à notre servitude honteuse, conservez avec soin parmi vous la liberté de la presse: elle est le gage de votre liberté. Vous représentez aujourd'hui *presque seuls* pour le genre humain; vous soutenez la dignité du nom d'homme. Les foudres, qui frappent l'orgueil et l'insolence du pouvoir arbitraire, partent du noble sein de *votre île fortunée.* La raison humaine a trouvé chez vous un asyle, d'où elle peut instruire l'univers.

..... *O braves Anglais!* vos livres ne sont pas soumis au mandat de Mr. le Camus de Néville, et il faudrait un long commentaire, pour vous expliquer, de quelle manière Monseigneur le Garde des Sceaux, ou Monseigneur le Chancelier de France, quand il a les sceaux, permet enfin à une mince brochure, qu'on ne lira pas, d'être étalée et invendue sur le Quai de Gêvres. *Nous sommes si ridicules et si petits devant vous*, que vous auriez peine à comprendre l'excès de notre faiblesse et de notre humiliation. (Il y eut jadis un édit du Roi, qui défendait au Professeur Ramus, de lire ses propres ouvrages.)

Au reste, cette gêne fait un tort considérable à la capitale, et l'étranger en profite. La graphomanie a un côté ridicule, mais elle fait subsister diverses professions. La Montagne Ste. Généviève est peuplée de colporteurs, de brocheurs, de relieurs etc., qui mourraient de faim sans le gros commerce de la librairie. Ce trafic n'a rien de préjudiciable à la société. Les anciens écrivaient autant que nous, et avaient la même démangeaison de publier leurs écrits. C'est un besoin, que nous satisferons toujours *en donnant notre argent aux presses hollandaises, allemandes, flamandes, et suisses.*

Zu der Stelle: „on n'aurait plus recours à la licence“ bemerkt Schlözer in seinem Briefwechsel: „Dieses Urtheil hörte ich schon im Jahr 1773 von sehr vielen der angesehensten Gelehrten in Paris. Sie erklärten daraus, 1) warum in Frankreich weit wüthendere Schriften gegen die Regierung zum Vorschein kämen, als in Deutschland; 2) warum

gerade von denjenigen europäischen Staaten, in denen der größte Preßzwang wäre, die allerärgerlichsten Anekdoten im Drucke herumgingen."

26.

St. Marc Girardin, in seiner Schrift über Deutschland:

Rester soi-même et cependant s'unir aux autres: tel est le problème, que chaque homme a à résoudre. Tel est le problème aussi de l'alliance des trois grands peuples de l'occident. (England, Frankreich, Deutschland.) Sachons-le bien: celui des trois peuples, qui, pour entrer dans l'alliance, abdiquerait son caractère et son génie naturel, il ne faudrait plus le compter comme un allié; ce ne serait plus que l'esclave des deux autres. Gardons-nous donc de former l'alliance, en littérature, par une imitation aveugle; *en politique, par une sympathie imbécile;* en morale, par un engouement qui n'aboutit qu'à la parodie.

Girardin schrieb für Frankreich: die Deutschen können noch Mehr herauslesen, als er für seine Landsleute hineinlegte.

Eine Zensurpredigt.

Eine Zensurpredigt.

Bruchstück aus einer Wanderung durch die Vogesen.

1830.

...... Von Bergzabern aus führt ein Fußsteig aufwärts, links von der Dahner Straße ab, nach dem Kolmenberg. Es steht ein Kirchlein oben, zu dem man wallfahrtet, und nebenan wohnt ein sogenannter Eremit; eine Art von Laienbruder, der die Obhut führt und in der Umgegend terminiren geht. Die Aussicht, wenn man die Höhe gewonnen hat, ist lohnend; einen Vorschmack davon kosteten wir schon während des Ansteigens. Der Pfad führte durch Wald und Buschwerk, aber hin und wieder that sich eine Lücke auf, und zeigte anmuthig, von der Laubwölbung wie von einem dunkeln Rahmen eingefaßt, die sonnige Ferne. Ist man auf dem Gipfel angelangt, so sieht man die Rheinebene als einen farbengestickten Bandstreif vor sich liegen, fernhin begränzt durch die in Duft verschwimmenden Berge des Schwarzwaldes. Von dem Rheine herwärts streckt sich der ansehnliche Bienwald aus; auf der Seite blinken die Thürme von Bergzabern; in einem nahen Grunde ruht das Oertchen Dörrenbach mahlerisch am Fuß eines Waldabhangs.

Der Eremit war über Land gegangen; in Ermanglung eines

Obdachs lagerten wir im Schatten der Mauern auf einem Punkte, von wo man die Aussicht beherrschte. Das Gespräch kam auf Wallfahrten, auf kirchliche und unkirchliche Richtungen, auf die Zerwürfnisse des 16. Jahrhunderts, auf die Bewegung durch Flugschriften, auf Zensur und Preßfreiheit. In Bayern hatte man damals ein Stück davon, nämlich Zensurfreiheit in inneren Angelegenheiten, so wie für nicht-periodische Schriften, und ein rheinpfälzischer Freund, der uns geführt hatte, redete mit Wärme von den Hoffnungen der Zeit, von den Kreuzzügen, welche man schon gegen die Zensur unternommen, von den Heiligen und Unheiligen, welche dieses neue Kreuz gepredigt, von den Wechselfällen des Erfolgs, von der Glorie des einstigen Sieges. Und warum, schloß er begeistert, warum sollte diese Zeit, auch ohne Illusion betrachtet, uns noch so ferne liegen?

„Die Zeit will Weile haben“, sagte eine Stimme von oben. Wir blickten überrascht empor: unser „Legationsrath Mephistopheles“, wie wir ihn zu nennen pflegten, hatte einen Vorsprung erklettert, von welchem er, sich mit Würde vornüber lehnend, wie von einer Kanzel herunterblickte. Er winkte uns zu, räusperte sich feierlich, und begann in gemessener Rede:

„Ja, ihr Geliebten in dem Herrn, es will warm werden in der Welt, und da wir hier so andächtig versammelt sind, so laßt euch statt eurer Alfanzereien mit einer kühlen Predigt aufwarten, die mir als einem weltlichen Eremiten über das Thema unseres Freundes dort im Kopfe herumgeht. Ihr habt euch hier oben verstiegen, wie ich merke, und da wird euch nun ein Zuspruch aus der Heilslehre des Polizeigeistes gütlich thun, der euch als der Wegweiser aller Irregehenden bekannt ist. Die Zensur, müßt ihr wissen, ist eine T o c h t e r des Polizeigeistes; sie ist mit dem modernen Staate aufgewachsen, dessen Priesterschaft die Beamten sind; die Polizei überhaupt ist uns eine Religion, so zu sagen, und ich kann nicht zugeben, daß ihre heiligen Zwecke verlästert

werden. Anathema sit! Denn was ist die Zensur, beim Lichte betrachtet? Die Zensur ist eine Staatsanstalt, welche die Leute gescheiter macht. Ihr müßt selbst gestehen, meine andächtigen Zuhörer, daß es keine Kunst ist, eine preßfreie Zeitung zu lesen, die da mit dem Preßbengel winkt als mit einem Dreschflegel, und deren feinste Spitze sich als ein Sticheln mit der Heugabel bemerklich macht. Solch eine grobe Deutlichkeit ist eine Beleidigung für Augen, welche scharf sehen. Aber so zwischen den Zeilen zu lesen, sich herauszuklauben, was nicht darin steht, den zarten Hindeutungen nachzugehn, und eine versteckte Anspielung aufzufassen mit der Empfänglichkeit eines Franzosen für ein Wortspiel: — das heiß' ich eine Aufgabe, würdig eines Volks, das man das „wissenschaftliche" nennt, und eines Landes, wo jeder Esel lesen gelernt hat. Was wäre es auch, ich bitte euch, wenn man euch die Räthsel der Zeit vorlegen wollte, wie ein Stümper von Charadenmacher, der euch die Auflösung gleich mit in die Hand gäbe? Was wäre es? Für „denkende Leser", „gebildete Stände", und dergleichen wohlhergebrachtes Publikum eine Grobheit sonder gleichen. Zum Gebrauche der Schuljugend, ja, gibt man die alten Klassiker und Geschichtschreiber mit deutschen Noten und Erklärungen heraus; ein gestandener Mann und Gelehrter aber liest sein Exemplar mit dem blosen Text, trockenweg, ohne Krimskrams.

Ihr wollt mir einwenden, wenn man sich an die Verständigen adressire, so sey das doch immerhin nur das kleinere Publikum. Ich aber antworte euch aus einem eurer eigenen Dogmatiker und Ketzerautoren: es gibt Jemanden, der mehr Verstand hat, als Voltaire, und mehr Witz, als Talleyrand, und dieser Jemand ist Jedermann. Nun, seht ihr, auf diesen Punkt muß bei einer Nation, welche sich als verständig taxirt, auch das Zeitungswesen eingerichtet seyn; es soll den Kleinen Nichts vorkauen und den Großen Nichts nachtragen, sondern in bedachtsamer Zurückhaltung auch Etwas zu denken übrig lassen. Das kleinere Publi-

kum, sagt ihr! Ich muß wahrlich lachen, wie ihr hienieden kindisch seyd. Habt ihr noch niemals, verehrte Andächtige, eine Returkutsche ausschellen hören? Ihr habt, ich darf es voraussetzen. Und nun frage ich euch, ob ihr es jemals anders gehört habt, als daß sich Diejenigen, so zum Mitfahren Lust trügen, dazu melden möchten. Das aber ist gerade das kleinere, ja das unendlich kleinste Publikum, und wenn der Returkutscher sich an das größere Publikum wenden sollte, so würde man ja, verzeih' mir's der Himmel, ausschellen hören: „wer nicht mitfahren will, beliebe es bleiben zu lassen!"

Von der Zensur aber will ich deßhalb nicht sagen, daß sie uns retur, d. h. rückwärts kutschire. Das ist auch so eine von den landläufigen Redensarten, welche man unbesehen in den Mund nimmt und ungeprüft wieder weitergibt. Nun liegt aber auf der Hand, daß die Zensur ein der Preßfreiheit aufgesetzter Dämpfer ist, und da man eines beliebigen Subjekts, wie die Nürnberger wissen, vorerst habhaft seyn muß, ehe man ihm ein Halsband, eine Handschelle, oder irgend eine andere Beschränkung anlegen kann, so war natürlicher Weise die Preßfreiheit vorher da, und die Zensur mußte ihr erst angepaßt oder umgewunden werden, wie der Gerechtigkeit die Augenbinde. So es nun richtig wäre, daß die Zensur uns rückwärts führte, wohin müßte sie uns bringen? Geradewegs fort immer näher der Preßfreiheit zu, als welche am weitesten hinten steht, und das wäre doch, wie ihr selber seht, eine Ungereimtheit für ein Zensurwesen, ein Unding, eine contradictio in adjecto. Nein, meine verehrten Zuhörer, die Zensur kutschirt nicht retur. Im Gegentheil, sie geht mit der Zeit fort; sie schreitet vorwärts; man kann's ihr Schritt für Schritt nachzählen, wie sie sich weiter erstreckt und fürbaß kommt. Und darin liegt ein wahres Kompliment für den Verstand einer Nation. Für ein dummes Volk bedarf es keiner Mauthsperren, keiner Zöllner und Gränzhüter, denn wo sollte der Schmuggel herkommen? Aber nun laßt

einmal Zollschranken da seyn, und Visitatoren, und dreifache Schlagbäume, und ihr werdet nicht lange darauf zu warten brauchen, wie sofort ein Wettkampf des Verstandes beginnt, und der Witz aufsprudelt, und die dreifach gesottenen Schlauköpfe gar werden. Da tauchen denn allerliebste Geschichtchen auf von List und Gegenlist, der Geist übt sich und erstarkt, und das Publikum hat den Genuß dabei, sich an den Mauthnern zu belustigen, insofern sie die Schwärzer, und an den Schwärzern wieder, insofern sie die Mauthner an Witz überbieten. Das Letztere namentlich ermangelt niemals, die allgemeine Heiterkeit zu befördern, und wo zu Lande man heiter ist, da ist man ein glückliches Volk. Vor den Mauthnern selbst präsentirt sich kein anderes Gesicht, als die lautere Unschuld, die da beaugenscheinigt seyn und passiren möchte; — und wie lächeln dann die Spitzbuben, wenn sie hindurch sind und haben den Schalk nunmehr offiziell in Sicherheit! Die Zensur allein hat unsere Literatur so fein, so attisch, so schalkhaft, so humoristisch gemacht. Börne selbst, doch ein Erzvater der politischen Ketzer, hat es ehrlich eingestanden, daß durch die Zensur der Styl gebildet wird. Und nun sollte die Preßfreiheit den Stiel umkehren, um nur so blindlings darein schlagen zu können! Ei so nehmt doch eine Lektion an von der Erfahrung, und faßt euch die Schmuggler ins Auge: — es sind nur die Lümmel, welche tölpisch neben dem Schlagbaum durchbrechen wollen; der höhere Schmuggel geht sachte durch die Pforte selber und schlägt ein anmuthiges Schnippchen dazu.

Da haben die Uneingeweihten behaupten wollen, unsere Zeitungen würden auf diese Weise langweilig. Dummes Zeug! Ein ewiger F r i e d e wäre langweilig für die Zeitungsleser; was aber könnte unterhaltender seyn, als der ewige K r i e g, in welchem die Presse mit der Zensur begriffen ist? Wenn nicht „die Völker aufeinander schlagen", so ist dies ein so munterer kleiner Krieg, als man in friedlichen Zeiten aufzutreiben vermag; ein Krieg voll

rascher Abwechslungen, voll ritterlicher Courtoisie, voll zarter Aufmerksamkeiten auch für den Gegner. Da stellt sich der eine Theil maskirt ins Feld, um dem Feind eine Ueberraschung zu bereiten, und der andere Theil scharrt die feindlichen Todten ein, auf daß man dem Gegner keinen Verlust nachrechne. Nach jeglichem Treffen wieder läßt man Gras wachsen über Schlachtfeld und Feindseligkeit, und der Zuschauer bekommt keinen Leichnam zu Gesicht, keine Lücke in den Reihen, keine abstoßende Verstümmelung. Es ist noch gar nicht genug anerkannt, welches hochverfeinerte Zartgefühl sich in dem Verbot sichtbarer Zensurlücken darlegt. Und dann die Kriegslisten erst! So ein Zeitungsschreiber muß eigentlich ein Tausendkünstler seyn; — ein Taschenspieler, der nach einer Seite weint und nach der andern lacht, und der Zensur stets ein anderes Gesicht zuwendet, als dem Publikum. Denn wie der Pinsel eines Raphael aus einem lachenden Gesichte mit wenigen Strichen ein weinendes machte, so ist der Zensor eines Polizeistaats im Stande, mit einem einzigen Striche Recht in Unrecht, Unrecht in Recht, und tiefe Ironie in hohe Unschuld zu verwandeln. Ein echter Zeitungsschreiber muß deßhalb schon eine starke Miene von Einfalt für sich haben, wenn er einen ironischen Wechselbalg durchbringen soll. Also Kampf um Kampf, List um List: es ist ein fortgehendes Lustspiel, und von bewährter Moral für die öffentliche Volksbildung.

Ich will beispielsweise nur von dem Witz reden, andächtige Zuhörer. Der Witz ist zu vergleichen einem holden Mädchen, das gerne seine Perlzähne sehen läßt, und steht daher leichtlich in Versuchung, des Guten zu viel zu thun und den zartschwellenden Mund weiter aufzureißen, als es anständig und zuträglich wäre. Und dafür ist denn geschmackvoller Weise die Zensur da, welche dem Witze, sobald er die Zähne weist, mit einem flinken Brecheisen drohen muß. In solcher Bewandtniß der Umstände lächelt er dann blos anmuthig, wie die griechische Liebesgöttin, und blinzt

dazu mit den Augen, und kichert mit den Stockzähnen, so daß das richtige Verhältniß des Spaßhaften hergestellt wird, und nicht der Verfasser die Lache aufschlägt, sondern der Leser, wie Das Rechtens ist. **Ridendo verum dicere:** es ist immer die alte Kunst wieder. Ei so wißt doch zu lächeln dazu, wenn euch die Wahrheit über die Zunge läuft, in des Schellenkönigs Namen, und ihr habt's. So ihr euch aber von der Zensur platt schlagen laßt, wer ist die flache Partie? Die Zensur oder ihr? Ich frage.

Wie oft haben eure eigenen Wortführer gesagt und wieder gesagt, die Zensur sey pur unnöthig, sie helfe doch Nichts, und deßhalb könne man unbedenklich die Preßfreiheit loslassen! Nun meine ich aber, wenn es der schlimmste Fehler einer Einrichtung ist, blos unwirksam zu seyn, so hätte es gute Wege damit. Die Einrichtungen dieser Art sind unsre besten. Wenn die Zensur uns Nichts hilft, so legt sie euch Nichts in den Weg, und wenn sie, wie ihr ebenfalls sagt, die Splitter der öffentlichen Meinung auszieht und daneben die Balken stehen läßt: Gottes Donner, ei so geht auf den Balken! Einen „Don Quixote" kann man sie auch nicht nennen, ohne auf der Gegenseite Windmühlen vorauszusetzen; daß sie aber selber bei Sinnen sey, und dagegen der Literatur den Verstand entfremde, das ist, wie ich sogleich beweisen werde, eine Verleumdung. Paßt einmal auf, verehrte Andächtige! Gesetzten Falles, es hätte einer von euch seinem Nachbar ein Roß entwendet, oder ein Taschentuch, oder einen Regenschirm, so liefe doch offenbar der Diebstahl nicht darauf hinaus, daß das entwendete Objekt sofort in die Luft verschwände oder des Teufels würde, sondern euer, und ihr würdet es zu verwenden wissen in euern Nutzen. Genau so verhält es sich nun auch mit der Zensur. Entweder ist sie an keinem Verstande zur Diebin geworden, und Das will mir glaublicher dünken, insofern man ihr's anmerken müßte; oder aber, wenn sie in der That euch den Verstand entwendete, ei so wäre sie ja dann selber im Besitz, und was könnt

ihr euch Besseres wünschen, als eine Zensur, die Verstand hätte?

Mens sana in corpore sano, sagt unser Sanitätswesen von einem gesunden Organismus. Es muß auch bei der Zensur eintreffen. Den Verstand bei der Sache haben wir bereits abgethan; also bleibt mir nur noch übrig, euch zu versichern, daß es auch mit der leiblichen Pflege wohlauf bestellt ist. Ich selbst, ohne mich als Diplomaten zu rühmen, kann einen Zensor aufweisen, der sich in die schwierigsten „Diners" einarbeitet, und ich bin wahrlich nur der Geringsten einer. Auch kann ich Straßburger Gänselebern und französische Redensarten verdauen; nur nicht diese fatalen Preßangelegenheiten, die einem immer und immer wieder den Magen verderben. Da schreit z. B. das schreibende Volk jetzt schon ein Menschenalter oder drüber gegen Präventivmaßregeln. Die Leutchen hätten lieber Repressivbestimmungen gehabt, als da sind Beschlagnahmen, Geldbußen, Gefängnißstrafen, und so weiter. Ueberzeugt wurde man von dem Lamento nicht, aber um ihm ein Ende zu machen, versuchte man es nebenher auch mit diesem System, und siehe da, so wie man Einen beisteckte oder ihm eine Schrift in Beschlag nahm, so schrie er noch zehnmal ärger, als vorher. Leugnet es, wenn ihr könnt! Geschah ihnen Solches neben der Zensur, als welche doch das Anstößigste bereits vorweg ausgemerzt hatte, wie würde es den armen Teufeln erst neben der Preßfreiheit ergangen seyn?

Ihr seyd studierte Herren, meine andächtigen Zuhörer, aber ich flehe euch an, so guckt doch einmal in das frische Leben hinein, anstatt ewig blos in eure todten Bücher. Da drüben in Dörrenbach wohnt ein Müller, der hat einen bissigen Hund. So oft nun des Müllers Esel mit den Mehlsäcken zu Markte traben sollten, so sprang der Hund um sie herum, bellte sie an von vornen und von hinten, und verführte des Teufels Lärm, so daß die armen Thiere zuletzt sichtlich vom Fleische fielen. Vielfach und oftmals redete

der Müller, als welches ein liberaler Mann ist, dem Hunde gütlich und beweglich zu, er möchte ihm doch seine Esel ungeschoren lassen. Als Alles vergeblich blieb, probirte er es auch mit den sogenannten Repressivmaßregeln, und prügelte den Hund, so oft er den Eseln mitgespielt hatte, nach Anleitung des Preßgesetzes. Es wurde manche Prügelsuppe aufgewendet, welche der Hund heulend zu sich nahm; aber wenn der Markttag kam und die Stallthüre aufging, da hatte der alle Repressivbestimmungen vergessen, und fuhr wieder gegen die Esel aus, wie ein losgelassener Drache. Nun bitte ich euch, andächtige Freunde, was würdet ihr gethan haben? Mein Freund Müller griff zu Präventivmaßregeln, legte den Hund an die Kette, und ist ein liberaler Müller geblieben, nach wie vorher. Denn, sagte er, hätte man mir meine Esel in Ruhe gelassen, so wäre ich nicht auf die Zensur verfallen.

Daß auch die Zensur selbst meistens liberal ist, davon kann sich Jedermann gedruckt überzeugen, indem es bald da bald dort in deutschen Zeitungen gerühmt wird, und die Zensur würde es gewißlich streichen, wenn es nicht wahr wäre. Denn die Zensur hat ein Gewissen, meine Freunde; sie hat sogar zwei mitunter. Sie hat nämlich nicht blos ein Gewissen für sich, sondern auch eines für andere Leute, ja für alle Welt, so zu sagen. Breitet ihr eine lieblose Anspielung auf diese oder jene Schwäche eines Nebenmenschen unter, und sie wird das Gewissen haben, in seinem Namen den Treff zu fühlen; denn wie könnte sie sonst den wunden Fleck merken, — die schlimmste Auslegung desselben zu der ihrigen machen, — die weitloseste Anspielung darauf errathen und wegstreichen? Advocatus diaboli haben ihre Anschwärzer sie wegen dieses rührenden Zuges schelten wollen, und vergessen dabei, daß sie durch solche Unkenntniß der Gewissensfunktionen sich vielmehr selbst als gewissenlos hinstellen. Ja, verehrte Versammlung, die Zensur hat ein Gewissen; — ein besseres, als leichtfertige Schrift-

steller oder Volksvertreter, die da nach einem Gewissen votiren, das ihnen ein Finanzminister ausgesetzt hat.

Ihr nickt mir zu, andächtige Zuhörer; ich will hoffen, daß es nicht das Nicken des Schlummers ist. Denn es ist mir nicht entgangen, wie unser Zensurfeind dort hinten schon zu dreien Malen vorbereitend gegähnt hat, gleich als ein reißender Löwe, der im Auftrag eines Komitee's die Präventivmaßregeln zu verschlingen hätte. Allein ich sage euch, auf so lange, bis ihr durch Gähnen zensurfrei werdet, bin ich hier oben nicht auszuharren gesonnen. Der Teufel möge dem jungen Volke predigen, welches heutzutage so leichtfertig ist, und ich glaube, er thut's auch zuweilen.

Nun gebet schließlich der Wahrheit die Ehre und sehet eure Schwachheit ein: wenn ihr Zensoren wäret, ihr hättet mir leichtlich die halbe Predigt gestrichen, nur um sie kürzer zu machen. Und ihr wollt den Stein aufheben gegen eure Nebenmenschen und Mitsünder? Ihr, die ihr gegen eine bildende, feine, und mannigfach gewissenhafte Zensur einen so unfeinen und gewissenlosen Lärm verführt, und Das zum Beweise, daß euch die Zungen gebunden seyen? Ich aber sage euch, unsere Sprache würde weder die attische Feinheit noch die berlinische Ironie, den Humor der Eckensteher ungerechnet, so artig ausgebildet haben, wenn ihr keine Zensoren hättet. Was? Nicht einmal die Hilfs-Zeitwörter hättet ihr ordentlich konjugiren gelernt, nicht die Zartheiten von Dürfte und Möchte ausgefunden, nicht das diplomatisch Deutsame und das philosophisch Unergründliche in die Zeitungen gebracht, wenn man euch nicht mit mildem Ernst und ernster Milde von Polizei wegen unter die Arme gegriffen hätte. Die Zensur war gleichsam euer Graf Cagliostro, der einmal einem Steuereinnehmer, welcher einen Brabänter extra verschluckt hatte, durch einen orientalischen Zauberspruch die grobe Münze in 27 Sechser wechselte, worauf das Versehen unschädlich ablief. So hat euch die Zensur, obwohl ohne Hexerei, die massiven Wahrheiten, die

ihr den Leuten auf Gefahr ihres Hirnschädels an den Kopf werfen wolltet, mit Geschick und Anstand in geringere Münzsorten verwandelt, und wer hatte am Ende den Vortheil davon, als die leidige Presse und ihr selber?

So ihr aber unbußfertig in eurer Verstocktheit beharret, so sage ich euch zu guter Letzt, daß die Zensur eine alte Gerechtigkeit hat, nicht durch vernünftige Gründe beeinträchtigt zu werden. Eigensinn um Eigensinn! Habt ihr nicht gar den Einfall gehabt, der Zensur gegenüber den Cato mit seinem Ceterum censeo gegen Karthago spielen zu wollen! Allein glaubet mir, der ich es wissen kann, verehrte Andächtige, der wahre Cato censorius, das ist vielmehr die Zensur selber, und so ihr sie nicht handlicher anzugreifen wißt, als es seither geschehen, so wird sie noch lange hin mit Gelassenheit und Selbstbewußtseyn antworten können: Ceterum censeo, übrigens zensir' ich, Amen!"

[illegible]

Und ihr wollt [illegible]
uns Berlinern? Ihr, die ihr gegen eine bildende, feine, und mannigfach gestaltende Zensur einen so unfeinen und gewissenlosen Krieg verführt, und Das zum Beweise, daß euch die Zungen gebunden seyen? Ich aber sage euch, unsere Sprache würde weder die attische Feinheit noch die berlinische Ironie, den Humor der [illegible] so schön ausgebildet haben, wenn ihr keine Zensoren hättet. Was? Nicht einmal die Hülfs-Zeitwörter hättet ihr ordentlich konjugiren gelernt, nicht die Zartheiten von Dürfen und Mögen ausgefunden, nicht das diplomatisch Dunkele und das philosophisch Unergründliche in die Zeitungen gebracht, wenn man euch nicht mit mildem Ernst und ernster Milde von Polizei wegen unter die Arme gegriffen hätte. Die Zensur war gleichsam ein Graf Cagliostro, der einmal einem Steuereinnehmer, welcher einen [illegible] extra verschluckt hatte, durch einen orientalischen Zauberspruch die grobe Münze in 27 Sechser wechselte, worauf das [illegible] unschädlich ablief. So hat auch die Zensur, obwohl ohne Hexerei, die massiven Wahrheiten, die

Die Julitage.

Die Julitage.

Erzählung eines Pariser Hampelmanns.

(Nach einer französischen Schnurre von Ludwig Desnoyers.)

Ob mir's noch denkt? ..... Haarklein denkt mir's. Ich kann Ihnen noch jeden Umstand her erzählen, als ob ich's gestern erlebt hätte ..... Am 27. Juli jährt sich's wieder. Es war gerade auf einen Dienstag, — da sitz' ich Abends ruhig bei Tisch, und hatte ein paar gute Freunde zu Gast, denn es war just der Namenstag meiner Frau, und wer uns durch das Schlüsselloch zugesehen hätte, der hätte sich nicht träumen lassen, daß es einen Augenblick später piff! paff! puff! und dergleichen ..... Aber Das ist jetzt einerlei ..... Ich erinnere mich, daß ich eben den Stöpsel von einer Flasche Champagner springen ließ, beff! — da hörten wir auf einmal einen Randal drunten auf der Gasse: hoo! hee! ahooo! ..... Ich mache gleich: sssssſd! ..... wir spitzen die Ohren und lauschen. In demselben Moment fängt meine Dogge zu bellen an: hup! hup! hup! ..... „Halt's Maul, Sultan!" ..... Aber der Sultan hatte Recht, denn es klopfte an die Hausthüre, Schlag auf Schlag: pok! pok! pok! pok! ..... Ich nicht faul, nehme das Licht in die eine Hand, und ein Tischmesser in die andere, für mögliche Fälle, und gehe hinunter, um nachzusehen. Kommt mir, zum Teufel, der ver-

trackte Sultan zwischen die Beine, daß wir mit einander auf ein Häufchen zusammenrumpeln ..... Links mein Hund, mit einem Geheul: ayahu! ayaho! ayauh! ..... rechts mein Leuchter im Rollen: klebbereng! ling! leng! ..... in der Mitte ich: pummeradadrah! und kurgle die Treppe hinunter, als ob ich's in Lieferung übernommen hätte, die Stufen mit meinem Rücken abzubürsten. Aber Das ist jetzt einerlei! ..... Man könnte sich todtfallen bei derartigen Gelegenheiten, man thät's nicht inne werden.

Ich also wieder auf und rufe: „wer ist draußen?" — Ruft es zurück: „„he, ich bin's!"" — So mit einer hohlen Stimme, wissen Sie, wie aus dem Boden heraus: „ich bin's!!!" — In der Dunkelheit kam mir die Stimme nichts weniger als bekannt vor, aber Das ist jetzt einerlei; denn wie es einmal hieß: „ich bin's", so konnte ich schon abnehmen, daß ich es nicht mit Spitzbuben zu thun hatte. Also drehe ich frischweg den Schlüssel herum: rrrrrik! rrrrrak! rrrrremm! Die Thüre geht auf: — war's mein Bruder Joseph. — Was Teufel, Du bist's? — „Heja, Franz, ich bin's!" — Also Du bist's, Joseph!! — Und so hinüber und herüber, pallerih! pallerah! ..... kurz, was man sich im Dunkeln so in der Geschwindigkeit mittheilen kann.

Sofort stolpern wir miteinander die Treppe hinauf, und wie wir im Zimmer stehn: „Alle Wetter", sagt mein Bruder, noch ganz außer Athem, „ihr wi... hißt nicht ..... was los ist! ..... Mo... hord ..... und Todtschlag ..... in Paris ..... uff ..... Saubere Geschichten das ..... Die Gend .... armen ..... die Schei ... weizer ..... die Garde ..... haben gefeu ... heuert! .... So eben wieder ..... hö ... ört ihr wohl?

Richtig hören wir es von weitem knattern, so wie ein Pelotonfeuer macht: brrrrrromm! .... brrrrrromm! .... Und dazu noch eine Art von dumpfem Sausen, das so über die Häuser wegsurrte: hhhhu-u-u-uhhh!

Sie können sich vorstellen, was uns Das für einen Effekt beibrachte, zumal just nach dem Essen. Die Weiber insonderheit waren ganz und gar verdattert, und dann die Kinder, ... die erst noch obendrein. Das war Ihnen ein Geschrei, und ein Gejammer, und ein Gemaunze: „Ums Himmels willen, was soll aus uns werden! Papa! Mama! Lieber Mann! Du bleibst mir davon weg, sag' ich Dir! Es geht Dich nichts an! Du verstehst Dich nicht darauf! Du hast nicht fechten gelernt!" ..... Kurzum, ein ganzes Maul voll Dummheiten, daß es einem Stein hätte das Herz erweichen mögen. Ein Jedes in seiner Art; sie können Nichts dafür. Aber laßt mir Weiber und Kinder aus dem Spiel bei derartigen Gelegenheiten! Es schlägt euch in alle Glieder, kann ich euch sagen.

Aber Das ist jetzt einerlei! Wir Männer also, natürlicher Weise, wir waren gefaßter. Mit vielem Zureden geschweigten wir sie endlich, und hierauf faßte sich ein Jeder das Herz, heim zu gehen, mit der Vorsicht jedoch, ein-für-allemal, sich fein längs der Häuser zu halten, von wegen des verteufelten brrrrrromm! .... brrrrrromm! ...., das sich noch mit ungeminderter Hartnäckigkeit aus der Ferne zu vernehmen gab.

Was mich betrifft, so schloß mich meine Frau ein, zweimal herum, und meiner Treu, sie that wohl daran, denn sonst, soll mich der Teufel holen, wär' ich ihr durchgegangen, wie ein Märzhase, — prrrrrr!

Also werfe ich mich der Länge nach auf mein Bett; aber gute Nacht, Schlaf! Kein Auge konnt' ich zuthun. Die ganze Nacht hindurch Patrouille auf Patrouille: trap! trap! trap! Nicht zu reden von einem kleinen Dings-da, einem Insekt vermuthlich, das sich in dem Getäfer, just neben meinem Kopfe, festgesetzt hatte, und in einem fort: krrrrr! krrrrr! krrrrr! machte. Richtig fand mich der Tagesanbruch wach auf meinem Bette, und ich hörte zum ersten Mal in meinem Leben den Hahn krähen:

ko-ke-ri-kih! ki-ke-ri-koh! Ja, Herr, der Hahn soll mir denken, so lange ich meine fünf Sinne behalte. Ein Hahn, Sie verstehen wohl! Es war eine Vorbedeutung, die mich nachher wundersam ergriff, als sie eingetroffen war.

Aber Das ist jetzt einerlei! Wie ich mich aufrecht setze, war mein erster Gedanke, hinunter auf die Straße zu gehn und über die gestrigen Vorfälle Erkundigung einzuziehen. Es schien mir Dies in der Pflicht eines jeden guten Bürgers zu liegen. Aber ei ja wohl, wart' ein Weilchen! Meine Frau wollte mich noch immer nicht fortlassen. Sie stellte mir vor, daß mein Bart fingerslang sey, und daß ich inmitten von all dem Krawall mich wie ein purer Sparrefankel ausnehmen würde. Es war etwas Wahres an ihrer Reflexion, obwohl eigentlich, im Grunde genommen, eine Bartputzerei mehr oder weniger, bei derartigen Gelegenheiten...... Aber Das ist jetzt einerlei! Ich gehe also daran, mich zu rasiren, aber ich hatte Ihnen noch keine drei Striche gethan, da ging der Lärm auf der Gasse drunten von neuem los: trammm! trammm! trammm! Ich laufe ans Fenster, halb rasirt, wie ich gehe und stehe; denn im Krieg, meiner Treu, da heißt's eben im Krieg...... Also ich laufe ans Fenster und sehe..... was glauben Sie, daß ich sah?...... Meinem Nachbar gegenüber wird der Laden gestürmt...... Es war ein Büchsenmacher, mein Nachbar...... Und ein superber Laden war's!.....

„Ei du meine Güte", dacht' ich so bei mir selbst, „wie unvorsichtig! Wenn nun zufälliger Weise ein Polizeispion um den Weg wäre, he!"..... Auch waren noch Andere dabei, die machten sich den Spaß, die hölzernen Schilde von den Läden der Tabacksregie herunter zu holen, daß sie auf das Pflaster purzelten: plumpdrapada!..... von wegen der Lilien darauf, wissen Sie. Die Spaßvögel hätten sich ordentlich in die Patsche bringen können, Das muß man gestehen...... Die Insignien des Königthums

wegzuputzen! ...... Ein meineidiges Königthum meinethalben, so viel Sie wollen; aber meineidig hin, meineidig her, so war es bei alledem erst 9 Uhr Vormittags.

Aber Das ist jetzt einerlei! Kommt ein Postwagen daher gefahren, und der Postillon knallt mit seiner Peitsche dazu: klick-klack! klick-klack! Wart', ich will dir mit deinem klick-klack! — ei ja wohl! — „Postwagen, halt!" ...... „Ausgespannt!" ...... „Hand an, ihr Leute!" ...... „Habt ihr angefaßt da drüben?" ...... „„Ja"" ...... „Nu los!" ...... haa-hupp! und brrrrrdauz! liegt mein Postwagen auf der Seite, als ob er's so gewohnt wäre.

Auf Das hin mischen sich Lanzenreiter in die Sache und sprengen im galoppirendsten Galopp ein: klabberack! klabberack! klabberack! „Aha", dacht' ich, „ich habe mir's gleich eingebildet, Sapperlott!" Zum Glück waren von allen Seiten Flintenschüsse bei der Hand: biff! baff! bauf! und so weiter. Es war eine mit drunter, die ich mein Lebtage nicht vergessen werde: ein absonderliches Original von einer Flinte, das einen ganz verteufelt merkwürdigen Laut von sich gab, so etwa wie: pwinnn! ..... pwinnn! ..... Und dann mußte man sehen, wie es Möbel aus den Fenstern hagelte! ...... Einfache Stühle ..... Armsessel ..... Tischplatten ..... Flaschengestelle ..... pummlataklah! Es war ein förmliches Gemetzel! Was mich betrifft, so konnte ich nicht mehr an mich halten: ich nahm das Erste Beste, was mir in die Hand kam ..... ich glaube, es war mein Rasirbecken ..... gucke mich ein wenig um, ob mich meine Frau nicht sieht ..... und paff! war's drunten. Ein superbes Becken von Fayence! .... Aber Sie können sich wohl vorstellen, daß man bei derartigen Gelegenheiten ...... alle Wetter! Da heißt's: drauf! Sieg oder Tod, sag' ich.

Aber Das ist jetzt einerlei! Es war so eine Sekunde lang zwischenhinein, wo ich, offen gestanden, verteufelt Angst hatte! .....

Ich war so ein bischen aufgeregt!.... Ganz nahe bei mir machte es: frrrrtt!... frrrrtt!.... und ich glaubte nicht anders, als daß ich die Kugeln um mich pfeifen hörte...... Nu, Das war nicht übel! Da ich mich jedoch nirgends getroffen fühlte, so sagte ich zu mir selber: „Es ist Nichts. Es wird mit den Kugeln seyn, wie mit dem Donnerschlag: wer davon getödtet wird, der hört es nicht mehr.“ Das ist eine festgestellte Thatsache; ich habe es von glaubwürdigen Personen, welche die Erfahrung gemacht haben, und das mehr als einmal. Und was ein augenscheinlicher Beweis dafür ist, ich hörte das nämliche Schwirren noch einmal: frrrrtt!.... frrrrtt!..... Ich gucke dem Ding näher zu.... lupfe die Nase darnach..... waren's Ihnen Schwalben, die ein Stockwerk ober mir ihre Nester hatten. Auch habe ich mir nachher sagen lassen, daß die Kugeln nicht: frrrrtt!.... frrrrtt! machen, sondern vielmehr: dsiiiiii!.... dsiiiiii!..... was sich auch ungleich martialischer ausnimmt.

Aber Das ist jetzt einerlei! Der Randal draußen ging mittlerweile seinen ordentlichen Gang fort. Jetzt nahmen sich auch die Glocken darum an: bomm!.... bomm!.... bomm!.... bomm!.... Das war das Sturmgeläute. Ich sag' Ihnen, man muß ein aufrichtiges Bedauerniß haben mit Denen, die gerade auf dem Krankenbett lagen..... Noch ungerechnet die Kanonen, welche im Chor mitbrummten: bamm!.... bamm!.... Das war auf dem Greveplatze..... bammm!.... Das heißt, nein, daß ich's recht sage, es war eigentlich nicht sowohl: bammm! .... als vielmehr: baunnd!.... baunnd!..... Alles der Richtigkeit nach, darauf können Sie fußen.

Aber Das ist jetzt einerlei! Ich schicke mich also an, mir auch die andere Hälfte des Gesichts zu rasiren..... suche hin, suche her.... und such' Ihnen mein Rasirbecken, ohne daran zu denken, daß ich es ja..... aber Sie begreifen, daß man bei derartigen Gelegenheiten..... da auf einmal: raudidiplau!....

raudidiplau!.... raudidiplau!..... rasselt die Trommel der vormaligen Nationalgarde! „Den Teufel auch", sag' ich jetzt zu meiner Frau, „es gewinnt den Anschein, daß etwas Außergewöhnliches vorgeht. Das geht mich an, Frau, denn ich gehörte mit dazu."

„Ach, Gott bewahre, mein Schatz, kein bischen," sagt sie, und macht ihr zuckersüßes Gesichtchen dazu, die Schmeichelkatze, „was soll denn vorgehen? Es wird irgend ein Marktschreier seyn, ein Wunderdoktor oder dergleichen. Und zum Ueberfluß, mein Schatz, bist Du nur halb rasirt!"

O die Weiber! die Weiber! Wie sie Alles zu drehen wissen! Und wie sie sinnreich sind in ihrer Zärtlichkeit!

Aber Das ist jetzt einerlei! Ich setze meinen Kopf auf und schelle dem Kindsmädchen: klingeling! klingeling! klingeling! „Fränzel, bring Sie mir mein Gewehr." — „„Ihr Quehr, Herr?....““ (denn es war ein Bauermädchen.) — „Ja, mein Quehr, du Täppelchen!" — „„Aber werle, Herr!““ (so sagte sie für wahrlich) „„i weiß net, wo's isch.““ — „Net, wo's isch? Net, wo's isch!.... Am Ende werd' ich ohne Gewehr ins Feld rücken sollen, he?.... Ich will wissen, wo das Gewehr hingekommen ist. Das Gewehr kann doch nicht für sich allein fortgelaufen seyn. Heraus mit der Sprache!" — „„Aber werle, Herr, i glab', d' Madam' hat mi's in'n Keller thun heißen.““ — „Mein Gewehr im Keller!.... Was jetzt das für ein Einfall ist....." (O die Weiber! die Weiber!.. Da ist kein Sinn und Verstand vom Militärwesen!) „Aber Das ist jetzt einerlei! So holt man's eben aus dem Keller herauf. Immer noch besser im Keller, als ganz zum Teufel..... Nu, auf was wartest Du noch?".... — „„Aber werle, Herr, i getrau mir's net!““ — „Jetzt seh' mir einer das Mädel an... Getraut sich nicht in den Keller..... Du Gänschen, du.... Pfui, pfui, ich thäte mich schämen an deiner Stelle!"... — „„Aber werle, so hören

Se doch! In einem Schlammassel, wie das da!"" ... — „Ein Schlammassel! ..... Das nennt sie ein Schlammassel! .... Hast Du etwa Angst, du dummes Ding, es möchten Dir im Keller Gendarmen aufstoßen? ..... Warum nicht gar, Angst! ..... Da guck' auf mich .... Wo hab' denn ich Angst, he? ... Da sieh, ob ich mich nicht just ans Fenster stelle, guck her! ...."

Diese Kühnheit flößte ihr Muth ein, um so mehr, als sich auf der Straße gar Nichts mehr rührte. Nun also, eine Viertelstunde drauf hatt' ich mein Gewehr, aber was für ein Gewehr! ..... Verrostet, wie ein Nagel, der in der Gosse liegt! ..... Meine Frau fiel in Ohnmacht, wie sie das Gewehr sah. O die Weiber! Welche Anhängsel bei derartigen Gelegenheiten! .... Bleiben Sie ledig, ich rath' es Ihnen! ....

Aber Das ist jetzt einerlei! Ich mache mich also daran, und putze es mit Asche, und reibe, und wische, hisch! risch! und wieder hisch! .... und reibe immer zu ..... Damit ging der Tag vollends hin ..... Aber am Abend konnte ich mir auch Etwas zu gute darauf thun, wie es hell klang ..... Schultert's ..... Gewehr! ..... Eins, zwei, ... dsinn! ..... Fällt's ..... werr! ..... Eins, zwei, ... dsinn! ..... Bei Fuß ..... rrrr! ..... Eins, zwei, drei ..... bromm! .... Und so durch die Bank ..... Es war eine helle Freude! ....

Nu wollte ich also ausrücken und mich zum Morgenappell stellen, als meine Frau mir bemerklich machte, und diesmal hatte sie Recht, daß es stockfinstre Nacht war. Es wäre eine Kunst gewesen, bei Nacht ins Feuer zu gehen, auf die Gefahr hin, sich selber zu treffen ...... besonders unsersgleichen, die das Fechten nicht als Handwerk treiben. Also blieb ich vor der Hand daheim, und überdies hatten wir bereits das Hotel-de-Ville erstürmt. Ja, Herr, das Hotel-de-Ville! Das Hotel-de-Ville war unser! ..... Nur das Louvre befand sich noch in der Gewalt der auf ewig

entsetzten Regierung ..... Aber Geduld, es ist noch nicht aller Tage Abend! ....

Auf die Manier also, daß ich diese Nacht vortrefflich schlafen konnte. Nur hatte ich furchtbare Träume dabei. Ich war gleich unter den Vordersten mit bei dem Sturme auf Etwas .... es hat mir nie wieder beifallen wollen, auf was; aber die Sache ist die, daß ich drauf los ging, wie ein Teufel ..... nicht anders, als mit dem Bajonett: flitsch! .... fletsch! .... ich stach sie nieder: flitsch! .... ich warf sie über den Haufen: fletsch! .... drei Fahnen hatte ich eigenhändig erobert; ich war verwundet, mein Blut floß; aber Das ist jetzt einerlei: flitsch! .... fletsch! .... denn Sie können sich vorstellen, daß man bei derartigen Gelegenheiten: flitsch! .... Und kurz, vor lauter Sturmlaufen: puff! wach' ich auf, und liege plattenwegs auf dem Stubenboden. Dergleichen passirt mir expreß! Es ist etwas Merkwürdiges um die Träume! ....

Aber Das ist jetzt einerlei! Es war heller Tag; ich gucke auf meine Uhr, halte sie ans Ohr: Alles still! kein ticke-tacke! .... Ich hatte vergessen, sie aufzuziehen, wie Das begreiflich ist, bei derartigen Gelegenheiten! .... Zum Glück hebt gerade die nächste Thurmuhr zum Schlagen aus: dig-domm, ... dig-domm; ... bummm! bummm! bummm! .... Und so zähl' ich bis auf zehne.

Es war in der That zehn Uhr. „Alle Wetter", sagte ich zu mir selbst, „auf die Art nehmen sie am Ende das Louvre ohne dich! ..... Sie wären es im Stande, die Schwernöther! ...." Also eile ich mich, daß ich in meine Kleider komme; aber, wie es zu gehen pflegt, je mehr man pressirt, desto weniger geht es vorwärts. Zuerst zieh' ich Ihnen meine Hose verkehrt an, fahre wieder heraus, schlüpfe von neuem hinein, aber in der Geschwindigkeit: krarrrak! reißt sie Ihnen von oben bis unten auseinander! .... Ei du meine Güte, wenn ich d a ran denke! Und

wie ich aussah! Mit meiner Bärenmütze auf dem Kopf, meinem Zivilüberrock, meinem Wehrgehäng ohne Säbel darin, meinem halbrasirten Gesicht, (denn daher stammt noch die eine Hälfte meines Schnurrbarts; nicht auf dieser Seite.... auf der andern,) und meiner geplatzten Hose dazu...... Aber Das ist jetzt einerlei! Sie stellen sich wohl vor, bei derartigen Gelegenheiten ..... Und überdies, wir waren alle miteinander so, dazumal. Erinnern Sie mich daran, wenn Sie das nächste Mal zu mir kommen, so will ich Ihnen diese Hose zeigen: ich habe sie aus Kuriosität aufgehoben, als eine historische Erinnerung, als ein Wahrzeichen, als ein Angedenken für ewige Zeiten. Aber wo war ich stehen geblieben?..... Ja, richtig!

Also bin ich eben daran, auszurücken, denn meine Frau war nicht daheim. Sie war nebenan bei unserer Zimmernachbarin, von wo herüber ich sie miteinander zischeln und wispern hörte: tschitschewi, tschitschewi, tschitschewi,.... O Weiber! Weiber! Geplappert müssen sie haben, Das thun sie nicht anders!

Ich war richtig bereits unten, da fällt mir noch eben recht ein, daß ich vergessen habe, meine Flanelljacke anzuziehen, — ich, der ich seit undenklichen Zeiten Flanell auf dem Leib trage! Auf die Manier, daß einem bei dem höllisch heißen Wetter, und in der Hitze des Gefechts obendrein, ein Rheumatismus so sicher gewesen wäre, als der Weck auf dem Laden. Da galt es nicht lange Federlesens. Ich also wieder hinauf, immer vier Stufen auf einmal, kleide mich um, und will mich gerade wieder auf den Sprung machen, da höre ich, wie die Milch, welche meine Frau am Feuer stehn hatte, so eben überkocht und in die Asche läuft: dsssiii!.... dsssiii!.... dsssiii!.... Ich nicht faul, springe bei, thue die Milch vom Feuer, und blase, was ich kann: fffhhh! .... fffhhh!.... fffhhh!.... Darüber kommt Ihnen meine Frau wieder heim. Ja, jetzt wäre es eine Kunst gewesen, nüchtern ins Feld zu rücken! Ich ergebe mich also darein, erst Etwas

zu frühstücken; kurz entschlossen...... haud oder naud...... da beißt keine Maus einen Faden davon ab..... Nu gut also, aber glauben Sie wohl, daß ich kaum eine Schnitte von dem gestrigen Hammelsbraten zu mir genommen hatte, da geht ein neuer Randal auf der Gasse los.... Ich horche näher hin.... War's die Marseillaise.....

Allons enfans — de la — patri — é —
Tralaladom — didom — dadomderadada!

Jetzt faßte mich ein Enthusiasmus, daß ich's Ihnen gar nicht beschreiben kann..... Es lupfte mich ordentlich in die Höhe, so begeistert war ich!.... Das Louvre war genommen! Wir waren Sieger! Sieger auf der ganzen Linie! Und was die Hauptsache war, Sieger binnen drei Tagen!..... Aber, um uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, es durfte einen nicht wunder nehmen..... Sie können sich wohl vorstellen, wenn sich so Alles und Alles ins Geschirr legt....

Aber Das ist jetzt einerlei! Und ein Umstand war dabei, der mir mein Lebtage gedenken soll..... er geht mir noch heute im Kopfe herum..... das war jene verteufelte Flinte, Sie erinnern sich?..... mit ihrem pwinnn!.... pwinnn!.... und dergleichen. Ja, Herr, sehen Sie, das war so eine von den Unerklärlichkeiten, die in dem ganzen Lebenslauf eines Menschen unvergeßlich da stehen.... Könnten Sie's erklären?.....

Politik an einer Wirthstafel.

Politik an einer Wirthstafel.

Ein Freskobild.

„In was reisen Sie?“ fragte mich mein Nachbar, als ich mich an der dichtbesetzten Wirthstafel niederließ. Es war ein elegant gekleideter Herr, wohlgepflegten Bartes, fein im Weißzeug, mit einer schweren Goldkette über der Weste und verschiedenen Ringen an den rothbraunen Händen, die er bald auf diese bald auf jene Art zur Schau legte, um die Kleinode blinken zu lassen. Beiläufig gesagt, mit den Handschuhen ist die Mode nichts weniger als aristokratisch, da dieselben eines der wesentlichsten Kennzeichen des Unterschiedes der Stände zudecken. Hätte mein Nachbar Handschuhe angehabt, so wäre mir seine gebräunte, durch keine Pflege der Kunst entweihte Hand nicht zu Gesicht gekommen.

„„Ich bin kein Reisender““, erwiederte ich, und Dies war in seinem Sinne richtig, obwohl ich erst vor einer halben Stunde aus dem Wagen gestiegen war.

— Schade, sagte mein Nachbar; sonst hätten Sie gleich eine Streitfrage entscheiden können, die ich da mit dem Isidor habe. Aber es thut Nichts, denn ich habe doch Recht.

— — Nichts als Flausen, fiel sein Gegenmann ein. Wir

verstehen den Rummel auch; wie wollen Sie leugnen, was in der Zeitung steht?

— Gehn Sie mir weg mit Ihrer Zeitung. Im Tarif muß es stehen, nicht in der Zeitung.

Das Gespräch schien bereits eine Weile im Gang zu seyn; ich merkte, daß es sich um Zollangelegenheiten handle.

— Und da machen Sie mir den Gaul nicht scheu, fuhr mein Nachbar fort. Mit einer Aenderung des Tarifs ist es Nichts; das können die Oesterreicher schon gar nicht; da ist erstens die Mauth entgegen, und zweitens erlaubt es die Politik nicht.

— — Allerdings erlaubt es die Politik, denn in der Zeitung steht es ja eben, daß der Tarif herabgesetzt wird.

— Herabgesetzt? Das hab' ich nicht gelesen. Ich sag' es ja, herabsetzen können sie ihn schon, aber nicht umwandeln. Es darf weiter keinen Unterschied machen.

— — Aber es macht einen Unterschied, Herr; sehen Sie, zum Beispiel in Goldwaaren....

— Pah, mit Ihren Goldwaaren; da werden Sie auch viel profitiren, mit Ihrem bischen Goldwaaren, Sie; da geb' ich noch Nichts für.

— — Aber, Hr. Zulper, es ist doch ein hübscher Markt, Oesterreich.

— Ein hübscher Markt? Na, nur nicht so hitzig mit Ihrem Markt. Denn hören Sie 'mal, was Ringe und dergleichen betrifft, das mögen Sie meinetwegen fabriziren können, aber was feinere Sachen sind, da verstehen Sie einen Pfifferling von!

Damit war die erste Streitfrage abgetakelt, und Hr. Zulper sah sich mit siegreichem Blicke nach einer zweiten um, als ihm sein Nachbar gegenüber mit einer Anrede in's Garn lief.

— — Haben Sie die Hugenotten schon gesehen, Hr. Zulper?

— Hier noch nicht, aber in Hamburg. Ist auch ein schönes Theater, das in Hamburg.

— — Das wohl, aber die Hugenotten sind noch nicht dort gegeben worden.

— Bitte sehr um Vergebung, dort zuerst; dort früher, als in Berlin.

— — In Berlin? Ich war selbst in der ersten Vorstellung. Es war so voll, wie in einem gepackten Tornister. Mein Billet kostete mich fünf Thaler netto.

— Nun, sehen Sie, und in Hamburg ist das Stück noch früher gegeben worden.

— — Unmöglich.

— Gewiß, sag' ich Ihnen.

— — Ich war selbst drein in Berlin. Es war an demselben Tage, wo die große Schlittenfahrt war. Aeußerst nobel, diese Schlittenfahrt. Ungefähr sechs- bis achtmal so nobel, als die Schlittenfahrten in Hamburg, darauf können Sie schwören.

— Leicht möglich, aber die Hugenotten werden nicht mitgefahren seyn. Ich habe sie in Hamburg gesehen.

— — Nun, da gehen Sie auch hier hinein.

— Hier heißen sie nicht Hugenotten, sondern Anglikaner und Puritaner. Mit dem andern Text ist die Oper niedlich, aber so.... Ich begreife gar nicht, warum man es geändert hat. Es bleibt doch immer die nämliche Musik. Ist mir zu rund, Das; ich begreif' es nicht.

— — Nun, Das ist doch leicht zu begreifen, denn die Hugenotten sind doch Lutheraner, und die Lutheraner....

— Nein, die Hugenotten sind keine Lutheraner, sondern Das ist wieder etwas Anderes. Hugenotten und Lutheraner sind zweierlei, da wett' ich drauf. Es gibt gar keine Hugenotten mehr.

— — Weil man sie damals umgebracht hat. Und deßhalb wird dadurch der Religionshaß erneuert.

— In so fern mag Das seyn; denn wissen Sie, in der Szene,

wo sie Alle die Kreuze auf dem Arm haben und links der Priester steht....

— — In Berlin steht er rechts....

— Meinetwegen, Das macht ja nichts aus; — also, wo links der Priester steht und die Soldaten auf der rechten Seite segnet....

— — In Berlin stehen die Soldaten auf der linken Seite....

— Nun ja doch, und die Soldaten auf der rechten Seite segnet, daß sie zum Meuchelmord ausziehen sollen, — das ist in meinen Augen eine Gemeinheit!

— — Gemeinheit hin, Gemeinheit her, aber die Sache ist vor fünfhundert Jahren passirt; das ist jetzt eine alte Geschichte.

— Aber auf dem Theater ist es neu, und an den fünfhundert Jahren wird auch noch ein Säckchen voll fehlen. Und der Religionshaß wird aufgerührt, da seyn Sie ganz ruhig, er muß ja aufgerührt werden.

Hier fiel ein dritter Nachbar ein, der Hrn. Zulper Recht gab, und das Gespräch wendete sich auf Politik. „Was den Religionshaß anbelangt", sagte er, „da kann ich ein Wort mitreden. Ich war in Belgien, als es wegen Luxemburg und dergleichen zum Krieg kommen sollte. Da konnte man sehen, was der Religionshaß thut. Lauter Religionshaß."

— Pah, warf Hr. Zulper ein, ich gebe Ihnen keinen Pfennig für den Religionshaß.

— — Erlauben Sie mir, ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie damals die Truppen in's Feld rückten. An unserm Gasthof zogen zwei Regimenter Kavallerie vorbei, wie wir gerade beim Frühstück saßen. Delikate Seefische in Belgien.

— War Alles blos gefackelt; war Nichts wie Spiegelfechterei. Man hat's ja gesehen, daß die Belgier nicht anbissen.

— — Zwei Regimenter Kavallerie, grün mit gelben Aufschlägen. Ich kenne einen Quartiermeister dabei, der aus meinem Ort ist.

— Und wenn er zehnmal aus Ihrem Ort ist, so wäre Belgien dennoch vertheilt worden, wenn man die Geschichte nicht beigelegt hätte.

— — Wie ich Ihnen sage, grün mit gelben Aufschlägen. Und wie hätte man denn Belgien vertheilen sollen? Davon werden Sie in keiner Zeitung Nichts gelesen haben; Das liegt schon gar nicht in der Politik. Und die Franzosen erst, he?

— Die Franzosen? Die greifen zuerst zu. Die Franzosen sind andere Kerls.

— — Das kann schon seyn, aber was Theilungen betrifft, sehen Sie 'mal, ich bin mein Leben lang bei einer einzigen Theilung gewesen, und ich versichere Sie, ich habe noch jetzt den Verdruß davon, vom blosen Andenken. Wenn man recht bedenkt, wie es zugeht, wenn so eine Familienerbschaft getheilt wird, und das sind doch lauter Verwandte und Angehörige. Und den Zwiespalt und die Händel, na! Wie mein Großonkel selig....

— Selig oder nicht selig, aber es kommt doch noch so. Ich lasse mich aufhängen, wenn es nicht so kommt.

— — Aber das ist kein Beweis....

— Pariren Sie? Pariren Sie zehn Flaschen Champagner, es kommt so?

— — Wie kommt es?

— So wie ich gesagt habe.

— — Daß Belgien vertheilt wird?

— Nein, daß es die Franzosen nehmen. Da müssen Sie einmal einen rechten Pariser hören. Verstehen Sie französisch?

— — So so, la la. Bis zu den Gallizismen bin ich gekommen.

— Nun, da sehen Sie's jetzt. Die Franzosen fressen es noch einmal, mit Haut und Haar, sag' ich, und vielleicht noch mehr dazu. Das sollen Sie erleben, oder ich will mich hängen lassen!

Es können in kleinen Dingen oft bedeutsame Merkzeichen liegen. An französischen Wirthstafeln hört man auch über Politik klatschen, dummes Zeug genug mitunter; allein eher würde sich eine ganze Tischgesellschaft von Franzosen aufknüpfen lassen, als daß sie sich mit Enthusiasmus erfüllte für eine Eroberung, welche die Deutschen machen sollten. Aber freilich kann man von einem deutschen Kannegießer nichts Besseres erwarten, so lange es noch eine Masse deutscher Zeitungen gibt, welche auf einer gleich niedrigen Geistesstufe stehen. Man kann zu Dutzenden in Deutschland öffentliche Blätter finden, denen es noch nie im Traum beigekommen ist, daß in Brügge und Antwerpen eben eine Mundart des Niederdeutschen geredet wird, wie in Braunschweig oder Bremen auch, und daß sie eine eben so große Albernheit begehen, wenn sie von „Brüges" und „Anvers" sprechen, als wenn sie z. B. statt Zweibrücken „Deuxponts" schreiben wollten. Wenn es Hrn. Zulper einmal mit seinem Berufsgeschäfte schief gehen sollte, so kann er mit Beifall bei einem deutschen „Journal" sein Fortkommen finden.

— Ich lasse mich aufhängen, wenn es nicht so kommt, rief Hr. Zulper noch einmal, und schlug mit der Serviette auf den Tisch. Die Serviette fiel auf eine Flasche nieder, die Flasche stieß an ein Blumengefäß, das Blumengefäß stülpte um und goß in breitem Strome, wie die Urne eines Flußgottes, sein grünes Wasser gegen eine benachbarte Dame aus. Die Dame, um ihr seidenes Kleid zu retten, sprang auf; die Kellner eilten herbei, um Hilfe zu leisten. Hr. Zulper hatte zu viel Welt, um sich damit zu begnügen, daß er zu dem Blumengefäß „Oha!" sagte; er wandte sich auch zu der Dame, deren einer Ermel von Wasser troff. „Es ist ein Glück", sagte er, „daß es blos Wasser ist", und lächelte verbindlich.

— — Blos Wasser? fiel ein vierter Nachbar ein. Ja, ja, das Wasser hat keine Balken; — keine Stöpsel, wollt' ich sagen.

Mit dem Wein ist Das etwas Anderes, wenn man nämlich nicht die Stöpsel bei Seite bringt, wie ich einmal gethan habe. Hahaha! das war Ihnen ein Kapitalstück von mir. Es war in Magdeburg. Wir waren unser drei beisammen, lauter gute Freunde und kulante Kerls, Das hat seine Richtigkeit, und unterhielten uns superb bis Morgens drei Uhr.

— Da haben Sie aber keinen Grüneberger getrunken? fragte Hr. Zulper.

— — Sollen's gleich hören, denn es gehört mit zur Geschichte, und es wurde schwer getrunken, davon dürfen Sie überzeugt seyn, und theure Weine. Wie wir denn so im besten Trinken waren, da dacht' ich so bei mir — denn ich bin mein Lebtag ein aparter Kerl gewesen — dacht ich: mußt doch kontrolliren, ob wir auch reell behandelt werden, dacht' ich, und steckte von jeder Flasche, die wir ausgestochen hatten, sachte den Stöpsel in die Tasche. Es gab eine ganze Tasche voll. Was geschah? Am andern Morgen kommt Freund Straudel zu mir auf's Zimmer, wie ich noch im Bett liege, hat die Rechnung des Wirths in der Hand, und sagt: der Schlingel hat uns auch ein fünf bis sechs Flaschen zu viel aufgeschrieben. War ganz im Aerger, der Mann. Ich lachte dazu. Wollen's gleich sehen, sagt' ich, und holte meine Papierdüte mit den Stöpseln heraus. Da, sagt' ich, ist unser Konto Korrent. Der Straudel machte große Augen an mich hin. Da sind die Champagnerstöpsel, sagt' ich, und da sind die Rheinwein-Stöpsel, und da sind die Bordeauxstöpsel. Jetzt zählen Sie's 'mal nach, sagt' ich. Da fing er denn zu zählen an; eins, zwei, drei, vier, fünf, und so weiter; traf's Ihnen zu auf Groschen und Pfennig. Sagt er: aber wer Teufels soll denn den Wein allen getrunken haben? Sag' ich: wir drei. Sagt er: soll mich der Teufel holen, ich habe keine anderthalb Flaschen davon getrunken. Sag' ich: was weiß ich, sagt' ich, ich habe keinen Korrespondenten in Ihrem Magen. Das Andere geht

mich Nichts an. Da machte er ein saures Gesicht, aber es konnte Alles Nichts helfen. Und da zahlten wir sie denn miteinander, der Straudel, der Murzig, und ich, ein Jeder sein Dritttheil. Traf Ihnen zu auf Groschen und Pfennig. Das ist unser Konto Korrent, sagt' ich. Hahahahaha!

Das Gelächter ging im Chore. Der Erzähler rekapitulirte: „Ja, fragt der Esel, wer Das getrunken haben solle. Krieg' Du die Schockschwerenoth. Wir drei, sagt' ich, und da sind die Stöpsel. Hehehehehe!“

Das Echo ward schwächer, aber der Erzähler gehörte zu den Wiederkäuern. „Es war zum Krepiren, auf Ehre und Seligkeit. Wir drei, sagt' ich, und da sind die Stöpsel. Hihihihihi!“

Da scholl von dem andern Ende der Tafel ein Lärm herauf. Zwei Gäste waren in Wortwechsel gerathen.

— Aber sage mir nur, wie bist Du denn heute?

— — Gerade wie Du, wenn Du's nur wissen willst, denn Dein gemeines Benehmen habe ich heute dick.

— Hoho, Männchen, erhitze Dich nicht; man weiß doch, daß am Ende Nichts dahinter steckt. Und wenn es auf das Grobseyn abgesehen seyn soll, so will ich Dir, Gott strehle mich, noch zehn Points vorgeben und die Partie dennoch gewinnen.

— — Mir zehn Points vor? Keine fünf Points, nicht einen einzigen Point, keinen halben Point. Wenn Du mich wild machst, so will ich Dir vorgeben, daß Du Dich wundern sollst.

— Ich lasse mir gar Nichts vorgeben. Glaubst Du, daß ich so schmutzig wäre, wie Du bist?

— — Nun sieh', jetzt hab' ich Dich ganz im Sacke, denn das war eine Returkutsche. Willst Du wissen, warum?

— Nun, warum eine Returkutsche?

— — Weil es sich bei Dir von selber versteht. Haben wir Dich jetzt, oder nicht? Haben wir Dich jetzt, Karo'chen?

— Ist noch nicht so weit, Hr. Springinsfeld, ist noch nicht

ganz so weit. Erst will ich wissen, wie's mit der Wette steht. Es muß Alles kulant zugehen.

— — Kulant für zwei, wie Du. Das will ich beweisen. Jetzt erst recht. Es soll mir gar nicht darauf ankommen... Kellner! Ahoi!!

Die Sache ging mit einer Flasche Extrawein aus, welche der Eine zahlte und der Andere trinken half; es war ein Wortwechsel in Freundschaft gewesen. Wenn gute Freunde nicht das Privilegium haben sollten, einander Unannehmlichkeiten zu sagen, zu was wäre die Freundschaft nütze?

Tischgespräche springen hinüber und herüber. Als ich meine Aufmerksamkeit wieder der Nachbarschaft zuwandte, redete man vom Heirathen. Es waren zwei Herren, welche sich mit ihren Bekanntschaften in Bröbsingen neckten, oder sich gegenseitig ausholen wollten.

— Nun, und die Kleine, Schwarze, wissen Sie, in dem großen Hause am Marktplatz? Hab' ich's getroffen, he?

— — Pah, ist nicht der Mühe werth um das Mädchen.

— Was? So wegwerfend? Gefällt sie Ihnen nicht?

— — Mit dem Gefallen möcht' es schon gehen, o ja, aber die Sache hat einen andern Haken.

— Wie so Das? Es ist doch Geld da, wie ich mir habe sagen lassen.

— — Geld wohl, aber nicht so viel, als ich brauche.

— Hm, doch vierzigtausend?

— — Hab' einen starken Zweifel daran.

— Es sind nur drei Kinder.

— — Das schon, aber....

— Nun, dreißigtausend gewiß?

— — Wenn Das wäre, so hätte ich auch schon nach ihr gelangt, Das können Sie mir auf's Wort glauben.

— Also Nichts zu machen in Bröbsingen?

— — Ich heirathe nicht so in den Tag hinein. Aber ich weiß Eine, die Batzen hat; eine Kusine von mir; sie geht noch in die Kinderschule. Bis ich zum Heirathen komme, wird Die gerade recht werden. Da greif' ich zu, und weiß dann, was ich habe. Hab' ich nicht Recht, meine Herren?

Der Batzenspekulant erhob sich und ging hinaus, wie eine Schauspielerin, die einen „Abgang" hat. Sein Mitredner sah ihm bewunderungsvoll nach. „Ein feiner Kujon, das", sagte er nachrühmend. „Ein Hauptkujon!"

Hr. Zulper wurde beinahe eifersüchtig über diese Lobsprüche; denn wenn man es beim Licht betrachten wollte, so war er denn doch vorneweg der entschiedenste Schwernöther von Liebenswürdigkeit unter den Tischgenossen. Er schmatzte mit Eleganz, wie ein Franzose, exekutirte nach jedem Schluck Wein, den er schlürfend in sich gesogen, einen hübschen Schnalzer mit der Zunge, ließ in müßigen Augenblicken die Gelenke an den Fingern knacken, daß es eine Lust war, und trommelte zu der Tafelmusik mit Kennermiene seinem Nachbar den Takt auf den Rücken; noch ungerechnet, daß er eine anerkannte Meisterschaft im Ablecken des Löffels besaß, den er kunstgerecht in drei Tempo's, einmal rechts, einmal links, und einmal senkrecht durch den Mund zog. Auch gewann er in Bälde das volle Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit wieder. Man stellte einen Gänsebraten auf. „Ist Das Gans?" fragte er mit gelungener Unbefangenheit. „„Ja wohl, mein Herr"", antwortete der Kellner. Hr. Zulper lächelte triumphirend: „Wie kann Das ganz seyn, wenn Sie es zerschnitten haben?"

Beim Nachtische kam man auf parlamentarische Zustände zu sprechen. Hr. Zulper war ein großer Bewunderer des Abgeordneten Glix, ohne jedoch Willens zu seyn, dieser seiner politischen Meinung ein Opfer zu bringen, falls er sah, daß man nicht mit ihm einverstanden war.

— Der Glix, sagte er, ist ein Mordsappermenter. Der nimmt

Ihnen, soll mich der Teufel holen, kein Blatt vor's Maul, und hält Reden, — aber donnermäßige Reden, fast gerade so wie das Buch, wissen Sie, das wir in Dings da, wo es so langweilig regnen that, aus der Leihbibliothek hatten. Wie hieß es doch gleich?

— — Kann im Augenblick auch nicht gleich d'rauf kommen. Nu, der Glix ist nicht ganz ohne, das kann man ihm lassen; aber hören Sie, es sind auch noch andre Hähne d'rin, die ihn herunterbeißen.

— Keiner so, wie er; Gott strafe mich, Keiner so, wie er. Und was er für Redensarten bei der Hand hat, der Tausendsassa, daß einem das Herz im Leibe knackt, wenn er so recht loslegt. Der kann's. Es ist, wie wenn er sie prügeln thäte, die Andern, so trifft er hin, wo er hintreffen will.

— — Larifari, das. Daß er ein handfester Redner ist, will ich nicht leugnen, aber was ist hernach? Blau anlaufen läßt er sie, daß es eine Art hat, und hintendran ist es Nichts mit der Sache, ein pures Nichts.

— Nichts hintendran? Ein Mann, wie David, sag' ich. Der ist jetzt so ganz nach meinem Sinn, hören Sie, und, ohne mir zu schmeicheln, aber jedesmal, wenn er gesprochen hatte, habe ich so bei mir selber gedacht: Zulper, dacht' ich, so hättest Du's auch gesagt. Gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort. Ich hätte ihm die Worte gerade von den Lippen wegfressen mögen.

— — Ihren Geschmack in Ehren, aber da hätte ich Ihnen doch rathen wollen, nachher einen Zahnstocher zur Hand zu nehmen. Es waren grobe Brocken darunter; hätt' Ihnen Etwas zwischen den Zähnen stecken bleiben können, sorg' ich.

— Ei nu, grob muß man seyn, wenn man heutzutage durchkommen will. Man soll auch sehen, daß es einem Ernst ist. Das geht nicht anders. Der Mann ist bei alledem ein Edelstein .....

— — Bis auf den Schliff, sagen die Leute. Es fehlt ihm der Schliff, der rechte. Denn sehen Sie, es muß doch Alles seine Manier haben.

— Ach was Manier! Bei der „Dawwldott" meinetwegen, aber nicht wo es Späne setzt. Da macht sich ein rechter Kerl seine Manier selber. Und was er für ein Paar Augen dazu macht, wenn er so recht ausgepackt hat! Der stößt dem Fasse den Boden aus, sag' ich Ihnen, pur mit seinen Augen.

— — Na, hören Sie 'mal, er hat denn doch auch hin und wieder fehlgeschossen, und wie!! den Teufel noch einmal! Famos fehlgeschossen!

— Lassen Sie ihn fehlschießen, Das kann dem besten Schützen passiren. Ist mir auch schon geschehen.

— — D'rum also. Und dann sind ihm die Andern auch Nichts schuldig geblieben. Da ist z. B. der Flapper, oder wie er heißt, alle Wetter, der war ihm gewachsen. Ein famoser Schlagdrein, der Flapper!

— Aha, der Lange, Dürre, mit dem kuriosen Schlupf an der Halsbinde? Hab' ihn wohl gesehen; links ist er nicht. Vor Dem hat der Glix, glaub' ich, selber Respekt gehabt.

— — Wie gesagt, ein famoser Grobian. Haben Sie bemerkt, wie er den Glix einmal in den Sand setzte, daß ihm die Rippen gekracht haben? Nämlich bildlich gesprochen. Haben Sie's bemerkt?

— Ob ich's bemerkt habe? Ich bin nicht blind. Wer ausgibt, muß auch einnehmen.

— — Und dann vom Handel, da versteht er nun einmal gar Nichts, der gute Glix. Ich thäte mich schämen, wenn ich solche Dummheiten herausschwatzte, wie er's z. B. in puncto Seidenwaaren gethan hat. Gesprochen, wie eine Gans, soll mich Gott verdammen. Sind ihm böhmische Dörfer, diese Geschichten, Das hört man gleich.

— Ei was, die Seidenwaaren, das ist auch noch nicht Alles. Was thu' ich mit Ihren Seidenwaren? Er wird noch von mehr Dingen Nichts wissen, schätz' ich.

— — Das ist's ja, was ich sage. Nichts vom Handel und Wandel. Und was bleibt in der Welt, wenn kein Handel und Wandel ist? Also schwatzt er in's Blaue hinein, wie ein Hans-Dampf, soll ihn die Tausendschwerenoth!

— Was wollen Sie? Am Ende ist er halt ein Schreier, wie die Andern auch. Wie sollte er's anders machen, wenn er's nicht besser gelernt hat, der arme Teufel?! .....

Hiemit war die Streitfrage über die HH. Glix und Flapper zur Zufriedenheit beider Theile erledigt. Das Gespräch breitete sich nun über Politik und Literatur im weitesten Umfang aus, und die letzte Haselnuß war noch nicht aufgeknackt, so war die Gesellschaft über drei Hauptpunkte ins Reine gekommen; nämlich erstens: daß Napoleon unstreitig ein großer Mann gewesen, nur etwas zu ehrgeizig; zweitens: daß der Hofrath von Schiller wackere Gedichte geliefert, aber Hr. von Göthe auch; und drittens: daß der Altmeister der Diplomatie in Europa ein verdammt pfiffiger Kopf sey, nur aber nicht liberal genug. Von Göthe behauptete Einer, er habe ihn als Minister in Weimar gekannt, was aber ein Anderer bestritt, wasmaßen der Hr. Minister sich sonst mit etwas Gescheiterem abgegeben haben würde, als „Lesebücher" zu schreiben. Damit hatte ich denn für heute Belehrung genug geschöpft, und zog mich zurück, um zu verdauen.

.... Mir däucht, ich höre den günstigen Leser zum Schluß eine Bemerkung machen, an der ich aber unschuldig bin .... Habe ich irgendwo gesagt, die Tischgäste seyen „Commis-Voyageurs" gewesen?

— Ei was, die Seidenwaaren, das ist auch noch nicht Alles. Was thu' ich mit Ihren Seidenwaaren? Er wird noch von mehr Dingen Nichts wissen, schätz' ich.

— — Das ist's ja, was ich sage. Nichts vom Handel und Wandel. Und was bleibt in der Welt, wenn kein Handel und Wandel ist? Also schwatzt er in's Blaue hinein, wie ein Hans-Dampf, soll ihn die Tausendschwerenoth!

— Was wollen Sie? Am Ende ist er halt ein Schreier, wie die Andern auch. Wie sollte er's anders machen, wenn er's nicht besser gelernt hat, der arme Teufel?! . . . . .

Hiemit war die Streitfrage über die HH. Stix und Klapper zur Zufriedenheit beider Theile erledigt. Das Gespräch breitete sich nun über Politik und Literatur im weitesten Umfang aus, und die letzte Haselnuß war noch nicht aufgeknackt, so war die Gesellschaft über drei Hauptpunkte ins Reine gekommen; nämlich erstens: daß Napoleon unstreitig ein großer Mann gewesen, nur etwas zu ehrgeizig; zweitens: daß der Hofrath von Schiller wackere Gedichte geliefert, aber Hr. von Göthe auch; und drittens: daß der Altmeister der Diplomatie in Europa ein verdammt pfiffiger Kopf sey, nur aber nicht liberal genug. Von Göthe behauptete Einer, er habe ihn als Minister in Weimar gekannt, was aber ein Anderer bestritt, wasmaßen der Hr. Minister sich sonst mit etwas Gescheiterem abgegeben haben würde, als „Lesebücher" zu schreiben. Damit hatte ich denn für heute Belehrung genug geschöpft, und zog mich zurück, um zu verdauen.

. . . . . Mir däucht, ich höre den günstigen Leser zum Schluß eine Bemerkung machen, an der ich aber unschuldig bin. . . . . Habe ich irgendwo gesagt, die Tischgäste seyen „Commis-Voyageurs" gewesen?

Gesichte eines Dorfpropheten.

Gesichte eines Dorfpropheten.

1839.

Die nachstehenden Blätter sollen den Leser mit einem Seher bekannt machen, dessen Name noch niemals unter die Presse gekommen, noch sonst in einem größern Kreise genannt worden ist. Fast ein Jahrhundert nach seinem Tode tritt zum ersten Male eine Reliquie seines Andenkens in die Welt. Aber in einer Zeit, wo man das Gespenstische, die Funktionen des Nervengeistes, die verschiedenen Sorten des Hellsehens, und andere Dinge, die man sonst witzig, wiewohl nicht ganz wahr, zum „höhern Aberglauben" schlug, nachgerade als Erscheinungen gelten läßt, deren nähere Untersuchung gleichsam von vorn anzufangen hat; in einer solchergestalt neu forschenden Zeit kann es auch für einen neuen Propheten nicht an Interesse fehlen, wenigstens nicht an poetischem. Der Mönch von Czenstochau, der Meister Philipp Noel Olivarius, der Bruder Hermann von Lehnin haben sich aufgemacht, um neuerdings vor die Lesewelt zu treten: — wohlan, ich füge „den Seher von Eichstetten" hinzu.

Zuvörderst muß ich mich dabei verwahren, daß die Sache weder auf eine Mystifikation, noch einen Mittelweg zwischen Wahrheit und Dichtung hinausläuft, sondern lediglich und gewissenhaft auf die Wahrheit selbst, Nichts als die Wahrheit, und die ganze Wahrheit, so weit sie aufzutreiben war. Die Quellen dazu flossen freilich nur dürftig für den Verfasser des Manuskriptes, dem ich diese

Einleitung voranschicke. Die Zeit des Sehers liegt um fast hundert Jahre hinter uns. Der Schauplatz, auf dem sich die Erinnerungen an ihn bewegen, ist ein eng eingezäunter Bezirk in dem altbadischen Theile des Breisgau's; die Dörfer Eichstetten, Bötzingen, und Theningen, welche in dem Manuskripte genannt werden, waren zugehörige Orte des damaligen Oberamts Emmendingen, — ein Name, welcher sich eine Art von Bekanntschaft in der literarischen Welt erworben hat durch den Umstand, daß eine Schwester Göthe's an einen dortigen Oberamtmann verheirathet war. In Eichstetten hauste der Seher und hatte als irdischer Mensch Schwefelhölzchen feil; in dem nahen Bötzingen war das befreundete Haus, wo er oft und gern einsprach und vorzugsweise mit seinem Vertrauen freigebig war. Mag sein prophetisches Gemüth geahnt haben, daß aus dem zehnjährigen Büblein, das bei diesen vertraulichen Mittheilungen unterweilen mit zuhörte, dereinst ein kurfürstlicher geheimer Hofrath zu Karlsruhe und sein Historiograph werden sollte? Genug, es kam so. Theils aus eigenen Erinnerungen, theils aus Aufzeichnungen seiner Mutter schrieb dieser Historiograph die nachfolgenden Blätter zusammen, die mit dem Datum ihrer Entstehung versehen und durch seine Namensunterschrift bekräftigt sind. Er ist längst gestorben. Daß die Aufzeichnung wirklich von 1783 datirt, beglaubigt sich theils durch die noch fortlebende Familienüberlieferung, theils durch die Zeugnisse Solcher, welche schon um jene Zeit Abschriften davon genommen. Und auf dieser Gewähr ruht die eigenthümliche Bedeutung des Ganzen. Man wird finden, daß fast keine Prophezeiung von allen so markirt, so bezeichnend, so physiognomisch treffend heraustritt, als die inhaltschweren Worte, welche die französische Revolution und ihren Schlußheros weissagen; es ist eine unschätzbare Folie für das Uebrige, daß diese Worte nicht post eventum aufgezeichnet sind.

Der Aufzeichner selbst verstund sie nicht, während er sie nieder-

schrieb. Das Loos der Kassandra scheint, in einer oder der andern Weise, sich an Alles zu knüpfen, was einer Zukunft vorgreift. Die von Frankreich kommende Weltumwälzung war um die Mitte des Jahrhunderts vorausgesagt, und Niemand, der sie verkündigen hörte, merkte Etwas davon! .... Doch es ist Zeit, unsern Chronisten selbst einzuführen; ich lasse ihn ganz mit seinen eigenen Worten sprechen.

* * *

Vor und in den 1740r. Jahren lebte in Eichstetten ein Mann von ungefähr siebenzig Jahren, dessen Vorhersagungen fast immer zutrafen oder noch zutreffen werden. Weil es ihm aber wie allen Propheten ging, so wurde er damals meistentheils ausgelacht, weßwegen das Meiste in Vergessenheit kam, da es Niemand des Aufzeichnens werth achtete. Das nachwachsende Geschlecht in Eichstetten aber muß zu seinem Schaden lernen, daß man Prophezeiungen nicht geradezu wegwerfen solle, sondern erst den Erfolg abwarten, um zu prüfen, ob der Mann wirklich einen prophetischen Geist besitze oder nicht.

Unser Mann hieß Kunz, von Geburt ein Schweizer. Wer er oder seine Eltern waren, erfuhr man wenigstens öffentlich nicht. Er war aber besonders in der Heraldik sehr stark und rechnete oft ganze Stunden mit Wappen, wie ein Einnehmer mit Zahlen oder ein Algebraicus mit Buchstaben: sodann brachte er immer eine Prophezeiung heraus. Dies läßt vermuthen, daß seine Eltern von keinem geringen Stande müssen gewesen seyn. Er hatte eine Frau, Namens Grete, und eine verheirathete Tochter im Orte. Seine Handlung war en détail Schwefelhölzchen, Ellentaback, Branntwein &c.

Nie hat man von ihm gehört, daß er Jemanden betrogen hätte, oder je zu viel getrunken. Ja, er ging fort, sobald man ihm seine Geheimnisse mit Wein ablocken wollte. Nur Personen, zu denen er ein besonderes Zutrauen hatte, vertraute er seine Geheimnisse an, worunter auch meine Mutter war. Als ein Kind von zehn Jahren war ich oft gegenwärtig. Auslachen und Spott ertrug er geduldig. Sobald man aber sagte,

Das müsse ihm der Teufel gesagt haben, ging er mit nassen Augen hinweg. Dagegen war seine gewöhnliche Bekräftigung: „Ich sage und der Mann sait's!“ *) Er hatte die Gabe, vorherzuwissen, wenn Jemand starb, wovon er viele Proben gab. Aber alle freiwillig. Sobald man deßwegen in ihn drang, sagte er: „Die Zukunft vorauszuwissen, ist den meisten Menschen schädlich.“

Einst saß er an einem Sonntag Vormittag, als man aus der Kirche ging, auf einer Bank vor seinem Hause an der Sonne. Auf einmal rief er:

„Gret', komm', schau' use.“

„„Was witt'!?““

„Siehsch nüt?“

„„Jo, Chirchenlüt'.““

„Siehsch die mit de Mäntele?“

„„He, das sin d' Gerichtslüt'.““

„Siehsch denn nit, daß einem der Tod zu den Augen use luegt?“

Die Anwesenden lachten ihn aus, aber noch an selbigem Abend starb einer der Gerichtsleute Knall und Fall am Schlage.

Ein andermal mußte er einen pressanten Bericht in der Frohnde nach Emmendingen tragen. Im Heimweg kehrte er, Durstes halber, in Theningen im Wirthshause des Försters Limberger ein, der schon alt, aber noch sehr rasch war, und ließ sich einen Schoppen Wein geben. Indem er sich damit labte, fing der Förster an zu räsonniren: man wolle ihn scheeren, aber Das leide er nicht, lieber wolle er zum Markgrafen und sich da beschweren. Kunz trank sein Glas aus, zahlte, und sagte im Weggehen: „Herr Förster, wenn Ihr den Markgrafen noch sprechen wollt, so habt Ihr kaum noch acht Tage Zeit.“ Limberger kannte seinen Mann, erschrack, legte sich zu Bette, und wäre bald vor Todesangst gestorben; bis kaum nach acht Tagen Zeit die Post ankam, der Herr Markgraf **)

*) Sait = sagt. Ebenso trait = trägt, woher Getraide.

**) Karl Wilhelm, Markgraf zu Baden-Durlach, der am 12. Mai 1738 starb. Da er von 1709 an regiert hatte, und sein Nachfolger, Karl Friedrich, Derselbe ist, welcher 1811 als Großherzog starb, so kann kein Anderer gemeint seyn.

sey schnell gestorben, und in allen Kirchen geläutet wurde. Nun wußte Limberger, wie er es nehmen sollte, und war noch lange gesund nachher.

Im kalten Winter von Anno 1740 kam Kunz zu meiner Mutter, um ihr Einiges von seinem Krame zu verkaufen. Unter Anderm fragte er sie in meiner Gegenwart, dessen ich mich noch wohl erinnere: „Was steht Neues in der Zeitung?“ Nichts, antwortete sie, als daß der Kaiser Karl VI. unpäßlich sey. Aber man lachte darüber, indem man sagte, die Zeitungen hätten gleich großen Lärm, wenn einem großen Herrn nur der Kopf *) wehthue. Kunz erwiederte: „Ich sage, und der Mann sait's, diesmal ist's Ernst; der Kaiser hat kaum noch acht Tage zu leben. Und müssen diesen Winter noch zwei Kronen leer werden; — in einem Lande wird's ruhig zugehen, im andern nicht.“ Meine Mutter zeichnete diesen Tag mit der Kreide auf, und richtig war der achte Tag der Sterbetag Karls VI., und die Kaiserin von Moskau und der König von Preußen folgten. **)

Sogar seinen eigenen Sterbetag sagte er zwei Jahre vorher und bezeichnete sein Grab mit einem Stabe, woran er ging; welches um so schwerer war, weil in Eichstetten die Todten nicht familienweise begraben, sondern der Reihe nach, wie sie sterben, Sarg an Sarg gelegt werden. Weßwegen er zwei Jahre lang belacht wurde. Acht Tage vor seinem Sterbetage ging er zu dem Pfarrer Gebhardt und ersuchte ihn um öftern Besuch und Zuspruch. Gebhardt lachte ihn aus, mit der Satire: er müsse noch länger warten, oder er komme nicht auf den bezeichneten Platz; denn es fehlten noch viele Leichen

*) Sehr bezeichnend für die Utilitätsansichten der Bauern, welche nämlich, da sie Arme und Beine zum Arbeiten brauchen und darnach den Werth dieser Glieder bemessen, den Kopf als einen Körpertheil ansehen, bei welchem ein „Wehethun“ am wenigsten zu sagen habe.

**) Hier begeht der Chronist einen Irrthum. Kaiser Karl VI. starb am 20. Oktober, die Zaarin Anna Iwanowna am 28. Okt. 1740, Friedrich Wilhelm von Preußen aber schon am 31. Mai desselben Jahres. Sonst wurden 1740 und 1741 keine Throne leer, als die Dogenstühle von Venedig und Genua, und der päbstliche.

bis dahin. Kunz erwiederte: „Gott ist Alles möglich." Binnen acht Tagen gab es so viele Leichen, daß die Reihe bis an den bezeichneten Platz voll war. Weil aber nach allen neugierigen Forschungen Kunz ganz gesund blieb, so ging Herr Pfarrer Gebhardt gegen Abend zu ihm, mehr aus Neugierde oder um ihm den Text über seinen Aberglauben zu lesen, als Zuspruchs halber. Um halb 8 Uhr ging der Pfarrer fort; um halb 10 Uhr wollte man Kunz, vor einer Menge Neugieriger, zu Bette führen, aber er war todt und steif, und erhielt das Grab, welches er bezeichnet hatte.

Kunzens älterer Nachbar war ein Schulmeister. Dieser wurde gefährlich krank, vergaß das Athemholen, und war kalt und steif. Die anwesenden Bauern riefen Kunz nach dem Ortsgebrauche, um seinen todten Nachbar anziehen zu helfen. Kunz fragte dagegen, noch ehe er den alten Schulmeister gesehen hatte:

„Wer ist todt?"

„„Der alte Schulmeister.""

(Mit Kopfschütteln.) „Er ist nicht todt."

„„Wir kommen ja gerade von dort her: er ist so steif wie Holz.""

„Er kann unmöglich todt seyn."

„„Ihr werdet es doch nicht besser wissen wollen?!""

„Ich sage, und der Mann sait's, der Schulmeister kann und darf nicht sterben, bis er mir zuerst zu Grabe gesungen hat."

Hierüber wurden die Bauern ungeduldig, und gingen unter Zanken und Schelten fort. Als den andern Tag der Schreiner den Schulmeister in den Sarg legen wollte, gab Derselbe Lebenszeichen von sich, wurde ins Bett gebracht, gehörig gepflegt, und wieder gesund wie ein Fisch. Als nach einigen Jahren Kunz starb, so sang ihm wirklich der alte Schulmeister zum Grabe, und lebte noch um einige Jahre nach ihm.

— — —

Im politischen Fache war Kunz nicht weniger merkwürdig, und Schade, daß Nichts von ihm aufgezeichnet wurde: es könnte in unsern Zeiten viel Aufschluß geben. Mit dem Franzosenkriege machte er sich immer viel zu schaffen, mehr, als mit dem

preußischen, wovon ich mich aber Nichts mehr sicher erinnern kann, als was er meiner Mutter meistens in meiner Gegenwart anvertraute; theils weil mir dieser Mann immer merkwürdig war, theils weil ich seine Aussage nachher oft wiederholen hörte.

Nach Kaiser Karl's VI. richtig eingetroffenem Ableben fragte ihn meine Mutter, da er doch des Kaisers Tod so richtig vorausgewußt hätte, ob er nicht auch sagen könne, wer Kaiser werde? Kunz: Etwas wohl, aber nicht Alles. Meine Mutter fuhr fort: Jedermann glaube, des Kaisers Tochtermann, Herzog Franz von Lothringen, werde erwählt werden. Kunz: Nein! ich habe wohl gesehen, daß die Lerche dem Adler ins Nest genistet hat, aber dermalen hätte sie noch keinen Platz darinnen. Wenn aber der Adler aus einem fremden Lande die französische Lilie zerknickt hat, und nach Deutschland geflogen ist, und mit seinen Krallen dem deutschen Adler den stolzen Kopf abgerissen und sich selbst an den Schwanz gebunden hat: dann wird mit der Unmöglichkeit unserer deutschen Kaiserwahl auch die Macht von Oesterreich sinken. Aber da müssen noch gräßliche Dinge vorhergehen. Diesmal gibt es einen Kaiser ohne Land. *) Meine Mutter erwiederte: Das sey unmöglich, weil es ein Kurfürst werden müsse, die doch alle Land und Leute hätten. Kunz: Wenn Ihr nicht warten könnt, so müßt Ihr laufen. Als sie ihn wieder fragte, ob Das lange gehen würde, und wer der Nachfolger des Kaisers ohne Land sey oder wäre, antwortete er: dermalen wisse er es selbst noch nicht, werde es aber bald erfahren, in einer kurzen Zeit, und wenn sie schweigen könne, so wolle er ihr mittheilen, was thunlich sey.

Noch ehe Kunz Wort hielt, hatte Hofrath Menzer ein Geschäft in Bötzingen, und blieb in meiner Mutter Hause über Nacht. Ueber Tische fiel das Gespräch auf Kunz, und meine Mutter platzte mit seinem Versprechen heraus, weßwegen die Neugierde den Amtmann reizte, den andern Tag in Eichstetten

---

*) Karl Albrecht, Kurfürst von Bayern, als Kaiser Karl VII., der aus seinen Erblanden vertrieben wurde und bei den Franzosen um Subsistenzmittel einkommen mußte.

anzuhalten und Kunzen rufen zu lassen, aus dem er aber durch alle Unterhaltungskünste kein Wort herausbrachte. Kaum war Kunz entlassen, so war er da und machte meiner Mutter den Vorwurf: Er hätte nicht geglaubt, daß sie eine von den Schwätzerinnen sey, aber sie habe ihn doch bei seiner Obrigkeit verschwätzt. Er wisse jetzt Alles, hätte aber gute Lust, ihr Nichts mitzutheilen. Zur Strafe solle sie die Succession der Kaiser nicht wissen; überhaupt aber wolle er ihr aus Gefälligkeit nicht sagen, was ihm offenbaret worden sey *), bis Gott sein Volk erlösen und bessere Ordnung einzuführen gedenke.

Das römische Kaiserthum betreffend. **)

Werden von nun an Kaiser seyn, aber ihre Gewalt und ihr Einfluß auf das römische Reich werden sich zusehends vermindern. Es werde ein Glied des deutschen Reiches nach dem andern sich losreißen, um von einem fremden, stärkeren Arme sich desto empfindlicher züchtigen zu lassen. Auf den deutschen Kaiser werde einmal ein kriegerischer Tyrann treten. Der Kaiser des römischen Reichs werde sich in einen Kaiser seiner Erblande verwandeln; aber von diesem kaiserlichen Mantel werde das Schwert einen Lappen nach dem andern loshauen, bis Nichts mehr übrig bleibe, als ein spanischer Kragen, aus dem endlich ein junger Adler aus seinem Neste ausfliegen, und mit einer Taube sich vermählen, und den Oelzweig, den sie ihm bringt, zum Friedensbaume pflanzen werde. Hierbei machte er die weit ausgedehnte Beschreibung: Er hätte Erlaubniß erhalten, zuzuschauen, wie alle christlichen Religionen vor Gottes

---

*) Hier ist dem Zusammenhang nach einzuschalten: „daß geschehen werde". Der Gedanke ist offenbar der: was ihm von der Zwischenzeit offenbart worden, sey so düster, daß es eine Gefälligkeit sey, es nicht mitzutheilen.

**) Von dieser Ueberschrift an bis zu dem letzten Abschnitte scheinen vorzugsweise, und großentheils wörtlich, die später erwähnten Aufzeichnungen der Mutter des Verf. seiner Zusammenstellung zu Grunde zu liegen. Die Quelle für das Folgende wäre demnach noch um ein Gutes älter, als 1783, vielleicht je nach Kunzens Mittheilungen gleichzeitig.

Thron die Musterung passirt hätten, um zu sehen, welcher eigentlich das Volk erlösen und Ordnung wieder herstellen solle. Schon seyen die Meisten passirt gewesen, und man habe gezweifelt, ob noch Einer zu dem würdigen Geschäfte erfunden werde. So sey aufgetreten, der schlechtweg Friedrich heiße, da hätte der Zepter genickt und wäre der Befehl ergangen: Der ist's, der mein Volk erlösen und bessere Ordnung einführen soll; ziehet ihm den goldenen Harnisch an. Hierauf hätten ihm alle Uebrigen gehuldigt. Wer Der ist, sagte Kunz nicht näher; nur so drückte er sich einmal aus: Es werde zuvor viel Menschen- und Bruderblut von einem zweiten Tarquinius vergossen werden, ehe die bessern Zeiten kämen. Als er gefragt wurde, wer der Tarquinius gewesen wäre, erwiederte er: ein ehrgeiziger, blutdürstiger König zu Rom aus einer fremden Familie.

Von Volksgesinnungen

sagte er haarsträubende Sachen. Das Sittenverderben werde in gleichem Grade zunehmen. Wann aber das Weibsvolk den größten Staat mit Stroh mache, so sey die Aenderung am nächsten. Bis dahin werde es immer schlimmer werden; Treue, Glauben, und Rechtschaffenheit werden immer mehr abnehmen; man könne sich nie sicherer darauf verlassen, daß der Andere nicht Wort halten wolle, als wenn er am meisten Versicherungen ausstelle. Auf mündliche werde man ausgelacht, schriftliche gelten noch weniger, und gesiegelte gelten noch weniger, als die ersten, und seyen die schlimmsten. Jedes werde das Andere übersehen und hofmeistern wollen. Fast Niemand, als Jugend und Leichtsinn, werden behaupten, daß es noch sichere Freundschaft gebe. Indessen werde man nur sich schätzen und alles Andere verachten, und zwar in verkehrter Ordnung; zum Exempel, die Tochter werde die Mutter, der Sohn den Vater, das Gesinde die Herrschaft meistern, bis kein Mensch wisse, wer Koch oder Keller sey. Das Ehrenzeichen der Weiber werde sich gänzlich verlieren, und ihre Häuslichkeit und Unschuld werde verloren gehen. Statt am frühen Morgen aufzustehen und die Küche zu besorgen, werden sie den halben Tag im Bette verschlafen, um die halbe Nacht bei Tanz und Spiel und wohlriechenden Gecken desto länger wachen zu können. Im Sticken,

in der Musik, und in der Sternkunde werde man sie unterrichten; indessen lerne keine spinnen oder nähen. Bei genauer Untersuchung könnte man leicht unter einem seidenen Oberkleide ein zerlumptes, grobes Hemde finden. Und wenn sie mit Gewißheit eine Mondfinsterniß berechnen könnten, so wären sie dagegen nicht einmal im Stande, einen Küchenzettel zu machen. Zwar gebe es, und besonders Anfangs, noch manche vornehme Frau, die es sich bequem machen könnte, wenn sie wollte, die aber Arbeitsamkeit und Häuslichkeit dem glänzenden Elende vorziehe. Eine solche werde unter dem Haufen der Nichtswürdigen und Thörinnen wie eine glänzende Sonne unter Irrwischen stehen.

Wenn nun das Verderben allenthalben eingewurzelt sey, dann werde Friedrich Schlechtweg kommen und wieder Ordnung einführen.

Angelegenheiten hiesiger Gegend.

Anno 1740 handelte Kunz nach Freiburg, fiel aber in schlechte Hände, daß er statt Bezahlung Nichts als Schikanen fand. Je mehr er dagegen Hilfe suchte, desto mehr fand er Unkosten und Verwicklungen. Endlich rief er öffentlich auf dem Markte aus: „Ihr guten Freiburger! wenn ihr wüßtet, was ich weiß, ihr würdet weniger finden Ursache zu haben, gegen die Landleute so hochmüthig zu seyn!" Was wirst du alter Esel wissen? rief ein Soldat. Kunz antwortete: „Ich weiß doch so viel, daß, ehe sieben Jahre ins Land kommen, ist die Stadt Freiburg, auf die ihr euch so viel einbildet, eine Dornhecke, und Breisach wird ein Steinhaufen." Worauf er die Flucht ergreifen mußte.

Das Nämliche sagte zu der Zeit auch ein Bauer von Gundelfingen vorher: man hieß ihn nur den Handschuh-Friedlin. Dieser und Kunz machten in hiesiger Gegend einige Jahre lang gleiches Aufsehen, weil Niemand vorherwußte, welchen von Beiden die folgende Zeit bekräftigen oder widerlegen würde. Oft behaupteten Beide das Nämliche, oft das Gegentheil, nur mit dem Unterschiede: Kunz lief vor dem Weine davon, Handschuh-Friedlin aber prophezeite immer im Rausche. So wie sich der Erste auf seinen Mann berief, so berief sich der Letzte auf

sein „Protokoll", von dem Viele, die es gesehen, sagten: Es sey ein großes, altes, dickes Buch voll unverständlicher Schriften und Figuren, von denen leicht möglich wäre, daß sein Besitzer das Wenigste verstand, folglich wider Willen Einiges wahr und Mehreres falsch sagen mußte, wenn auch das Buch lauter Wahrheiten enthielte. Dieses sogenannte Protokoll mußte endlich der Obrigkeit ausgeliefert werden, wo es von Vielen untersucht wurde. Nachher verlautete, die Jesuiten zu Freiburg hätten es an sich gebracht, worauf Niemand Weiteres davon hörte. Und weil die folgenden Zeiten Vieles widerlegten, was Dieser gesagt hatte, so wurde Handschuh-Friedlin immer mehr vergessen, wovon es bei Kunzen gerade das Gegentheil war, da immer mehr nachgefragt wurde, je mehr seine Verkündigungen zutrafen. Diese Erkundigungen waren vergeblich, weil die meisten Augen- und Ohrenzeugen todt waren, die jüngere Jugend aber nicht darauf geachtet hatte, indem nach Art der Bauern, so lange Kunz lebte, alle seine Verkündigungen bezweifelt wurden, und was sogleich eintraf, keinen großen Eindruck machte, sondern höchstens einige Tage zur Dorfneuigkeit diente, bis man wieder etwas Anderes hatte, und Dieses aus der Quelle der Leute floß.

Als im österreichischen Successionskriege eine französische Armee durch das Kinzigthal zog, um Böhmen zu erobern, sagte meine Mutter zu Kunz, nun scheine es, als ob sich der Krieg in andere Länder ziehen wolle. Er lachte und sagte: Diesmal nur auf kurze Zeit. Die Franzosen wollen nur von ihrem Geschütze den Deutschen mittheilen, werden aber bald ohne solches an den weißen Stäben *) zurückkommen, aber nicht alle. Sodann wird es auf beiden Seiten des Rheins einen großen Jahrmarkt geben, von Basel bis nach Straßburg, wo man Nichts als Blei, Pulver, und Kugeln feil haben, aber wenig verkaufen wird. Dann wird sich der Krieg lange von uns fortziehen, aber unsäuberlich zurückkommen, wo man nicht lange feil haben, aber geschwind verkaufen wird. Beide Zeiten werden sich ganz entgegengesetzt seyn. Z. B. in der ersten wird Alles davon laufen und flüchten wollen, wo kein Krieger zu

*) D. h. als (ausgewechselte) Gefangene.

sehen ist; in der letzten wird man ruhig zu Bette gehen, an keinen Krieger denken, und Morgens wird der Ort voll Soldaten seyn. Keine Gegend wird frei bleiben, als die hiesige, doch leer wird's auch nicht abgehen. Aber es wird seyn, wie wenn ein Güterwagen sich in ein Nebengäßchen verirrt: vorwärts kann er nicht, er muß also zurück. „Wenn aber meine lustige Landslüt', die Schwizer-Chnaben, oben abe chömme, dann gehen der Katz' d' Hor' us."

Ueber den Preußenkrieg.

Wie nach dem Tode Kaiser Karls VI. und des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen der bisherige Kronprinz, nachherige König Friedrich II., der jetzige, rasch in Schlesien einfiel, indessen Bayern, Frankreich, und Spanien von allen Seiten drohten, die Staaten Oesterreichs unter sich zu theilen, machte Dieses in Vorderösterreich großes Aufsehen, und der allgemeine Zorn fiel hauptsächlich auf Preußen, weil man den ganzen Zug für Naseweisheit oder Religionshaß hielt. Das gemeine Volk, welches damals Alles für Bigotterie und Religionshaß hielt, machte sogleich einen Religionskrieg daraus, denn man hörte in Kirchen und Wirthshäusern und überall nichts Anderes, als: „Ketzer! sind eben Ketzer! man sollte sie alle todtschlagen!" welches für ein so gemischtes Land von Oesterreichern und Markgräfern, von Katholiken und Lutheranern, eben keine liebliche Musik war. Es ging damals — und im siebenjährigen Kriege — so weit, daß die österreichischen Bauern schon die Häuser der badischen unter sich theilten, während die Markgräfer in gleichem Grade erbittert und mißtrauisch wurden. Diesmal aber kam der bedenkliche Umstand hinzu, daß wegen einer ansteckenden Krankheit in Freiburg alle österreichischen Orte, folglich auch das zweiherrische Bötzingen, Soldaten einquartiert hatten, welches der gemeine Mann, weil sie nur in österreichischen Häusern waren, nach dem allgemeinen Geschrei nicht wohl anders nehmen konnte, als die Soldaten seyen zur Unterstützung des Religionshasses. In dieser Verzweiflung gab meine Mutter Kunzen ihre Angst zu erkennen, und räsonnirte, so gut sie es konnte und verstund, oder von Andern hörte, über den jungen König Friedrich II., und daß er so unnöthige und gefährliche Händel anfange, die er doch nicht hinausführen

könnte. Denn nach Allem behandelte man Friedrich, als ob man ihn schon im Sacke hätte und nur das Zuschnüren fehlte. Kunz lachte sie kaltblütig aus, mit dem Troste: Sie solle sich nur keine grauen Haare wachsen lassen; das kleine Preußlein werde ihnen den A... schon tellern, daß sie froh seyn würden, seiner los zu werden. (Welches denn auch die Bataille de Mollwiz zeigte.) Drei Kriege werde der König führen, meistens glücklich, daß ihn alle Welt für einen großen Helden und für ein Muster halten werde; wobei viel Blut vergossen werden müsse, meistens deutsches. Die Kriegskunst werde auf den höchsten Gipfel steigen, und der Soldaten so viele seyn, daß man glauben sollte, alle Pflugscharen müßten sich in Schwerter verwandeln. Aber für uns habe es keine Gefahr mit diesem Kriege, denn sein Markstein stehe in Nürnberg.

Ueber die Hannoveraner drückte er sich also aus: Die Engländer haben einen jungen Schimmel im Wappen, ein lustiges Thier, das leicht ausschlägt. Den Franzosen wird es mehrmal vorreiten, und so geschwind kommt es nicht in den Stall. Im Franzosenkriege aber wird es bald darin seyn.

Beim ersten schlesischen Kriege nahm sich meine Mutter, wie alle Weiber, der Partie der Königin von Ungarn an, und fand es unbillig, daß man ihr Alles nehmen wolle, weil sie eine Frau, und keinen Mann hatte, oder allein sey. Kunz erwiederte: Sie solle sich darüber keine Grillen machen. Es scheine freilich nicht artig, zumal da ihr durch einen ledernen Brief *) Versicherung gegeben seyn solle, ihren Vater zu beerben. Weil aber die Königin eine der schönsten Frauen sey, so möchten Viele sie blos sehen, besonders die Franzosen; — aber nicht einmal an den Unterrock dürften sie riechen. Nur der Preuß' werde ihr ein großes Stück vom Fürtuche wegschneiden; der Spaniol müsse schon mit einem kleinen Zipfel des Halstuchs vorlieb nehmen; der Franzos aber kriege Schläge genug, wenn er nur zu einem unerlaubten Griffe die Hand ausstrecke.

Im Franzosenkriege werde aber der Preuß' herhalten müssen. Erst werde er wie ein Neuntödter Vieles in seinen Magen schlucken, aber wenn er fett genug sey, so komme der Adler

---

*) Die pragmatische Sanktion. Ledern = von Pergament.

und rupfe ihm die Flügel wieder weg, und lähme ihm die Beine, daß er mit Mühe fortlaufen könne.

Der Franzosenkrieg

machte Kunzen viel zu schaffen; aber blos als Kind hörte ich's, und vergaß Vieles, weil ich es nicht verstund. Ich kann also nur anführen, was ich von meiner Mutter aufgezeichnet fand, und was ich nachher von Andern wiederholen hörte.

Er sagte im Ganzen das Nämliche, was wir oben unter den Volksgesinnungen angeführt haben. Die Schuldenlast werde wie eine austrocknende Sonne für Frankreich seyn, in der die Lilie verwelken müsse. Darüber werden sie sich selbst in die Haare kommen, und werde mehr Blut auf dem Schaffot vergossen werden, als in manchem Kriege. Eine neue Einrichtung nach der andern werden sie ersinnen, um sich zu helfen, alle bei Todesstrafe, aber keine werde helfen oder bestehen. Endlich werde das Volk wieder unter ein Oberhaupt kommen, das sich selbst eine Krone aufsetze und mit lauter Krieg festbinde.

Das werde lange dauern, bis endlich Friedrich Schlechtweg erscheine: da werde auf dem Ochsenfelde im Elsaß der Prozeß gemacht werden. Drei Tage werden die Krieger fechten und im Blute bis an die Lenden sich baden. Friedrich Schlechtweg mit dem kleinen Haufen seiner Getreuen werde sich an „ä klis Bergle" stützen.*) In der ärgsten Schlacht werde er seinen Schild an einen Weidenbaum aufhängen, der auf der Stelle Rosen trage. Dann werde er sich so durchhauen, daß sich Niemand mehr gegen ihn getrauen werde, noch ihm Widerstand

---

*) An ein kleines Berglein, d. h. an eine Anhöhe, einen Hügel. Das „Ochsenfeld" ist eine Ebene zwischen den Flüssen Thur und Tolder, bei Sennheim oder Sennen, im Sundgau. Nach Schöpflin wäre dorthin auch die Wahlstatt zu setzen, auf welcher 833 Ludwig der Fromme, von seinen Kriegern verlassen, sich an seine aufrührischen Söhne gefangen geben mußte, und die wegen dieses Treubruchs vom Volke das „Lügenfeld" geheißen ward; Andere wollen die Ebene bei Ruffach, wieder Andere das Blachfeld zwischen Kolmar und Sigolsheim für jenes „Lügenfeld" halten, wonach denn das „Ochsenfeld" mit demselben Nichts gemein hat.

zu thun. Alsdann werde er wieder Recht und Ordnung einführen. „Und wer Das erlebt, der erlebt glückliche Zeiten!“

— — —

Bücher traf man bei Kunzen keine an, außer Bibel und Kalender. Schriftliches fand man auch nichts bei ihm, ob er wohl im Schreiben erfahren war; denn er führte sein Handlungsbuch. Dagegen hatte er viel mit der Heraldik zu thun, überkreidelte oft den ganzen Tisch, und das so unverständlich, daß man davonlaufen oder darüber lachen mußte. Zum Exempel: Das ist das rothe Feld, und da das blaue, da das weiße rc. Hier kommt der schwarze Löwe, dort der rothe; da der goldene Adler, da der weiße; da der Schimmel. Nun bestimmte er ihren Marsch durch alle Felder, die Kreuz und Quere; dann setzte er auf einmal die Kreide fest, und rief: Da werden sie einander tellern, und das rechtschaffen!

Woher Kunz seine Einsichten erhalten, erfuhr Niemand. Nach Art der Bauern waren die meisten Stimmeu dafür, er hole sie in heiligen Nächten auf dem Kreuzwege, und wirklich bestellte man einmal zwei Wächter, auf ihn Acht zu geben, besonders àm Abend von Festtagen. An einem Abend traf sich's, daß Kunz an seinem Stecken, vor Schlafenszeit, auf seinen vor dem Hause liegenden Weinberg (Mühlenberg genannt) wandelte. Die Wächter folgten ihm von ferne nach, ohne ihn aus dem Gesichte zu lassen. Er stieg fort, bis er auf einen freien Platz kam. Er lehnte sich nieder an seinen Stab, nahm den Hut ab, und sah sich fleißig um. Auf einmal legte er Stab und Hut bei Seite, fiel betend und mit gefalteten Händen auf die Knie. Zugleich wurden die Wächter dergestalt mit Schaudern und Furcht befallen, daß sie in der Angst davonliefen, und den andern Tag im Dorfe eine fürchterliche Beschreibung von ihrem Abenteuer machten, so daß von nun an kein Mensch mehr auf Kunz lauerte.

Kunz wußte den andern Tag eine Menge Neuigkeiten vorauszusagen, und man behauptete, es sey diese Nacht gewesen, wo er gesehen, wie dem Friedrich Schlechtweg der goldene Harnisch angethan worden sey.

Verzeichnet den 21. März 1783.

Enderlin.

* * *

So unser Manuskript. Und nun, mit Gunst, liebwerther Leser, was denkst du dazu? .... Den Grundstein, daß vor 1789 diese Fragmente aufgezeichnet wurden, in Ehren gehalten, — welcher Genius sprach aus diesem Manne? Er hat die französische Revolution, die Kriege Napoleon's, den Sturz des deutschen Kaiserthums, den halben Untergang Preußens, er hat Alles, was Jahrzehnde lang die Welt in ihren Angeln bewegte, vorausgewußt; er hat von weitem kommen sehen, was die meisten Staatsmänner der Zeit kaum verstanden, als es auf ihrer Schwelle stand. „Eine neue Einrichtung nach der andern werden sie ersinnen, um sich zu helfen, alle bei Todesstrafe, aber keine wird helfen oder bestehen.“ Es sind nur ein paar Worte, aber die französische Revolution ist im Lapidarstyl darin ausgehauen. Und der so sprach, war ein Dorfkrämer, der keine politischen Quellen hatte, als daß er vielleicht des Sonntags einmal den „Reichs-Postreiter“ oder die „Schaffhauser Zeitung“ unter die Hände bekam, und er sprach 50 Jahre vor den Ereignissen!

Man vergesse nicht, daß die Erinnerungen, welche uns vorliegen, nur dürftige Bruchstücke sind; der überragende Geist, welcher darin weht, tritt uns nur aus Trümmern entgegen. Und in diesem Wenigen liegt eine so räthselhafte Größe! Wollte man sie als das blose Ergebniß politischer Kombination erklären, so war dieser Mann größer, als die glänzendsten Geister seines Zeitalters, und das Wunderbare an ihm wird gesteigert, anstatt erklärt zu seyn. Die Erscheinung selbst bliebe unbegreiflich, nach wie vor; ja, die sogenannte „natürliche“ Erklärung wäre außerordentlicher und unnatürlicher, als die Annahme einer angebornen Sehergabe, einer Kraft, die wir nicht kennen, und die unsere Stubengelehrten, wo sie ihnen in den Weg kam, negirt haben, anstatt sie untersuchen zu wollen. Und wenn wir uns nun ganz einfach dächten, ein Seher dieser Art habe eben jenen innern Blick mit auf die Welt gebracht, den die Schotten „das zweite Gesicht“

nennen, was wäre Unnatürliches daran? Es wäre eine Naturgabe, wie es die Zugabe eines sechsten Sinnes seyn würde, und so unbegreiflich für uns, wie für den Blinden oder Tauben der fehlende Sinn von den fünfen, aber unnatürlich oder übernatürlich in keiner Weise. Die sonstigen geistigen Kräfte eines Sehers brauchen nicht mit emporgehoben zu werden: er mag Manches nur nebelhaft oder verschwimmend sehen; er mag in Anderes die Schranken seiner Einsicht hineintragen; aber was übrig bleibt, ist eine Erscheinung, welche Beachtung verdient, und über deren Natur man ohne Zweifel längst besser unterrichtet wäre, wenn man sie vorurtheilslos einer Beachtung gewürdigt hätte.

Es mag Manchen prosaisch bedünken, so dürr und nackt die Zukunft vorauszuwissen, und während z. B. der erste schlesische Krieg beginnt, anstatt mit andern Leuten erwartungsvoll zu seyn, sich gähnend sagen zu können: das ist nun der erste schlesische Krieg, und auf diesen ersten wird der zweite folgen, und auf diesen der siebenjährige, und sodann wird die Sache den bewußten Ausgang nehmen. Die Exposition mit ansehen zu müssen, während man sowohl die Schürzung als die Entwicklung des Knotens bereits auswendig weiß; die Ereignisse seiner Zeit nicht anders mitzuleben, als wie man in einem Buche blättert, das man schon hundertmal gelesen hat; keine Furcht, keine Hoffnung, keine Neugier, keine Spannung, Nichts als „alte Geschichten": — ein Engländer im Hängmonat wäre im Stande, sich umzubringen, um einer solchen Situation zu entgehen. Eine Sehergabe ohne Illusionen würde ans Philisterhafte gränzen. Allein die träumerisch dunkeln Schleier, welche sich für den Seher selbst als Schatten herüberlegen, und die noch zahlreichern Dunkelheiten für den Zuhörer, als welchem schon die Sache an sich ein Mysterium ist, tragen die Poesie wieder hinein. Ein politischer Seher ist gleichsam ein durch die Natur improvisirter Staatsmann; zur Rettung von der Prosa ist auch ihm, wie den künstlichen, der Irrthum übrig

gelassen. Daß in unserm Manuskripte Friedrich Wilhelm von Preußen erst nach Karl VI. stirbt, ist zwar offenbar ein Irrthum des Chronisten, der danach den vorangehenden Ausspruch des Sehers in seinem Gedächtnisse umgestellt haben mag. Aber Freiburg und Breisach, denen Kunz den Untergang weissagte, sind nicht untergegangen, „ehe sieben Jahre ins Land kamen,“ sondern beide Städte erlitten blos eine Belagerung und Einnahme durch die Franzosen (1744). Dies war ein Irrthum des Sehers. Nur die Festungswerke beider Plätze wurden damals zerstört von dem Erbfeinde. Von den zwei Vesten, welche Freiburg schützten, sind nur noch schwache Spuren, von Dornhecken überwuchert, erkennbar auf dem „Schloßberge“; die Werke von Breisach aber sind noch heute ein Steinhaufen im eigentlichsten Sinne des Worts, und werden es vor der Hand wohl auch bleiben. In den Zeiten seines Stolzes hieß Breisach „des deutschen Reiches Kopfkissen“. Es ist erklärlich, daß es dem Seher wehe that, das Gesicht eines solchen Verkümmerns vor sich zu haben, und es stand seinem deutschen Herzen wohl an, das Schmerzgefühl über einen Nationalverlust eher überschäumen zu lassen, als zwischen Festung und Stadt eine kaltsinnige Unterscheidung zu treffen, wie wenn ihn die erstere Nichts anginge.

Was bei diesen prophetischen Gesichten einen eigenthümlichen Eindruck macht, das ist der Kontrast der großen Interessen, welche darin auftreten, mit den engen Lebenskreisen des Sehers. Es ist gleichsam die europäische Politik, welche sich bequemt, ins Idyllische übersetzt zu seyn und vor einem ländlichen Publikum zu spielen. Dieses Publikum legt auch nur untergeordneten Werth auf die blos vornehmen Verwicklungen. Was dem Schulmeister, und was dem Förster Limberger, und was dem Pfarrer Gebhardt mit unserm Seher begegnet ist, das lebt in Aller Gedächtniß; was Kaiser und Könige angeht, das ist schon mehr ins Undeutliche verwischt und theilweise vergessen; die „Angelegenheiten hiesiger

Gegend" aber, und wobei die vorbeiziehende Weltgeschichte dem Bauer unmittelbar an den Laden klopft, wie Kriegsüberzüge am Oberrhein oder die Vorboten eines angeblichen Religionskrieges, — solche Dinge sind wieder wohl konservirt. Und nun denke man sich in dieses halb Callot'sche, halb Teniers'sche Bild hinein! Das Drama des europäischen Gleichgewichts in dem Rahmen eines Dorfes am Kaiserstuhle aufgefangen; die zukünftigen Manen von Potentaten, die sich bei einem schlichten Kramführer so zu sagen anmelden; ein Seher, der die Fäden staatlicher Entwicklungen überschaut, wie wenn er das Netz einer Spinne vor sich hätte, für den aber, irdisch genommen, ein kleiner Beamter, der „Hofrath Menzer", ein großer Mann ist; und endlich die Dorfregierung, welche, wie größere Abderiten auch, die Geister mit Stangen angreift und mit unbezahlbarer Treuherzigkeit mittelst zweier Scharwächter den Teufel abwehren will, der sich nach ihrer Meinung in die Politik mischt! Das ist „der Humor davon". Einem Manne, wie Kunz, muß dieses Teufelsehen eben so oft ein Lächeln, als „Thränen" entlockt haben. Was im Uebrigen seine fast ängstliche Scheu, „verschwatzt" zu werden, betrifft, so erklärt sich dieselbe ungezwungen aus den Zuständen der Stammheimath, aus welcher er eingewandert war: in der Schweiz hatte man damals kaum die letzte Hexe verbrannt, und von Politik zu reden, war in den meisten Kantonen so bedenklich, als es in der Republik Venedig war.

Fast alle Weissagungen, welche einen geistigen Kern haben, gehen auf einen Schluß- und Glanzpunkt aus, mit welchem „glückliche Zeiten" anbrechen. Es ist der ewige Traum der neuern Welt „von bessern künftigen Tagen" wieder. Die klassischen Völker des Alterthums setzten das goldene Zeitalter hinter sich in die Vergangenheit, und selbst ihr Himmel war farblos daneben; denn das Elysium stellt doch kaum mehr vor, als eine Versammlung von Gespenstern, die sich nach der Erde zurücksehnen. Die ro-

mantischen Nationen des neuern Weltalters, als glaubensstark und selbstvertrauend, setzen ihre goldene Zeit vor sich in die Zukunft, und zwar ergreifbar. Die Volksmythen in diesem Sinne sind nur eine poetische Einkleidung für den Glauben an stete Nothwendigkeit des Fortschreitens und Besserwerdens, und für den Anspruch darauf; die politischen Theorien der modernen Welt, insoweit sie das Volk mit anregten, liefen nur mit dieser allgemeinen Jagd nach dem goldenen Zeitalter, das aus der Zukunft herabhängt und auf das jede Gegenwart zurennen will. Wo ein kräftiger Volkscharakter ausgeprägt ist, da nimmt diese Poesie eine nationale Färbung an und weissagt blühende Zukunften von Volksglück und Nationalgröße. Der sentimentale Kosmopolitismus papierener Theorien verhält sich dazu, wie die nervenschwache Pietisterei unserer Tage zu der robusten Frömmigkeit des Mittelalters. Unser Seher nun gehörte der kräftigern Richtung und der Volksnatur an. Ein deutscher Nationalheld ist es, welcher Recht und Ordnung schafft und goldene Zeiten bringt; im Elsaß, auf entrissenem deutschen Boden, wird die dreitägige Entscheidungsschlacht geschlagen. Und daß er Friedrich heißt: wem fiele dabei nicht Barbarossa ein, der Messias der Deutschen, der im Kyffhäuser schläft, und, wenn die Zeit gekommen, dereinst aufstehen wird mit seiner Tafelrunde, um die Größe und das Glück Deutschlands auf den höchsten Gipfel zu heben? . . . . Die Anklänge und Verzweigungen dieser Sage scheinen tief in dem deutschen Gemüthe zu liegen, und zwar tiefer bei dem kernhaften Bauer, dem eigentlichen Repräsentanten der Volksnatur, als bei den sogenannten gebildeten Ständen, in welchen die volksthümliche Individualität verwischt und verbildet wird. Und was schließlich einen Fingerzeig verdient: eine seltsame, wenn auch entfernte Konstellation zu dieser Sage kommt uns von Frankreich herüber in dem von Meister Philipp Noel Olivarius geweissagten Helden, der „mit Löwe und Hahn im Wappenschilde gegen die

große Stadt des Westens zieht, und dem ein Herrscher des Ostens die Lanze in die Hand gegeben".

„Und wer Das erlebt, der erlebt glückliche Zeiten." Wer 1813 diese prophetischen Gesichte vor sich gehabt hätte, der würde nicht gezweifelt haben, daß dem ganzen Zusammenhange nach „Friedrich schlechtweg" der Ueberwinder Napoleon's seyn solle. Vielleicht hätte man eine blose Personifikation des deutschen Nationalgeistes darin gesehen, oder man hätte ferner liegende Erklärungen versucht; allein die Völkerschlacht im Elsaß und die allgemeine Glückseligkeit sind ausgeblieben. Hier war der Seher im Irrthum, oder „Friedrich schlechtweg" und die „glücklichen Zeiten" befinden sich noch in der Urne. Und Das eben ist von eigenem Reize bei solchen Dingen, daß man dabei wie in eine endlose Tiefe hineinsieht, deren Hintergrund, wie beim Sternenhimmel, sich bald zu nähern, bald zu entfernen scheint. Man weiß nie, bis zu welchem Punkte man mit dem Eintreffen vorgerückt ist: die Gränzen spielen ineinander über und täuschen uns, oder haben den Seher selbst getäuscht. Napoleon ist vorüber; aber ist der „Franzosenkrieg" abgeschlossen? .... Ist ein Datum verwechselt oder eine Thatsache? ....

Träume und Schäume! wird man sagen. Ganz wohl; aber die Nationen, denen keine Zukunft mehr träumt, sind Leichname.

große Stadt des Westens zieht, und dem ein Herrscher des Ostens die Lanze in die Hand gegeben".

„Und wer Das erlebt, der erlebt glückliche Zeiten." Wer 1813 diese prophetischen Gesichte vor sich gehabt hätte, der würde nicht gezweifelt haben, daß dem ganzen Zusammenhange nach „Friedrich Schleichweg" der Ueberwinder Napoleon's seyn solle. Vielleicht hätte man eine blosse Personifikation des deutschen Nationalgeistes darin gesehen, oder man hätte ferner liegende Erklärungen versucht; allein die Völkerschlacht im Elsaß und die allgemeine Glückseligkeit sind ausgeblieben. Hier war der Seher im Irrthum, oder „Friedrich Schleichweg" und die „glücklichen Zeiten" befinden sich noch in der Urne. Und Das eben ist von eigenem Reize bei solchen Dingen, daß man dabei wie in eine endlose Tiefe hineinsieht, deren Hintergrund, wie beim Sternenhimmel, sich bald zu nähern, bald zu entfernen scheint. Man weiß nie, bis zu welchem Punkte man mit dem Eintreffen vorgerückt ist: die Gränzen spielen ineinander über und täuschen uns, oder, haben den Seher selbst getäuscht. Napoleon ist vorüber; aber ist der „Franzosenkrieg" abgeschlossen? . . . Ist ein Datum verwechselt oder eine Thatsache? . . . .

Träume und Schäume! wird man sagen. Ganz wohl; aber die Nationen, denen keine Zukunft mehr träumt, sind Leichname.

Glossen

zu der Schrift über die Pentarchie.

Glossen

zu der Schrift über die Pentarchie. *)

1840.

Ein Buch, welches ein Ganzes ist, kann eigentlich nicht widerlegt werden, als wieder durch ein Buch. So wie der Verfasser, so müßte auch der Widerpart ein Fundament legen, müßte Stein auf Stein, und Mauer auf Mauer setzen, und auf diese Weise sein Gegensystem bis zu der Pyramide aufbauen, von deren Spitze er seinem Gegner gleich auf gleich in's Auge sähe. Die Kriegskunst der Römer verfuhr so bei ihren Belagerungen, indem sie Wall gegen Wall, Thurm gegen Thurm setzte, und die angegriffene Festung mit einer angreifenden umgab. In diesem Sinne müßte dann jede Rezension wieder ein Buch werden, jede Polemik in geschlossenen Reihen auftreten, und, anstatt den kleinen Krieg zu führen, blos Schlachten liefern. Die Rezensirten verlangen es auch in der Regel, um sich für ebenbürtig bekämpft zu halten, wenn nicht laut, so doch in ihrem Herzen. Der Grund,

*) Die europäische Pentarchie. Leipzig, Otto Wigand, 1839.

warum ihrem Anspruch so selten Genüge geschieht, liegt wohl hauptsächlich darin, daß die Rezensionen eben weit weniger für die Rezensirten, als vielmehr für das Publikum geschrieben werden. Die Eingeweihten aber wissen nur allzuwohl, wie wenig dieses Publikum irgend ein literarisches Werk als ein Ganzes aufzufassen pflegt, und daß es auch eine als Ganzes auftretende Widerlegung nur wie eine Kritik in Aphorismen lesen würde.

Ein anderes System statt des bekämpften ist überdies, wo man sich die Prinzipien negiren kann, noch nicht einmal eine Widerlegung; es ist nur eine geharnischtere Schlachtordnung zum Zweck eines Erfolges, dem man eben so wohl durch leichtere Truppen und einen Parteigänger-Krieg nachtrachten kann. Und so mögen denn diese Glossen, flüchtige Gedanken, wie sie bei der Lektüre jenes Buches auftauchten, um einen eben so flüchtigen Erfolg werben; die Polemik, welche darin liegt, hat nicht den Ehrgeiz, eine Schlachtordnung vorstellen zu wollen. Den Verfasser der „Pentarchie" gedenke ich nicht damit zu bekehren, obwohl ich mir ihn allerdings im vordersten Range meiner Leser denke. In Bezug auf Hindernisse des Terräns stehen wir uns gleich gegenüber. Er schrieb mit dem Gedanken an entgegenstehende Vorurtheile des Publikums, gegen welche er als „Vorwort und Einspruch" eine Verwahrung vorausschickte; ich schreibe mit dem Gedanken an entgegenstehende Vorurtheile der Zensur, — eines Institutes, dessen Stiftungsgedanke schon ein Vorurtheil ist, und zwar ein Vorurtheil, das sich an Blindheit, Zähigkeit, und Prinziplosigkeit mit den kolossalsten Irrthümern messen kann, welche jemals die Meinungswelt verfinstert haben.

Wenn man von den Vorurtheilen spricht, welche gegen Rußland bestehen, so muß man, was Deutschland angeht, eine

wesentliche Unterscheidung treffen. Die gewöhnliche Annahme schreibt jene Vorurtheile den modernen politischen Theorien, dem Liberalismus, den Ideologen zur Last. In Deutschland ist Dies nur von den sogenannten gebildeten Ständen, und auch von diesen nur theilweise wahr. Das Volk aber, als welches nicht in papierenen Interessen lebt, ist von diesen gebildeten und studirten Ständen durch eine tiefgehende Kluft geschieden, und zwar gerade deßhalb, weil diese Stände so gar sehr gebildet sind, weil sie in ihrer geistigen Welt Besitzungen haben, die dem praktischen Blicke des Volkes nur wie unerreichbar ferne und unfruchtbare Kolonien in fremden Zonen erscheinen. Die Ideologen leben ein anderes Leben, denken andere Gedanken, und sprechen eine andere Sprache, als das Volk. Was man ihre Vorurtheile nennt, mag durch eine andere Tagesrichtung gewendet, durch eine neuere Mode bestochen werden: das ideologische Frankreich hat schlagende Beispiele von dieser Veränderlichkeit geliefert. Die Vorurtheile des Volkes sind zäher und liegen tiefer; sie allein können als eine Macht in Rechnung kommen, weil sie in unbestechlichen und unüberredbaren Massen auftreten, und, wenn in Bewegung gesetzt, mit Energie aus dem Kopf in die Faust fahren.

In den Jahren 1813, 1814, 1828 waren unsere Ideologen für Rußland begeistert; im Jahr 1831 flammten sie in Haß gegen Rußland auf; wenn der tonangebende französische Liberalismus einst seine lang erwogene Allianz mit Rußland abschließt, so mag ein Theil dieser Ideologen wieder zum russischen Enthusiasmus umschlagen. Das deutsche Volk nicht. Sein Vorurtheil, welches tief unter jener papiernen Oberfläche ruht, ist ein Erbstück der althistorischen Erhebung, welche das germanische Element sich über das slawische gibt; die jüngste Auffrischung desselben schreibt sich von dem Eindruck her, den die russischen Armeen in Deutschland zurückließen, und geschah gerade zu der Zeit, in welcher die gebildeten Stände für Rußland schwärmten. Die Thatsache liegt

vor; die Erklärung ist eine sehr einfache. Die gebildeten Stände nehmen sich gegenseitig leicht an, weil sie durch fast alle europäischen Nationen hindurch in einer Masse von Gleichartigkeiten zusammentreffen; unter dem eigentlichen Volke aber ist der Charakter der Nationalitäten kantiger geschnitten und stößt sich ab. Der „gemeine Mann" in Deutschland sah herab auf den „gemeinen Mann", den ihm die russischen Heere vor Augen stellten. Es widerstrebte den deutschen Volksbegriffen von Ehrenhaftigkeit, Zustände zu respektiren, in welchen die höhere Rangstufe sich der untergeordneten damit deklarirte, daß sie ihr ins Gesicht spuckte, und der rasche Zugriff mit irgend einer Mißhandlung darauf zählen konnte, die Präsumtion eines kompetenten Ranges unmittelbar nach sich zu ziehen. Die Zeit, von einzelnen Thatsachen zu sprechen, ist noch nicht gekommen: wenn einmal Memoiren über jene Periode geschrieben werden, wird man erstaunen über die Fälle von bürgerlicher Selbsthilfe, welche mitten unter russischen Besatzungen vorkamen, von den Behörden beiderseits ignorirt wurden, und bei dem Mißverhältniß der Kräfte zu einer einquartierten Kriegsmacht nur als Wirkung eines Gefühls nationaler Superiorität erklärbar waren. Bekanntlich erschienen damals auch Karrikaturen in diesem Sinn, unter welchen eine namentlich, einen bärtigen Grenadier vorstellend, der einem vierzehnjährigen Junker einen Stuhl setzt, auf daß er einem baumlangen Veteran eine gleich hochgewachsene Ohrfeige reichen könne, nicht ohne Humor war. Verwandte Notizen über die damaligen Vorurtheile findet man in den von Zschokke herausgegebenen Schriften des Liefländers Jochmann*), wo er von dem Aufenthalte der Russen in Dresden spricht: es ist das Echo derselben Vorurtheile wieder, welche in

*) Karl Gustav Jochmanns, von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren gesammelt von Heinrich Zschokke. Hechingen, 1836. (Band 1, Brief aus Tharand.)

der „Geschichte des siebenjährigen Krieges" von Archenholz so markirt heraustreten. Aus Anlaß der gemeinschaftlichen Manöver bei Kalisch erneuerte sich jüngsthin die gleiche Erscheinung. Die Ideologen aber haben mit diesen Antipathien Nichts zu schaffen: sie haben sie nicht hervorgerufen und würden sie nicht aufheben können.

„Wie, wenn Alexander nach den Tagen an der Beresina von unsern Entschuldigungen nicht viel Notiz genommen, und wieder Tod und Verderben unsern Fluren gedroht und zurückgegeben hätte?"

Der Freiherr von Gagern schrieb einst so, zur Zeit des deutschen Enthusiasmus für Rußland, und der russische Pentarchist schreibt es ihm jetzt zweckdienlich nach. Die Frage ist auf die Spitze gestellt, wie ein Epigramm, aber die Spitze läßt sich umkehren. „„Wie, wenn der Norden Deutschlands nicht aufgestanden wäre, wenn Rußland für sich allein den wiederkehrenden Andrang Napoleons hätte bestehen müssen?""

Während die „große Armee", bei dem Rückzug aus Rußland, unter einem russischen Winter erlag, waren die verfolgenden Russen, obwohl besser geschützt, doch auch nicht unter einem Maihimmel marschirt; auch ist unvergessen, daß selbst die Trümmer jener Armee noch Waffenthaten verrichteten, ohne welche nicht ein Mann den Rückweg hätte finden dürfen, und daß die russischen Truppen keineswegs so in Deutschland ankamen, als ob sie frisch und vollzählig so eben aus ihren Garnisonen rückten. Wie weit sie unter solchen Umständen gekommen seyn würden ohne oder gar gegen die Anstrengungen Preußens, nämlich wenn „Tod und Verderben unsern Fluren drohend und zurückgebend",

darüber kann kaum ein Streit stattfinden; *) ganz unzweifelhaft aber ist, daß es in ihrem wesentlichsten Interesse lag, den Allian-

*) Eine Autorität, welche man respektiren wird, hat zu einer Zeit, wo man an eine dereinstige Streitfrage dieser Art gar nicht dachte, eine Darstellung der Verhältnisse geliefert, in welcher ungesucht und von selbst zugleich eine Antwort auf das obige Wenn liegt. Ich meine die 1813 ohne Angabe eines Druckortes erschienene Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand, von einem Augenzeugen.“ Der Verfasser war Clausewitz. Er vertheidigte die Verbündeten gegen den Vorwurf ungeduldiger Patrioten, daß sie alsbald bis an den Rhein hätten vorrücken sollen, und machte in dieser Beziehung die Thatsachen geltend, welche ein solches Vorrücken als durchaus unthunlich erscheinen ließen; — Thatsachen, welche für unsern Zweck als eben so viele Beweise gegen die Denkbarkeit isolirter russischer Erfolge feststehen. Eine Rezension, welche damals in Ludens „Nemesis“ erschien (Bd. 1, S. 136 ff.), faßt den Inhalt dieser Schrift aufs bündigste zusammen, wie folgt: „Sie zeigt nicht blos, was geschehen, sondern sie zeigt auch die Mittel, mit welchen es geschehen ist, und entwickelt die Absichten Derer, welche leiteten und bestimmten. Indem sie an die unglückliche Lage Preußens seit dem Jahre 1806, und an die Kräfte erinnert, mit welchen Preußen, bei der gewaltigsten Anstrengung und der umsichtigsten Vorbereitung, die in jener Lage möglich gewesen war, den Kampf im Jahre 1813 beginnen konnte; indem sie ferner darthut, daß die Kraft der russischen Siege an der Elbe erschöpft seyn mußte, und daß die russischen Heere, nach einer beispiellosen Verfolgung von Moskau bis Dresden, nicht stark seyn konnten; und indem sie endlich auf die vielen von Frankreich besetzten Festungen an der Weichsel, Oder, und Elbe hinweist, und Oesterreichs Stellung nicht unbeachtet läßt, macht sie es aufs überzeugendste anschaulich, daß Diejenigen, welche zwischen ihren vier Wänden nicht damit zufrieden waren, daß die Preußen in Sachsen blieben und nicht bis an den Rhein vorgingen, ohne alle Kunde der Verhältnisse urtheilten; sie macht aufs lebendigste fühlbar, daß man schlechterdings, ohne Gewissenlosigkeit, und wenn man die letzte Hoffnung Europa's nicht von neuem aufs Spiel setzen wollte,

zen, welche ihnen entgegenkamen, goldene Brücken zu bauen, anstatt mit „Tod und Verderben" zu drohen, und daß sie, wie ihre Proklamationen an das deutsche Volk zeigen, dieses Interesse auch sehr wohl einsahen. Um so unpolitischer ist es, sich nach der Hand mit einer Ruhmredigkeit zu übernehmen, welche verletzt und den Widerspruch herausfordert. Der Beitritt Oesterreichs erst entschied das Uebergewicht der Alliirten, und auch da hatte man selbst vor dem sich neigenden Gestirn Napoleons noch eine so tief eingepflanzte Scheu, daß man die Allianzen Süddeutschlands ohne auferlegte Opfer entgegennahm, und noch in Frankfurt dem großen Kriegsmeister den Rhein und die Alpen als Frankreichs Gränzen anbot. *)

---

nicht Mehr wagen durfte, sondern daß Alles geschehen ist, was geschehen konnte; und eben deßwegen zwingt sie durch Beschreibung der Schlachten von Lützen und Bautzen Den, welcher das Glück gehabt hat, diese Schlachten brav mit zu bestehen, zu einem stolzen Gefühl seines eigenen Werthes, Alle aber zu einem festen Vertrauen auf den Ausgang eines Kampfes, der mit so heiligem Sinne, mit solcher Tapferkeit, solcher Ergebenheit, solcher Einsicht geführt ward." Man beachte, daß sowohl die Schrift selbst, als die Rezension derselben, in der Blütezeit einer deutschen Zuneigung zu Rußland geschrieben wurde. Was damals den Russen, im Verein mit Preußen, und von einer mächtigen Volksbegeisterung durch ganz Deutschland unterstützt, noch etwas „schlechterdings" Unthunliches gewesen: wie sollte Das jetzt als ein Erfolg gelten, nach dem die Russen für sich allein nur spielend die Hand hätten ausstrecken dürfen? Die Phrase des Frhrn. v. Gagern aber, wenn sie Etwas sagen soll, setzt einen solchen Glauben voraus.

*) Man vergleiche über diese Unterhandlungen die Memoiren, welche Charlotte von Sor über Caulaincourt, Herzog von Vicenza, herausgegeben. Bei Napoleons Feinden war die Glorie seines Namens noch eine Macht, während sie bei den Franzosen selbst, die das Unglück schnell demoralisirt hatte, es bereits nicht mehr war.

Lasse man jedem Theil Gerechtigkeit widerfahren: die Hilfe war eine gegenseitige. Rußland gab den Anstoß zum Sturze Napoleons; Deutschland entschied den letzten und den verzweifeltsten Kampf: den um Seyn oder Nicht-Seyn. Wenn man sagt, Rußland habe die Deutschen von Napoleon befreit, so sagt man etwas Halbes, denn Deutschland hinwiederum, das den Kampf aufnahm und zu Ende führte, hat Rußland befreit von der Wiederkehr und Rache Napoleons, und erst diese letzte Befreiung war eine definitive. Will man dabei von „Dankbarkeit" sprechen, was übrigens ein unfruchtbares Feld im Gebiete der Politik ist, so kann man hinzusetzen, daß es Rußland war, das in Paris unmittelbar darauf den deutschen Nationalinteressen entgegen arbeitete. Von Rußland ging der erste Gedanke aus, Ludwig XVIII. als einen stillschweigenden Alliirten in Frankreich einzusetzen,*) und vermittelst dieser politischen Aushilfe fand man

---

*) Eine aus amtlichen Quellen verfaßte russische Schrift („Darstellung des Feldzugs in Frankreich im Jahr 1814, von Michailowsky-Danilewsky, kaiserlich russischem Generalleutnant, ins Deutsche übertragen von Karl v. Kotzebue, kaiserlich russischem Hofrathe", Riga und Leipzig, 1837,) liefert aktenmäßige Belege darüber. Schon in Frankfurt hatte Alexander Emissäre jener Partei empfangen, welche sich später als die Talleyrand'sche demaskirte; in Troyes erschien nachgehends mit einer gleichen Mission der Marquis Vitrolles bei dem Grafen Nesselrode. In der zweiten Sitzung des Kongresses zu Chatillon, am 7. Februar, eröffnete Graf Stadion im Namen seiner Kollegen dem Herzog von Vicenza die Bedingungen, unter welchen die verbündeten Monarchen auf einen Frieden mit Napoleon eingehen wollten. Caulaincourt erklärte, daß seine Rolle „die der Opfer" sey, verlangte jedoch einige Stunden Bedenkzeit. Als am Abend die Sitzung wieder aufgenommen wurde, wollte er auf die Frankfurter Vorschläge zurückkommen, und man fing an, ihm die jetzige Unstatthaftigkeit einer solchen Grundlage zu erörtern, als der russische Bevollmächtigte, Graf Rasu-

sich auf einmal statt des besiegten Feindes einem „guten Freunde" gegenüber, dem man in den Augen seiner Unterthanen nicht durch

---

mowsky, mit der Erklärung dazwischen trat, daß er erst weitere Befehle von seinem Hof einholen müsse. „In diesem Falle" — sagt Danilewsky, S. 79 der Kotzebue'schen Uebersetzung — „handelte er dem allerhöchsten Willen gemäß, so sehr wie nur möglich zu zögern." Die Inspirationen Talleyrands und eine Restauration der Bourbonen hatten in der russischen Politik, und zwar in der russischen allein, bereits Platz gegriffen. Eine Denkschrift, welche die Meinung Alexanders gegen einen Friedensschluß schriftlich entwickelte und am 15. Februar den verbündeten Mächten in Troyes mitgetheilt wurde, „war nicht im Stande, die Verbündeten in ihrer vorgefaßten Absicht, Frieden zu schließen, zu erschüttern". Man stimmte blos in Bezug auf die Unzweckmäßigkeit eines Waffenstillstandes mit ihm überein. „Die ersten Minister der auswärtigen Mächte" — setzt Danilewsky ferner hinzu — „waren persönlich bei Sr. Maj., und der Kaiser hatte mit ihnen so lange und so lebhafte Unterhandlungen, daß zuweilen sogar eine Veränderung in seinen Gesichtszügen bemerkbar wurde." Noch bestimmter läßt die russische Schrift S. 160, wo sie nochmals auf den Zustand der Dinge nach der Schlacht bei Brienne zurückkommt, den Kaiser Alexander sich aussprechen, indem sie eine dem Lord Castlereagh gegenüber abgegebene Erklärung Desselben anführt, welche mit den Worten schloß: Je ne ferai pas de paix *aussi long-temps que Napoléon sera sur le trône*. Dies war der erste Heraustritt des Restaurationsgedankens, dem nachher Deutschlands Interessen zum Opfer gebracht werden mußten. Am 15. Februar aber hatte dieser Gedanke noch so wenig Boden, daß Danilewsky sagt, Alexander habe sich überzeugt, „daß ein weiterer Widerstand die Auflösung des Bundes nach sich ziehen könnte," und deßhalb nachgegeben. Er schien nachzugeben. Wenn man die vorhin erwähnten Memoiren über Caulaincourt mit hinzu zieht, so erhält man die jenseitige Ergänzung zu dem Spiele der Politik, welchem Danilewsky nur von einer Seite in die Karten sehen läßt. Napoleon hätte Herrscher von Frankreich bleiben und als solcher einen Frieden abschließen können, wenn er sich noch zeitlich zu einigen Opfern verstanden hätte.

Verengerung des „alten" Frankreichs wehe thun dürfe. Ein Friede mit Napoleon oder mit seinem Sohne wäre ein Glück für

---

Ueber die Lage der Verhältnisse in diesem Sinne konnte er lediglich durch Caulaincourt die erforderlichen Aufschlüsse erhalten, um einen Entschluß zu motiviren. Dieser Caulaincourt aber war in aller Arglosigkeit und Treuherzigkeit ein Hampelmann in den Händen Alexanders, der ihn schon in Petersburg durch vertrauliche Plaudereien über Herzensangelegenheiten und dergleichen in eine Art von Freundschaft gezogen hatte. Der Herzog von Vicenza gefiel sich darin, aus der geistigen Physiognomie des jetzigen Gegners noch alte Spuren seiner ehemaligen Verehrung für Napoleon herauslesen zu wollen, und ihm eine innerliche Zuneigung zuzuschreiben, welche durch alle Wechsel der Verhältnisse hindurch ihn immer wieder zu dem „Helden des Jahrhunderts" hinüberziehe. Diese romantische Voraussetzung, dem wirklichen Stande der Dinge so schnurgerade entgegenstehend, schob dem Herzog in allen seinen Unterhandlungen eine grundfalsche Basis unter, und schloß zum voraus ihre definitive Vereitlung in sich. Alexander konnte in Troyes ganz unbeschadet seiner Absichten „nachzugeben" scheinen, denn er war versichert, daß auf der andern Seite Caulaincourt in eine falsche Stellung geschoben sey, welche dem Abschluß entgegenarbeite; auch war es, wie Charlotte von Sor aus dem Munde des Herzogs nacherzählt, noch schließlich eine geheime Mittheilung von russischer Seite, welche den französischen Bevollmächtigten zur Abreise von Chatillon bestimmte. Die Mittheilung war anscheinend im Interesse Napoleons geschehen; als Caulaincourt sie ihm vorlegte, fragte der Kaiser, wie sie in seine Hände gekommen? „Sire", antwortete der Herzog, „sie kam von der einzigen Seite, wo für Ew. Maj. noch Theilnahme und Offenheit liegt." Eine so durchaus fehlgegriffene Auffassung arbeitete mit dem besten Herzen der russischen Politik in die Hände Napoleon sah richtiger, als sein Abgesandter, und machte sich, wie Caulaincourt klagend bemerkt, „Illusionen nach Oesterreich hin"; — der geheime Faden, der sich durch die damaligen Unterhandlungen zieht, wird durch diese Kontraste zu einem wahrhaft tragischen Motiv in der Entwicklung jenes großen Weltdrama's.

die Welt gewesen, weil er einen heilsamen Gegensatz übrig ließ, und ein Glück für Deutschland insbesondere, weil man in diesem Falle das Elsaß schwerlich in französischen Händen gelassen hätte, damit es als fortwährende Provokation zu dem Besitze der übrigen Rheingränze diene. Wie staatsklug die andere Kombination gewesen, welche statt dessen Belgien zu Holland schlug, darüber hat der Erfolg seitdem mit feurigen Zungen gepredigt. Deutschland zunächst ist es, welches die politischen Sünden der russischen Staatskunst hat büßen müssen; wenn in den Rechnungen von damals her noch ein Soll von Dankbarkeit übrig ist, so ist die deutsche Nation wenigstens derselben quitt und ledig.

Die moralische Oberherrschaft der fünf Großmächte, die richterliche Gewalt ihrer Kongresse, die exekutive ihrer Armeen, ist noch nirgends so ganz unverhüllt, so klassisch nackt den Blicken der Menge ausgestellt worden, als in der Schrift des russischen Pentarchisten. Die Ideologen der „kleinen Staaten" sollten, wie jener egyptische Jüngling, das „Bild zu Sais" entschleiert sehen, und davor entweichen. Die Völker wie die Regierungen sollten sich klein fühlen lernen, und die Resignation haben, große Ideen und kleine Schauplätze nicht beisammen denken zu wollen.

In diesem Sinne hatte die Praxis seit längerer Zeit gearbeitet: die Ausbildung der Theorie mußte nachrücken. Der Wahrheit muß man ins Auge sehen können: ja, es ist an dem, daß, wie der Pentarchist sich ausdrückt, die mittleren und die kleineren Staaten nur noch als „bedingt unabhängig" erscheinen. In seiner letzten Gestaltung ist das Verhältniß ein Uebertrag des Napoleonischen Protektorats, in dessen Nachlaß sich fünf Ganerben getheilt haben; die früheren Anfänge gehen bis auf die Funda-

mente des modernen Weltalters zurück. Die Revolution der Kriegskunst, zu welcher Berthold Schwarz den Anstoß gab, steigerte die Heere allmählig bis zu jenen riesenhaften Massen, in welchen kleine Bundeskontingente nur wie Randnoten oder Nachschriften bemerklich werden, und in deren Vergleich die Truppen kleiner Staaten mehr zum Zweck einer Leistung, als eines Schutzes vorhanden zu seyn scheinen. Die Revolution der Geldkräfte, welche von der Ausbeutung Amerika's datirt, durch Handelskredit, Banknoten, und Staatspapiere noch künstlich gesteigert, schuf eben so neue und gleich kolossale Finanzmächte, neben denen die Hilfsmittel kleinerer Staaten nur als ein bescheidenes Privathauswesen figuriren; denn der Kredit im Großen, auf welchen das Ganze gebaut ist, empfängt in letzter Instanz seine Witterung aus derselben politischen Atmosphäre, in welcher die Entscheidung über europäischen Krieg oder europäischen Frieden hängt. Die Revolution des Kirchenthums endlich, welche den moralischen Mittelpunkt der Christenheit aus den Angeln hob, und das Herz Europa's in zwei Hälften riß, stürzte die Schranken der Nationalitäten nieder und brachte eine kosmopolitische Tendenz in die Völker, welcher gegenüber auch die Politik der Staaten sich in einen größern Zusammenhang setzen mußte. Man suchte eine Basis für dieses neue System, und fand sie in Dem, was man das europäische Gleichgewicht nannte. *) Die Meinungen der Völker waren eine Macht geworden, und verzweigten sich in der Weise, daß dem deutschen Protestanten z. B. ein ungarischer oder ein französischer Glaubensgenosse näher stund, als ein deut-

---

*) Die Idee war frühe gangbar geworden. Man vergleiche die Schrift: Trutina statuum Europae, sive principum christiani orbis interesse. Opus magni olim Galliae *Ducis de Rohan*, Gallico idiomate conscriptum, nunc vero in Latinum recens translatum. Lugd. Bat. 1645.

scher Katholik; also verzweigten sich in derselben Weise die Systeme der Regierungen, und kein Staat konnte sich mehr als eine politische Insel auffassen, sondern Alles, was einen Eindruck gab, empfing auch einen, und jede Politik trat in eine europäische Beziehung.

Die Unsicherheit, womit man in so ungewöhnten Verhältnissen herumtastete, brachte eine merkwürdige Konfusion hervor. Nur diejenigen Staaten, welche ein Nationalinteresse vertraten, und dieses Nationalinteresse jedem andern überordneten, erhielten sich in ihrem Schwerpunkt und setzten sich fester darin; die andern blieben als Spielwerk und gelegentliche Beute übrig. Als die kirchliche Gährung sich gesetzt hatte, schwamm das Resultat oben auf: die großen Nationalitäten oder Staatsganzen traten klar und abgeschlossen aus dem Wirrwarr heraus, und setzten sich als die Schwerpunkte Europa's, um welche die kleinern Einheiten als Trabanten kreisten. Wie jede privilegirte Stellung, so suchte auch diese sich alsbald exklusiv zu formiren. Der siebenjährige Krieg war eine instinktartige Auflehnung dreier Großmächte gegen das Aufkommen einer neuen. Rußland selbst würde der Eintritt schwer geworden seyn, wenn Polen ein Staat im heutigen Sinne des Wortes gewesen wäre. Die Entwicklungsperiode war nahezu durchlaufen, noch ehe die französische Revolution eintrat; vier Nationalitäten und fünf Großmächte, Deutschland dabei doppelt repräsentirt, stunden an der Spitze Europa's. Das herabgekommene Spanien war in den Hintergrund gedrängt; Venedig und Holland, denen längst ihre Aufgabe über den Kopf gewachsen, waren bereit, vollends herauszufallen. Die politische Macht Schwedens hatte schon Karl XII. todtgehetzt. Unter solchen Konstellationen war die europäische Pentarchie bereits weit genug gediehen, um durch die Folgen der Umwälzung von 1789 nur vorübergehend beeinträchtigt zu werden; auf die Länge zog sie vielmehr eine innere Verstärkung daraus, welche um ein Nam-

haftes weiter führte. Die Revolution, wie vordem die kirchliche Bewegung gethan, stiftete wieder einen weltbürgerlichen Zusammenhang der Völker, und warf, aus Einer Hand für Alle, ihr Netz über ganz Europa aus; also mußte man dem demokratischen Europäismus einen monarchischen entgegensetzen, und jede Einzelpolitik sich gefangen nehmen, um in einer europäischen aufzugehn.

Da die Furcht vor der Revolution nicht ausging, so wurde das Verhältniß ein permanentes. Napoleon selbst hatte nur für seine Feinde gearbeitet; so kolossal seine Oberherrschaft gewesen, so kolossal eben hinterließ er sie seinen Siegern und Erben. Sein Supremat ging vorüber, wie ein Interregnum; aber was er zurückließ, das war die Gewöhnung an eine unverschleierte europäische Diktatur, eine Nivellirung der historischen Elemente, welche dem Europäismus im Wege stunden, eine Einreihung nach Korporalschaften zu bequemerem Beizug der Kontingente, und endlich eine Herabstimmung des Willensvermögens in allen Regierungen, welche neben seiner titanischen Macht sich nicht groß fühlen konnten. Die Mittelstaaten hatten sich entwöhnt, in Fragen der größeren Politik eine selbständige Rolle anzusprechen, oder auch nur auf eine andere Allianz auszugehn, als die mit einer europäischen Macht. Es war eine konsequente Durchbildung des Hauptsatzes der neueren europäischen Politik: einen durchgehenden europäischen Einfluß einmal vorausgesetzt, muß der einzelne Staat entweder aktiv oder passiv diesem Einfluß angehören, und die Zulassung eines Ausschlusses oder einer Neutralität ohne Genehmigung würde eine Negation des Prinzips seyn.

Auf dieser Vergangenheit ruht unsere Gegenwart. Es hat sich Alles natürlich aus seinen Prämissen entwickelt; das System hat eine Nothwendigkeit in sich, an der man nicht mäkeln kann, so lange die Prämissen bestehen. Seit 1830 mag dieses System, ganz seiner Entwicklung aus dem Gegensatze gemäß, in Deutsch-

land und Italien wieder um einige Schritte vorgerückt seyn; es würde zu Nichts dienen, vor dem Anblick einer Thatsache die Augen schließen zu wollen. Und so sind denn allerdings die Vorschläge, welche die Schrift über die Pentarchie zu einer weitern Entwicklung macht, nicht ohne Anknüpfung an die Vergangenheit. Man mag eine Antipathie gegen dieselben haben, und seine Antipathie aussprechen; allein man würde ein sehr wenig sagendes Resultat erzielen, wenn man, anstatt von dem Standpunkte des Pentarchisten aus ihm in seine Folgerungen nachzugehn, ihm Nichts weiter auseinandersetzte, als daß man seine Tendenzen eben „nicht ausstehen könne". Recht gegen Recht: ein System, das sich selbst achtet, das sich Geist und Charakter zuschreibt, wird niemals einer Gegenmeinung die Diskussionsfreiheit abschneiden.

Wer eine Zukunft bauen will, muß zuvörderst die Stabilität der Gegenwart ins Auge fassen, welche ihr als Grundlage dienen soll. Auch der Pentarchist geht von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß die Großmächte selbst, welche jene Pentarchie bilden, auf einer abgeschlossenen Basis ruhen; daß sie auf lange hinaus bleiben werden, was sie jetzt sind; daß das Bewußtseyn ihres Systems, das Bedürfniß eines fortwährend erhaltenen Gleichgewichts unter sich selbst, und die gegenseitige Ueberwachung und Rivalität sie in dem gegebenen Verhältniß festbannen werde. Wer immer mit Bewußtseyn ein System verfolgt, der strebt einem Ideal nach. Das Ideal nun für ein stabiles Supremat europäischer Großmächte wäre ohne Zweifel dieses, daß jeder Staat, dem seine Macht einen solchen Rang anwiese, auch für sich allein und von innen heraus ein stabiler wäre; daß er ein in sich selbst abgeschlossenes natürliches Ganzes

ausmachte, und zwar ein Ganzes, das, durch eine innerliche Nothwendigkeit abgegränzt, jede Vergrößerung seines Kerns als einen moralischen Nachtheil ablehnen müßte, in diesem Kern selbst aber die dauernden Bedingungen zur Behauptung seines Ranges fände. Die pyrenäische Halbinsel, wenn von einer gleichartigen Bevölkerung erfüllt, und wenn mit der Macht versehen, welche einem wohlorganisirten Staate von dreißig Millionen Einwohnern in diesen Gränzen nicht abgehen könnte, würde ein solches natürliches Ganzes vorstellen. Eine große Nationalität, in einen Staat vereinigt, von Naturgränzen umgeben, das ist das Ideal einer Großmacht: die Bedingungen ihrer Dauer würden rein in ihr selbst ruhen, und so ewig seyn, als irgend Etwas auf Erden sich so nennen läßt. Ein Staat, der auf solche Weise konsolidirt ist, muß sich mit einem Selbstbewußtseyn stabil fühlen, daß er in allem denkbaren Wechsel europäischer Zustände ein unveränderlich und nothwendig konservativer Schwerpunkt seyn würde. Wo diese Bedingung abgeht, da werden für das Gleichgewicht der Großmächte unter sich immerhin unentwickelte Interessen übrig bleiben, welche die Grundbasis schwankend erhalten. Die fehlenden Naturgränzen, sofern nur der betreffende Staat eine große Nationalität in sich schließt, lassen sich etwa ersetzen durch Festungslinien; allein der nationale Staat müßte in diesem Falle keine Theile seiner Nationalität mehr außerhalb seiner Gränzen zu suchen haben, und das Bewußtseyn natürlicher Interessen so weit eingedrungen seyn, daß jede Nation die Gränzen ihrer Nationalität als ihre Pyrenäen ansähe. Künstliche Nationalitäten, oder neue, wie die Verschmelzungen nach der Völkerwanderung, schafft man heutzutage keine mehr: die historischen Furchen sind zu tief eingegraben; Anwüchse außerhalb eines nationalen Organismus aber sind nicht Vergrößerungen, sondern Höcker eines Staatskörpers.

In der möglichsten Annäherung an jene Bedingungen einer

innern und natürlichen Stabilität ist die einzige Garantie geboten, welche auf haltbare Weise für eine Zukunft des gegenseitigen Gleichgewichts einstehen könnte. Ein Blick auf die Karte Europa's zeigt, wie wenig man auch bei der jüngsten Konstruktion eines neuen Staatensystems diese natürlichen Interessen im Auge gehabt hat. England allein ist eine arrondirte Großmacht in dem Sinn eines natürlichen Systems. Daß Schottland mit England zusammen ein Königreich Großbritannien ausmacht, daß diesem wieder ein Königreich Irland angefügt ist, daß in den Gränzen Englands selbst eine Provinz Wales mit einer markirten Stammesverschiedenheit existirt, thut im Wesentlichen dabei keinen Eintrag. Die Gemeinschaft der englischen Schriftsprache und Literatur macht die Nationalität des Staates aus, und die feurigsten Reden O'Connel's zu Gunsten einer Abtrennung Irlands sind Komödien, so lange er sie in englischer Sprache hält. Frankreich seinerseits würde ein geschlossen nationaler Staat seyn, wenn es keine Provinzen hätte, welche deutsch reden, und wenn nicht andere Provinzen, welche französisch sprechen, außerhalb seiner Gränze lägen; anstatt Elsaß und Deutsch-Lothringen müßte es den wälschen Theil von Belgien, die französische Schweiz, und Savoyen im Besitz haben. Der Mangel an Schwerpunkt in dem Charakter dieser Nation ist übrigens jeder, auch der natürlichsten, Stabilität so sehr entgegen, daß sie jederzeit die letzte seyn wird, welcher die andern Großmächte ein gutwilliges Zugeständniß machen können. Oesterreich und Preußen ruhen beide auf der breiten Basis der deutschen Nationalität, deren Gesammtkraft jeder dieser Mächte, wo sie die Nationalinteressen vertreten, zur Seite gedacht werden muß. Betrachtet man sie außerhalb dieses moralischen Zusammenhangs, welcher übrigens eher in einer Verstärkung, als in einem Nachlaß begriffen ist, so kann man nicht übersehen, daß Preußen noch eine bessere Arrondirung wünschen muß, und daß Oesterreich für seinen Beruf, die deutschen Interessen der Donau

nach bis ans Meer zu vertreten, eines gesteigerten deutschen Elementes bedarf. Die Abtretung Schlesiens war in dieser Beziehung ein Verlust, der schwerer wog, als die Millionen Einwohner oder die Millionen Einkünfte, welche die ordinäre Statistik dabei abzählt. Was endlich Rußland betrifft, so ist sein Kern eine ganz massenhafte Nationalität, aber es ist kein abgeschlossener Kreis; denn so wie dieser Staat jetzt konstruirt steht, ist er entweder über die Gränzen seiner Nationalität bereits hinausgegangen, oder er hat sie noch nicht erreicht. Also auch hier, wie bei den andern Großmächten des Festlandes, keine stabile Geschlossenheit.

Die Basis im Allgemeinen ist wohl gegeben; es ist genug gethan der moralischen Ueberzeugung, daß es ein Deutschland, ein Frankreich, und ein Rußland geben wird in Europa, von welcher Art auch die Umwälzungen seyn möchten, welche über diesen Welttheil kommen könnten; denn diese großen Nationalitäten sind unzerstörbar, und eine wie die andere hat kolossale Beweise geliefert, welche Kräfte sie für ihre Nationalexistenz in Bewegung zu setzen vermag. Allein eine Gewährschaft für ein andauerndes Gleichgewicht unter den Großstaaten, welche diese Nationalitäten repräsentiren, ist damit nicht gegeben, aus dem einfachen Grunde, weil jedem derselben noch nothwendige Wünsche übrig gelassen sind, weil gerade in der Repräsentation ihrer Nationalitäten zwischen ihnen allen noch streitige Interessen obschweben, welche sie naturgemäß verfolgen müssen, und über welche eine natürliche Gränzberichtigung, die ihrer Pentarchie hätte vorangehen sollen, nicht erfolgt ist. Die moralische Oberherrschaft der fünf Mächte ist bedingt durch ihr Einverständniß; dieses Einverständniß aber, so fest das Interesse einer gemeinschaftlichen Herrschaft es zusammenhalten mag, ist nicht dadurch gewahrt, daß sie keine streitenden Interessen daneben hätten, sondern blos dadurch, daß sie dieselben ignoriren und unterordnen. Mit

andern Worten: die Pentarchie ist nur eine konventionelle Schöpfung; sie tritt immerhin blos als eine derzeitige Nothwendigkeit auf. Sobald eine der theilnehmenden Mächte durch eine innere Revolution aus der Reihe gerissen, oder durch irgend ein überwiegendes Motiv in den Fall gesetzt wird, ihre Spezialinteressen nicht mehr unterzuordnen, so ist das Gleichgewicht unter der Pentarchie selbst verrückt, und wir können eine Macht gegen vier, oder zwei gegen drei im Kriegszustande sehen. Der Fall hat sich angenähert, und die trennenden Spezialinteressen haben sich geltend gemacht, so oft die Hauptbedingung der Einigkeit, der Gegensatz des revolutionären Elementes, an Kraft nachließ. Nun denke man sich einmal diesen Gegensatz, nämlich die revolutionären Kräfte, ganz hinweg: wie lange würde die Pentarchie ein geschlossener Phalanx bleiben?

Man mag lächeln über die Aussicht auf eine solche Meinungsrevolution, aber wir gehen ihr in der That mit starken Schritten entgegen. Die Industrie- und Handelsmacht der neuern Zeit, so mächtig sie für die Geltung des Bürgers wirkt, und als eine Grundsäule gesetzlicher Freiheit die populären Tendenzen stützt, ist auf der andern Seite, aller gewaltsamen oder nur turbulenten Zerstörung entgegen, zugleich ein wesentlich konservatives Element geworden, konservativer, als ein Adel, der keinen Grundbesitz mehr repräsentirt, und hat sich in dieser Stellung fühlen gelernt. Der europäische Liberalismus, dieses grau gewordene Schreckbild aller Staatsmänner, welche neu aufgekommene Kräfte nur abzulehnen, aber nicht zu beherrschen verstehen, ist auf dem Wege, sich von seiner weltbürgerlichen Zerflossenheit zu bekehren, und, anstatt des Götzendienstes der papiernen Illusionen, sich in dem wirklichen Leben und auf dem festen Boden der Nationalinteressen niederzulassen; — ein Ziel, bei dem er höchst wahrscheinlich bereits angelangt seyn würde, wenn nicht eine verkehrte Politik ihn in einem Uebergangszustande, worin

man ihm die Erfahrung abschnitt, — in einer Sackgasse, welche ihn das Verfassungswesen als einen Zweck anstatt als ein Mittel ansehen ließ, auf die unnatürlichste Weise festgehalten hätte. In der Richtung der Nationalinteressen aber trifft die öffentliche Meinung der großen Nationalitäten zusammen mit derjenigen Politik ihrer Regierungen, welche in dem Verhältniß zur Pentarchie nur eine Seitenpolitik war, und welche dann in den Beruf tritt, eine Hauptpolitik zu werden. Nach einem solchen Umschwung der Geister wird man sich dann auch nicht mehr gespenstischer Weise zu ängstigen haben vor den Kräften, welche die neuere Zeit aus ihren politischen Dampfmaschinen, der Presse und der Rednerbühne, entwickelt hat, sondern man wird diese mächtigen Hebel als nationale Kräfte zu gebrauchen verstehen. Der ideologische Europäismus der Revolution hat den praktischen Europäismus des Widerstandes provozirt; die Umkehr des Gegensatzes zur Nationalität wird auch die Pentarchie auf eine andere Basis stellen.

Wenn man die Entwicklungsgeschichte der Pentarchie zu Rathe zieht, so wird man mehrfache Beziehungen, in welcher sie die Erwartungen der Konservativen getäuscht hat, in einem ganz andern Lichte sehen. Von dem Augenblick an, wo sie sich als Wahrungsmacht des Bestehenden, als Repräsentation eines erhaltenden Prinzips in Europa aufzufassen anfing, hätte sie, sollte man denken, im echt konservativen Sinn vor Allem die historischen Anhaltspunkte aufsuchen, und auf dieser, nicht auf einer willkührlichen, Unterlage ihr System aufbauen müssen. Bekanntlich geschah das Gegentheil. Der Wiener Kongreß verfuhr in derselben Weise nivellirend, wie im Namen eines andern Prinzips

die Revolution und Napoleon nivellirt hatten; man konstruirte so glattweg, als ob die Geschichte des Welttheils so eben mit einem leeren Blatte von vornen anfange, und mit der Landkarte auch das lebendige Europa erst darauf warte, ein Kolorit zu bekommen. Das Prinzip der Legitimität, so wie es aufgefaßt ward, nämlich als die Setzung eines Normaljahres, dessen Status quo einzuhalten sey, konnte den Ansprüchen an eine historische Basis wenig genügen, da dieses Prinzip selbst nur von heute bis gestern zurückging, und, wie Napoleon, erst wünschen mußte, sein eigener Enkel zu sein. Ohne eine historische Basis aber wird jede konservative Richtung nur etwas Halbes seyn, da sie in Ermanglung derselben ganz ebenso, wie das revolutionäre Element, als willkührlich motivirt erscheint, und dem Reize der Neuerung nicht die Macht einer alten Gewohnheit entgegen zu setzen vermag.

Die historische Schule, als ein natürlicher Gegensatz, stellt der Revolution einen geistigen Haltpunkt gegenüber, der auch in der Volksmeinung seine Wurzeln hat, und gewinnt daraus ein Selbstbewußtseyn und eine Stärke, welche ihr erlauben, die Entwicklungen der Zeit in sich aufzunehmen, anstatt sie von sich zu stoßen, und auf diese Weise den Fortschritt zu reguliren, indem sie ihn an das Historische anknüpft und in ihrer eigenen Selbstverjüngung zugleich die Revolution absorbirt. Eine blos konventionelle Stabilität dagegen setzt sich dem revolutionären Element gewissermaßen auf gleichem Fuß gegenüber, so daß nur das Verhältniß der Macht eine Entscheidung gibt, und wird dadurch gar leicht verführt, für die Unvollkommenheit des Prinzips in einem unfruchtbaren Eigensinn der Negation Ersatz zu suchen; — der gleiche Erfahrungssatz wieder, den man schon längst im Einzelnen ausgesprochen hat, wenn man zu sagen pflegt, daß eine alte Dynastie eher, als eine neue, sich einer revolutionären Woge anvertrauen und dieselbe als Schwellung benützen könne. Die

Vortheile der ersteren Stellung sind einleuchtend: Großbritannien, mitsammt dem Ballast, der sein historisches Kernleben mit auf dem Staatsschiffe nachschleppt, ist in stürmischen Momenten oft genug um diese wahre und natürliche Stabilität beneidet worden. Der Pentarchie als einem Ganzen geht diese Stellung ab. Sie hat in der Zeit, wo sie schöpferisch auftrat, sich eine andere Inspiration gegeben, und ist von den Konsequenzen derselben nicht mehr losgekommen. Manche haben Dies der Persönlichkeit der Staatsmänner, welche dabei thätig waren, als Mißgriff zurechnen wollen; die Wahrheit ist, daß die Macht der Verhältnisse überwog. Die Pentarchie könnte noch heute, wenn sie Europa neu zu konstruiren hätte, nicht im Sinn der historischen Schule verfahren; — es wäre denn, daß sie die Reform des europäischen Systems bei sich selbst beginnen wollte.

Als alte Monarchien, in dem Sinne, daß ihr Daseyn längst mit einer europäischen Gewohnheit verwachsen, und ein Wegdenken desselben dem Gefühl anstößig ist, müssen die fünf Großmächte fast in gleichem Grade erscheinen, und von diesem Standpunkt aus würde einer historisch gesinnten Politik derselben Nichts im Wege stehn. Allein in ihrer Konstruktion nach innen sind die fünf Großstaaten wesentlich ungleichartig, und auch ihr System nach außen, dem Gedanken der europäischen Revolution gegenüber, hat sich einer ungleichartigen Inspiration nicht entziehen können. Großbritannien und Oesterreich, das eine mit, das andere ohne Parlament, stützen sich auf historische Elemente und wissen dieselben zu pflegen; Frankreich aber, und Rußland und Preußen, welche ihm darin gleich stehen, sind Staaten, welche nivellirt haben. In Großbritannien, dem Typus des historisch konstruirten Staates, machen die Rechte Aller, zusammengetragen, den Staat aus, und schützen ihn auch; in den nivellirten Staaten dagegen hat man damit angefangen, Alles vor der Allmacht einer Staatsgewalt niederzuwerfen, und wenn

dann der Liberalismus hinzutritt, so pfropft er dieser künstlichen Omnipotenz eben so künstliche Beschränkungen auf, deren Addition in eine papierene Verfassung eingetragen wird. Aus Rußland könnte man auf diese Art mit einem Federstrich einen konstitutionellen Staat machen, und es würde eine Schöpfung auf dem Papier seyn, wie die andern auch; Großbritannien aber, wenn es sich nicht vollständig zersetzte und in Atome auflöste, kann eben so wenig absolutistisch werden, als revolutionär.

In der Pentarchie behielt sonach, mit 3 gegen 2, oder, wenn man will, mit 3½ gegen 1½, die nivellirende Ansicht die Oberhand: der Regulator in dem politischen Uhrwerk Europa's sollte reguliren, aber nicht selbst regulirt seyn. In der Praxis lebte man sich um so leichter in diese Tendenz hinein, als man sich nicht verhehlen konnte, daß die Oberherrschaft der fünf Mächte selbst, obwohl erklärter Maßen von erhaltender Natur, mit dem historisch-konservativen Prinzip nicht streng zu Recht bestehe. Die Pentarchie hatte sich faktisch konstituirt; in dem Völkerrecht aber, das sich auf dem Papier konservirt hatte, war noch die Fiktion aufbehalten, welche die Staaten ohne Unterschied der Größe für gleich berechtigt und für gleich unabhängig ausgibt. Aus solchen Widersprüchen konnte kein wahrhaft konservatives System hervorgehen. Die Pentarchie hat geleistet, was ihr möglich war: sie hat einen jeweiligen Status quo unter vorkommenden Anfechtungen auf unbestimmte Zeit zu verlängern vermocht, aber sie hat dem Welttheil keine andern Bedingungen einer stabilen Zukunft gegeben, als eine todte vis inertiae, überwacht von der vorausgesetzten Fortdauer eines Gleichgewichts unter Denen, welchen allein eine aktive Rolle zustehen soll.

Man hat so oft gesagt, die Pentarchie diene dem „monarchischen Prinzip", daß der Satz fast zu einem Glaubensartikel geworden ist; aber dieser Glaubensartikel ist nur mit Einschränkungen wahr. Man könnte umgekehrt sagen, das „monarchische Prinzip" diene der Pentarchie, und es würde ebenfalls nur unter Bedingungen wahr seyn. Unterscheiden wir. Daß die fünf Großmächte monarchische Staaten sind, ist eine blos zufällige Eigenschaft der Pentarchie; man könnte sie hinweg denken, ohne daß darum die Pentarchie aufzuhören brauchte. Venedig und Holland haben einst ihre Stelle in dem europäischen Allianzwesen eingenommen, gerade wie wenn sie erbliche Monarchien gewesen wären; die französische Republik trat bei jedem Friedenstraktat mit den andern Mächten in das gemeinschaftliche Supremat ein, und das Verhältniß hätte eine Stabilität erlangen mögen, wenn sie selbst eine erlangt hätte; die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wenn ihr Unionsgebiet in Europa läge, könnten unbesehen, und müßten sogar, in die Familie der Großmächte aufgenommen werden, sofern das Supremat nicht schwanken sollte; das heutige Frankreich endlich befindet sich unbeschrieen und ohne Anstoß mit in der Pentarchie, obwohl ein Prätendent mit den Ansprüchen der Legitimität vorhanden ist, und es würde sich höchst wahrscheinlicher Weise eben so gut darin befinden, wenn Ludwig-Philipp auch blos unter dem Namen eines lebenslänglichen Konsuls die Regierung angetreten hätte. Mit andern Worten: die Theilnahme an der Pentarchie erfordert Nichts, als den Besitzstand einer Macht, deren die Andern nicht entbehren könnten, ohne ihre Oberherrschaft zu schwächen, und die Voraussetzung einer gewissen Stabilität sowohl in der Behauptung dieser Macht, als in dem Interesse, sie als Aktie in das Gesellschaftskapital der Großmächte einzuschießen. Ein neuer Cromwell in England z. B. würde allen diesen Anforderungen Genüge leisten, und man würde seiner nicht entbehreu können, weil Englands nicht.

Gegen die Umwälzungen eines Großstaates selbst hat die Pentarchie nur zweifelhafte Mittel, weil in dem Augenblick, wo dadurch der europäische Schwerpunkt verrückt würde, die Mittelstaaten in einen andern Rang treten, und der ganze Knäuel streitiger Interessen, die man nicht beseitigt, sondern blos gebunden hat, sich auseinander zu wickeln beginnt. Die mehr oder minder allgemeine Besorgniß vor einer solchen Katastrophe ist das konservative Element der Pentarchie. Es ist ein äußerliches, und führt, wenn einmal fertige und schwer zu ändernde Thatsachen in revolutionärem Sinn vorliegen, zur Transaktion mit denselben. Aus diesem Grund kann man auch die blose Erhaltung des Status quo sich nur annähernd zur Aufgabe machen. Das monarchische Prinzip ist nicht gegen alle Revolutionen geschützt worden; wo es aber den Schutz empfing, da hat es auch die Gegenleistung des Schutzes, die Vorschrift sogenannter „Rücksichten", sich müssen gefallen lassen. In den großen Staaten verstärkte es sich durch die Pentarchie, weil eine Geltung nach außen immer die nach innen erhöht; in den kleinen Staaten verlor es in der Gegenwirkung an seinem Nimbus.

Kein Zweifel, daß das erstrebte Monopol der Großmächte in Genehmigung von Krieg oder Frieden eine Wohlthat für Europa ist. Die Politik ist staatsmännisch im Interesse der großen Nationalitäten geworden: die zivilisirte Welt wird keine Kriege mehr sehen, die durch ein schiefes Fenster an einem Lustschlosse zum Ausbruch, oder durch ein Paar Damen-Handschuhe und ein verschüttetes Glas Wasser zum Stillstand gebracht werden. Der Staatsgedanke hat auch die absolutesten Könige unterjocht. Die Diplomatie ficht ihre Schlachten in stillen Kabinetten aus, und man läßt die Geister kämpfen, bevor man an die Fäuste appellirt. Dies Alles ist eine unschätzbare Eroberung der Zivilisation, und in Deutschland am wenigsten darf man außer Acht lassen, daß es die Pentarchie war, aus deren Händen man eine solche Weltver-

besserung in Empfang nahm. Die Volksmeinung selbst wird die Pentarchie nicht weg, aber sie wird sie anders wünschen. Denn, um die Wahrheit ganz zu sagen, inmitten dieser Friedensbilder steht Europa bis an die Zähne bewaffnet; der Schutz des Friedens verlangt Opfer, welche sonst für einen Vertilgungskrieg hinreichten; die außerordentliche Anspannung der Kräfte ist zu einer ordentlichen geworden, und läßt für einen Kriegsfall kaum eine Steigerung übrig, als eine fieberhafte. Die Großstaaten, welche auf diese Weise angestrengt werden, haben ihren Preis dafür in europäischem Einfluß und europäischer Geltung; die kleinen Staaten haben ihren Theil wenigstens an der Anstrengung.

Es muß vorausgesetzt werden, daß dieser friedliche Kriegszustand wohlmotivirt und unerläßlich ist; aber dieser Zustand ist die Kritik eines Systems. Mit einem andern Ausgangspunkt würde man bei einem andern Ziel ankommen: es gibt eine konservative Macht, welche nicht auf Bajonettspitzen getragen wird. Wären sämmtliche Großstaaten in der Art, wie der britische, in sich fertig und abgerundet, in den Naturgränzen ihrer Nationalität abgeschlossen, von innen heraus zur Stabilität berufen, so würde ihr Gleichgewicht, und damit das europäische, auf einer natürlichen Basis ruhen, welche des gekünstelt Konservativen entbehren könnte, wie die Pyrenäen der Festungen. Die Rollen für das europäische Staatensystem wären damit ausgetheilt. Die großen Nationalitäten, mit der ruhigen Sicherheit des Kraftbewußtseyns, würden sich im Auge behalten, ohne sich ängstlich zu messen; die europäische Ansteckungskraft irgend einer politischen Theorie, anstatt sich auf einem nivellirten Boden auszubreiten, würde an dem eigenthümlich entwickelten Volksleben jeder Nationalität wie an einer chinesischen Mauer anstoßen; die flache Kopirsucht und die flachen Mittel dagegen hätten mitsammen ein Ende, und es würde lächerlich seyn, von republikanischen und

monarchischen, von konstitutionellen und nicht-konstitutionellen Mächten zu sprechen, als ob irgendwelche innere Regierungsform die Interessen eines Staats nach außen anders machte. Die großen Nationalitäten, in Folge ihrer europäischen Stellung, wären auf eine gewisse Zentralisation angewiesen, und würden aus einem einheimischen Mittelpunkt, statt aus einem fremden, den Pulsschlag ihrer öffentlichen Meinung empfangen; den kleinen Staaten aber, in dem natürlichen Beruf, den man ihnen bisher verkümmerte, fiele die Behaglichkeit der kleinen Individualitäten, die Emanzipation von Anstrengungen ohne Lohn, die Bewegungsfreiheit in ihren vier Pfählen, und der Anspruch auf patriarchalisch einfache Verhältnisse zu.

Spreche man nicht von Utopien; eine theoretische Auffassung muß vorher da seyn, ehe sie irgendwo in die Praxis einschlüpfen kann, und wenn ein Ziel unerreichbar ist, so kann man sich demselben annähern. So lange man nicht eine Gränzberichtigung der natürlichen Interessen einleitet, so lange wird die Vermittlung der Gegensätze und die Entwaffnung des Kriegszustandes ein Utopien seyn.

Man braucht kein Zeichendeuter zu seyn, um zu weissagen, daß die Mittelstaaten, welche in den Fugen der Pentarchie eingeklemmt sind, eine passende Gelegenheit suchen werden, um sich der Unbehaglichkeiten einer „bedingten" Selbständigkeit zu entschlagen, so weit es möglich ist. Könnten sie sich des revolutionären Elementes dabei als einer Hilfsmacht bedienen, so wäre die Stellung der Pentarchie, der Revolution gegenüber, einer belagerten Festung zu vergleichen, in welcher man der Bürgerschaft und einem Theil der Besatzung nicht trauen dürfte. Eine derartige Wendung der

Zustände würde die Pentarchie bedrohen; eine Reaktion dagegen die Mittelstaaten mit einem Theilungssystem.

Um dem einen wie dem andern Extrem eine bessere Stabilität entgegenzustemmen, sucht der Pentarchist ein Gravitationssystem der Staaten, welche keine Großmächte sind, und findet dasselbe in der Bildung von fünf Assoziationen, deren jede sich mit einem speziellen Großstaate als ihrer Schutzmacht in Verbindung zu setzen hätte. Die Schutzmacht jeder Assoziation müßte derjenige Großstaat seyn, welcher ein natürliches Interesse hätte, die „möglichst" freie Unabhängigkeit der assoziirten Staaten zu erhalten oder vorwärts zu bringen, und zwar in dem wohlverstandenen Sinne, daß dadurch allein das Gleichgewicht unter den fünf Hauptmächten zu konserviren sey. Die Austheilung entwickelt sich in der Art, daß die skandinavische Kombination ihre Schutzmacht an Preußen, die pyrenäische Halbinsel an Oesterreich, die „europäische Zentralassoziation" (Deutschland ohne Preußen und Oesterreich) an Rußland, der italienische Komplex an England, und die Türkei endlich die ihrige an Frankreich haben würde. Mit Deutschland ist Belgien, Holland, und die Schweiz, mit der Türkei Griechenland zusammengedacht. Eine freie Erwählung der Schutzmacht von Seiten der Assoziationen ist vorausgesetzt; deßgleichen eine moralische Unmöglichkeit, daß die Wahl mehrerer Assoziationen in einer Schutzmacht zusammentreffen, oder überhaupt eben anders, als nach jenem Schema, ausfallen könnte.

Dies das System einer nächsten Fortgestaltung, welcher das europäische Staatensystem unter der Pentarchie entgegenleben soll. Es streift in vielen Punkten an natürliche Bedingungen an, welche man nicht verkennen kann. Das instinktartige Hinneigen der gleichartig situirten Staaten zu einer ausschließenden Assoziation hat sich schon öfter geregt; Holland und die Schweiz sind durch demüthigende Erfahrungen in ihrer Isolirtheit belehrt

worden, was sie an der Gemeinschaft einer großen Nationalität verloren haben; die skandinavische Kombination endlich wird bei der ersten Krisis das Augenmerk Preußens seyn müssen, aus dem einfachen Grunde, weil das Interesse des Seegebiets zwischen ihnen sie aneinander knüpft.

Von der andern Seite drängt sich eine Masse von Einwendungen zusammen, nicht so sehr gegen die Kombinationen der Staatenvereine, als gegen die der Schutzmächte. Für eine Schutzmacht noch mehr, als für ein wahres Gleichgewicht der Pentarchie, wird als erste aller Eigenschaften die erfordert, daß die betreffende Macht selbst ein fertiger Staat sey; ein Staat, der Nichts mehr zu erobern hat, um seinen eigenen, und Nichts mehr herauszugeben, um den natürlichen Ansprüchen der Andern zu genügen. Man wird, so oft man eine Zukunft bauen will, immer und ewig auf diesen Mangel an Stabilität bei den Großmächten selbst zurückgeführt werden. Bei einer Schutzmacht sucht man die Macht, welche allein den Schutz gewähren kann; diese Macht ist dem Mißbrauch unterworfen; wer nicht blos eine verzweifelte Wahl zu treffen hat, wird immerhin derjenigen Schutzmacht den Vorzug geben, welche ein sattes Staatsganzes für sich, und deßhalb aus innerem Berufe konservativ ist. England, welches allein ein fertiger Staat in jener Bedeutung ist, hat aus diesem Grunde zu allen Zeiten und auf allen Punkten des Kontinents die bereitwilligsten Allianzen gefunden, und in dem Kampfe gegen Napoleon die konstanteste unter den Hauptrollen gespielt. Was Rußland betrifft, so hat es gerade in seinen wechselnden Verhältnissen zu Napoleon erwiesen, wie wenig es von innen heraus konservativ ist. Die Beweglichkeit seiner Politik kann fast mit demselben Rechte, wie die Neuerungssucht der Franzosen, als die „Unruhe“ im europäischen Uhrwerk bezeichnet werden, und die Geschichte erzählt wenig Glückliches von den Staaten, welchen es einmal eine „Schutzmacht“ geworden war. Schon aus dieser

Rücksicht möchte, den Zusammentritt jener Assoziationen und eine Wahlfreiheit derselben vorausgedacht, die Erwählung der Schutzmächte nicht eben nach der Berechnung des Pentarchisten ausfallen. Allein ein solcher Wahlakt selbst würde ja bereits einer Pallastrevolution auf den Thronstufen der Pentarchie nahe kommen, und die Sache wäre demnach eher so zu denken, daß die Pentarchie selbst etwa das Schutzrecht Europa's in jener Art unter sich austheilen wollte. Dieser letztern Annahme aber stünde wieder eine Masse von Gegengedanken im Wege, von welchen ganz vollkommen der eine zureicht, der auf der Hand liegt, nämlich daß von den vier andern Großmächten auch nicht eine einzige den Loostheil, welcher dabei Rußland zugedacht worden, zu einem russischen „Rheinbund" bestimmt sehen könnte, ohne das Schwert in die Wagschale zu werfen. Selbst Frankreich, dessen Politik sonst ihre „Moden" hat, würde hier stabil werden, und ein Zustimmen oder Geschehenlassen von seiner Seite niemals, als etwa um den Preis der Rheingränze, denkbar seyn; allein dieser Preis wäre eine Selbstentmannung des russischen Schutzgedankens, womit sich das Verhältniß von selbst negirte, und die Kombination überhaupt nichts Geringeres, als eine Aufhebung der Pentarchie, während doch ausdrücklich nur von Schutzmächten innerhalb der Pentarchie und mit dem Gegengewichte der vier übrigen Großstaaten die Rede seyn soll.

Der ganze Plan mit diesen Schutzmächten hinkt, wo er den Fuß aufsetzt. Es ist allerdings wahr, daß der künstliche Zusammenhang der europäischen Politik über die Trennung der Raumverhältnisse eine Brücke geschlagen hat, und daß eine Schutzmacht nicht gerade eine unmittelbar benachbarte zu seyn braucht, so lange nur mit Demonstrationen gekämpft wird, und statt einer militärischen Mission die diplomatische ausreicht. Aber über diese Gränze hinaus hat jener konventionelle Zustand ein Ende, und der Umsturz des Schachbrettes wirft auch die bestangelegte Spiel-

partie über den Haufen. Und diese „äußersten Fälle" eben sind es, welche bei der Kombination von Schutzverhältnissen zuvörderst in Berechnung kommen müssen; denn nur die Annäherung äußerster Fälle wird das Eingehen eines Verhältnisses zu motiviren vermögen, in welchem immerhin, wie in den Zeiten des ältern Faustrechts, der Schutzbegehrende sein Allod hingibt, um es als Lehen wieder zu empfangen. Die Erfahrungen der Geschichte sprechen zu deutlich hierüber, um mißverstanden zu werden. Es ist schön und löblich gedacht, wenn man eine Reihe von unschuldigen Schutzbefohlenheiten auf den Grundsatz bauen will, daß je diejenige Großmacht, welche am wenigsten Interesse habe, einen gegebenen Staatskomplex zu influiren oder zu beeinträchtigen, zu dessen Schutzmacht berufen sey; mit der Beweisführung für ein dergestalt mangelndes Interesse ist jedoch nur eine Seite des Gegenstandes ins Licht gesetzt. Die andere Seite ist unglücklicher Weise die, daß in dieser verderbten Welt ein Interesse des Nützens mit einem Interesse des Schadens zusammenzuhängen pflegt, welches vorerst abzufinden war, und daß, entsprechend diesem Verhältniß, die Schutzbedürftigen, als in einem Nothstand begriffen, sich in der Regel Dem in die Arme werfen müssen, welcher ihnen zunächst wehthun kann oder es bereits gethan hat. Laedere qui potuit, aliquando prodesse valebit: das ist der vorwiegende Gedanke aller Schutzverhältnisse. Die polnische Republik, als ein erklärt schutzbedürftiges Ganzes, pflegte in dieser Richtung ihre Allianzen zu überkommen; in der Türkei beruht noch heutzutage das vorherrschende Vertrauen zu einem russischen Schutze auf dem einfachen Umstande, daß Rußland ihr am meisten wehe gethan. *) Was außerhalb dieser Wechsel-

*) Ein französischer Schriftsteller, Felix von Beaujour, hat schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Verhältnisse in Konstantinopel aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt. „Der Türke" — sagt er in

wirkung von Schaden und Nutzen läge, das wäre die baare Gleichgültigkeit, und die Gleichgültigkeit bringt keine Opfer dar. Die „europäische Zentralassoziation" würde demnach die Schattenseite des Schutzverhältnisses ergänzen müssen, um die Lichtseite motivirt zu finden, und auch die erste Seite der Beweisführung des Pentarchisten erweist sich damit als eine blos halbwahre; denn wenn Rußland kein Interesse hätte, die europäische Zentralassoziation unter seinen Einfluß gefangen zu nehmen, so würde es dieses Interesse bekommen von dem Augenblick an, wo es deren erklärte Schutzmacht wäre.

Was endlich bei den Kombinationen des Pentarchisten ganz außer Acht gelassen ist, das ist die immer mehr hervortretende Zeitrichtung, welche aus Handelsinteressen und aus industriellem Verkehr die Konjunkturen bildet, in denen man sich anzieht oder sich abstößt, sich lieben oder sich hassen lernt. So wichtig in jedem nächsten europäischen Kriege die Volksgesinnungen seyn werden, so wichtig ist der Gedankenkreis der Handelsinteressen für die Zukunft einer politischen Allianz. Der Handelskonsul fängt nachgerade an, in Repräsentation der Nationalinteressen dem Hofgesandten den Rang abzulaufen, und die Sympathie der Völker, wo nicht der Staaten, zieht sich den Wegen des Handels nach; es wird eine Zeit nachfolgen, wo die Allianz im Frieden, nämlich eine Handelsbefreundung, der Allianz für den Krieg als Bedingung vorangehn, und die Politik es ideologisch finden wird, von Völkern oder Staaten als „befreundet"

---

seinem Werke über den Handel Griechenlands — „wird nur durch zwei Hebel regiert: durch Eigennutz und durch Furcht. Derzeit regieren über die stolzen Osmanen die russischen Rathschläge; es scheint, von allen Völkern Europa's haben die Russen allein den Weg zu ihrem Herzen gefunden, und zwar aus dem Grunde, weil sie ihn mit dem Säbel in der Faust gesucht haben."

zu sprechen, während eine Mauthsperre ihre Interessen entzwei schneidet. In welchen Beziehungen Rußland in dieser Hinsicht mit Deutschland steht, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wo es mit den deutschen Handelsinteressen zusammengränzt, hat es sich aufs gründlichste mit denselben verfeindet, und die Rückwirkung davon auf Volksgesinnungen ist nicht ausgeblieben; daß aber eine „europäische Zentralassoziation" im Sinne des Pentarchisten ein todtgebornes Kindlein seyn würde, wenn nicht die Volksgesinnung den Regierungen zur Seite stünde, ergibt sich beim Hinblick auf die moralische Bedeutung zweier deutscher Großmächte von selber. Für den flachen Liberalismus könnte möglicher Weise der Gedanke des russischen Pentarchisten ein verführerischer seyn; von der natürlichen Grundlage eines europäischen Staatensystems aber, von der Zentripetalkraft der Nationalitäten, von der Zeitrichtung, welche sich als Macht fühlt und der die Zukunft gehört, ist er zu weit entlegen, um sich jemals als fruchtbar zu erweisen.

Höchst wahrscheinlich, daß man mir einwenden wird, ich hätte den Pentarchisten mißverstanden; ich fürchte, ihn nur allzurichtig verstanden zu haben. Die Kombination eines Vereins der deutschen Mittelstaaten unter dem Protektorat Rußlands kann nur dann als lebensfähig gedacht werden, wenn Oesterreich durch Verwicklung in eine orientalische Krisis ausgesperrt wäre, und das nur in seiner Eroberungslust konstante Frankreich sich in der seit lange gepredigten Allianz mit Rußland befände; die Rolle aber, welche dabei jener „europäischen Zentralassoziation" zugedacht wäre, würde die des Gimpels im Käfig seyn.

Als das „Herz Europa's", als ein Land voll kriegerischer Kraft und unerschöpflich an Hilfsquellen, hat Deutschland von jeher die Ehre gehabt, daß man von allen Seiten herbeikam, um sich um seine Gunst, um seine Ausbeutung, oder um seine Beherrschung zu bewerben. *) Von jenem Cäsar an, der durch seine deutschen Truppen bei Pharsalus die Weltherrschaft errang,

---

*) Der alte Sebastian Münster, in seiner „Kosmographey", hat einen gar treuherzigen Ausdruck für dieses Verhältniß, wo er von dem alten Deutschland spricht, „das die Römer so viel jar gestürmpt haben an allen orten auff dem Rheinstrom, auff der Thonaw, vnd im Niderlandt am Meere, ja auch stett wider sie gebawen haben von Constentz biß gen Cöln, vnd mit Reysigen vnd andern besetzt, Graffen, Hertzogen, vnd Hauptleut drey n verordnet, die nimmer feyren sollten gegen den Teutschen: so begierig sind sie des Teutschlands gewesen". In den Zuständen seines Zeitalters (erste Hälfte des 16. Jahrhunders) und in seinem behaglichen Nationalstolz mußte ihm die letztere Vorstellung geläufiger seyn, als die andere, daß etwa die Deutschen nach dem Römerland begierig gewesen wären. Spielte sich doch sein Nationalgefühl sogar auf die beigefügte Landkarte über, der er die Inschrift gab: „Teutschlandt, von Gottes gnaden ein Stul des Römischen Reiches, ein Schul aller guten Künsten vnd Handtwercren, ein Vrsprung vieler newen künst, ein Mutter vieler streitbaren Helden, hoher, weiser, gelehrter Leut, ein reiner Tempel wahrhaffter Gottesforcht vnd aller Tugendt." Und dann im Text wieder: „Die Bühel bringen vns, was vns lieb ist, wir haben hübsch vnd lustige Wäld, vberfluß an Frucht, weinträgige Berg, groß und klein fließende Wasser, die das Erdtreich begießen, lustige, wolschmekende, vnd gesunde Brunnen, viel Quellen heißes Wassers, viel Saltzgruben vnd Brunnen, mehr Ertzgruben, denn kein Landt umb uns gelegen; ich geschweig hie, wie zierlich das Teutschlandt mit großen und kleinen stetten, Märkten, Castellen, Dörffern, vnd Schlößern erbawen ist." Auf der andern Seite trifft Dies wieder mit jener Aeußerung eines Napoleonischen Marschalls zusammen: „Mon cher général, il n'y a pas de pays pour y faire la guerre, comme l'Allemagne!"

ward die Kaiserreihe fortgezählt bis auf die deutschen Herrscher, denen die Majestät des römischen Namens als Erbe zufiel. So lange Deutschland ein Ganzes war, befand sich auch die Macht bei diesem Rang. Creatores regum hießen und waren die deutschen Kaiser; fremde Herzoge supplizirten vor ihrem Thron, um sich den Herzogshut in eine Königskrone verwandeln zu lassen, und noch Friedrich III. stund hoch genug, um Karl den Kühnen von Burgund mit dieser Bitte vor sich zu sehen und sie ihm abzuschlagen. Wer sich des Höchsten vermaß unter den Königen Europa's, der strebte der deutschen Kaiserwürde nach. Franz I. von Frankreich, Karl von Spanien, Gustav Adolf von Schweden, minder glänzende Namen ungerechnet, begehrten von Thronen hinauf nach dem deutschen Reichsapfel, der die Weltherrschaft bedeutete; ein Pabst sogar, Bonifazius VIII., soll sich mit dem Gedanken getragen haben, auch noch Kaiser zu werden.*)

Als die kirchliche Spaltung der Nation die Majestät ihres Kaiserthums degradirt hatte, strebte man unter andern Formen nach der Macht eines Einflusses in Deutschland. Wer etwas Rechtes gelten wollte in Europa, der suchte durch deutsche Kräfte sich stark zu machen, und trat als Alliirter oder Protektor in der Rolle auf, welche man sonst als Kandidat um die Kaiserwahl zu spielen suchte. Die Soldaten und die Schlachtfelder gingen Niemanden aus in Deutschland. So zerstückelt der edle Körper war, so lebte doch selbst in dem Chaos der Bruchstücke eine Kraftnatur fort, welche unverwüstlich erschien, und nur einen Cäsar erwartete, um als militärische Größe hervorzutreten und pharsalische Schlachten zu kämpfen. Zwei Großmächte hatte die Nation zur Pentarchie gestellt; was übrig blieb, war Manns genug, um vereinigt eine dritte zu bilden. Napoleon war der letzte „Pro-

*) Crantzii Saxonia, I, 8, cap. 36. Cuspinian. in vita Alberti I.

tektor", welcher in fremdem Interesse diese Kräfte ausbeutete; — und seltsam genug, auch ihn wieder wandelte auf St. Helena der Gedanke an: „wenn ich Kaiser der Deutschen gewesen wäre......!?" *) Anjetzo sehen wir denn, nicht anders als natürlich, auch den Gedanken eines russischen Protektorats zum Vorschein kommen. Es ist eine Rolle, welche Rußland nachholt; nachdem in früheren Zeiten Italien, England, Spanien, Frankreich, und Schweden ihre Kandidaten gestellt, welche ein Stück deutschen Kaiserthums annehmlich fanden, so leuchtet ein, daß die Reihe noch nicht herum ist. Die Denkschrift von 1834, welche die deutschen Mittelstaaten influiren sollte, war gleichsam eine Gelegenheitsmacherin zu Antipathien gegen Oesterreich und Preußen; um einige Zeit später tauchten anregende Gerüchte auf, welche von Eintritt in den Deutschen Bund, von wegen Liefland und Kurland, munkelten; unser Pentarchist endlich spielt privatim einige Trümpfe weiter aus, und bietet gelegentlich auch dem Liberalismus einen Stich an.

Von der andern Seite wirft Frankreich zuweilen verlangende Blicke herüber: — es muß ein verführerischer Gedanke seyn, die deutschen Elemente einer sechsten Großmacht in Besitz nehmen zu wollen, wenn man die Bewerbung darum für offen ansieht. Zufälliger Weise jedoch ist dieses Protektorat bereits besetzt, und zwar handfest, indem die betreffenden Staaten das Geheimniß gefunden haben, sich selbst zu protegiren. „Kaiser von Deutschland", im Sinn der heutigen Gibellinen, ist derzeit der deutsche Zoll- und Münzverein, und es hat allen Anschein für

---

*) „Assurément, si le ciel m'eût fait naître prince allemand, au travers des nombreuses crises de nos jours, j'eusse gouverné infailliblement les trente millions d'Allemands réunis, et, pour ce que je crois connaître d'eux, je pense que s'ils m'eussent élu et proclamé, ils ne m'auraient jamais abandonné *et je ne serais pas ici!*"

sich, daß er immer breiter in diese Nationalaufgabe hineinwachsen wird. Seine nächste friedliche Eroberung dürfte ein Vereins-Postwesen seyn, und wenn jemals die Vertheidigung der gemeinschaftlichen Interessen es nöthig machte, so würde auch ein Vereins-Feldherr sich zur Hand finden. Demselben „Kaiser von Deutschland" ist es auch aufbehalten, die deutschen Niederlande und die deutsche Schweiz wieder an sich zu nehmen, und auf diese Weise die Bollwerke Deutschlands wieder aufzurichten, welche der Pentarchist vermißt, und deren Zerfall die Pentarchie nicht gehindert hat. Als „Schutzmacht" dabei steht unserm „Kaiser" eine neue öffentliche Meinung auf, welche ihm den Geist der Zeit zuwendet, welche den kosmopolitischen Liberalismus aus dem Sattel hebt, und welche die revolutionären Kräfte der Presse und der Rednerbühne als eigene Artillerie zu handhaben weiß; — eine Macht, deren Offiziere man allenthalben um Kopfeslänge aus der ordinären Menge herausragen sieht, wenn man ein Auge dafür hat. Und damit ist denn die Sache glücklicher Weise auch stark genug, um jeder „Schutzmacht" außerhalb der Nation sich entschlagen zu können.

Wenn man von den „kleinen Staaten" Deutschlands spricht, so darf man keinen allzuschweren Akzent auf das klein legen, aus dem einfachen Grunde, weil sie auf der Unterlage einer großen Nationalität ruhen, und sich dieser Stellung bewußt sind. Wo eine solche Unterlage fehlt, da fallen allerdings die „kleinen Staaten" täglich leichter ins Gewicht. Dem kleinen Dänemark z. B., mit einer Nationalität von blos

1,200,000 Seelen *), wird es nicht mehr in den Sinn kommen, eine Rolle spielen zu wollen, wie es sie im dreißigjährigen Kriege, auch damals über seine Kräfte, noch aufzuführen versuchte; der Anspruch nach außen fällt von selbst weg, wenn man für sich selbst nur noch nothdürftig den Bedingungen genügen kann, welche die heutige Welt an einen Staat macht.

Solchen unzureichenden Gesammtheiten ist es denn wohl gerathen, sich für die Wechselfälle einer europäischen Krisis bei Zeiten nach einer Schutzmacht umzusehen, und die eine Hälfte ihrer papiernen Unabhängigkeit hinzugeben, um damit eine tolerirte andere Hälfte zu fristen. Wenn einmal Europa nach natürlichen Bestandtheilen regulirt wird, so wird die dänische Sprache ein Volksdialekt, mit einer deutschen Schriftsprache über sich, und Kopenhagen ein deutscher Seehafen werden. Holland und die Schweiz, so lange sie sich nicht als gesunde Provinzialitäten begreifen, sondern das Scheinleben ihrer imaginären Nationalität fortsetzen wollen, befinden sich um Nichts besser daran; sie werden in ihrem Zwischenzustande noch alle die Demüthigungen zu kosten haben, mit denen ein massenhaft vorschreitendes Jahrhundert die kleinen Nationalitäten deprimirt. Was Holland betrifft, so laborirt es, wie der Frosch in der Fabel, bereits sichtlich an den Folgen der Anspannung, welche einen blosen Provinzialberuf zu den

---

*) Das Königreich Dänemark zählt in Europa eine Einwohnerschaft von 2,098,961, wovon 697,855 auf die dänischen Inseln, 525,952 auf Jütland, 338,192 auf Schleswig, 436,000 auf Holstein, 38,000 auf Lauenburg, 6,928 auf die Faröer, und 56,034 auf Island kommen. Die Nationalverschiedenheit in diesem kleinen Komplex war 1827 vertheilt wie folgt: Dänen — 1,209,531; Deutsche — 648,000; Friesen und Angeln — 70,000; Normannen — 55,000; Juden — 6,300. Die außereuropäischen Besitzungen (Grönland, westindische Inseln, Tranquebar, und Guinea) fügen dieser Bevölkerung nicht weiter als noch 79,000 Köpfe hinzu.

Machtbedingungen einer großen Nationalität aufblasen sollte; es wird resigniren lernen, oder die Wehen durchmachen, auf welche das Zerplatzen folgt. Die Schweiz ihrerseits hat sich schon seit 1797 darein gefunden, in ihren Verhältnissen als Ganzes Nichts werden zu können und Nichts seyn zu wollen, als was man ihr vorgeschrieben oder wenigstens erlaubt hat; sie spricht keine Lebensthätigkeit in dem europäischen Staatensystem an, sondern blos, daß man sie gehen lasse, nämlich eine geschenkte „ewige Neutralität"; in ihren Zuständen nach innen löst sie sich vollends immer mehr in Taschenausgaben auf, während sie schon als Oktavbändchen zwischen den Folianten dieses Jahrhunderts zu klein auftrat.

Mit den deutschen Mittelstaaten aber hat die Politik anders zu rechnen. Dächte man selbst Oesterreich und Preußen hinweg, von welchen beiden Mächten unter allen Wechselfällen mindestens eine sich als Anlehnungspunkt für das nationale Interesse wird auffassen müssen, so hat man hier einen gleichartigen Komplex von 15 Millionen Menschen vor sich, der durch natürliche und künstliche Bande aller Art aneinander geknüpft ist, und ohne irgend eine übermäßige Anstrengung eine Masse von 200,000 Bewaffneten in's Feld führen kann. *) Der moralische Zusam-

*) Die deutschen Bundesstaaten ohne Oesterreich und Preußen zählen auf 4638 geographischen Quadratmeilen eine Volksmasse von 14,922,270 Menschen, d. h. fast um eine Million mehr, als der preußische Staat. Das einfache Bundeskontingent dieser Staaten beläuft sich auf 127,982 Mann; der wirkliche Truppenstand aber stellt sich bei den größeren derselben meist höher, als nach der Bundesmatrikel. Bayern, mit einem Bundeskontingent von 35,600 Mann, hat einen Effektivetat von 1797 Offizieren und 54,472 Soldaten, zusammen 56,269 Mann; Würtemberg, mit einem Bundeskontingent von 13,955, hat eine jährliche Aushebung von 3,500 mit sechsjähriger Kapitulationszeit, und, nach Abzug der

menhang mit den Kräften, welche in dem ganzen Komplex liegen, gibt auch den Einzelstaaten, die sich daraus hervorheben, eine höhere Bedeutung, als welche sie mit dem blos materiellen Theile ihrer Hilfsmittel ansprechen könnten. Die Kräfte des Ganzen sind gegeben; jedwedem Theilstaate nun, der den Geist dazu in sich fühlt, steht die ehrenvolle Bewerbung offen, sich durch ein moralisches Gewicht in der Wagschale der Gesammtinteressen geltend zu machen, und wo die Einzelmittel nicht zur Macht eines Einflusses hinreichen, da kommt ihm wenigstens das Selbst-

---

Ausfälle, einen kompletten Stand von 18,988 Mann; hiezu Baden mit 10,412 gerechnet, ergibt sich für die drei größern süddeutschen Staaten allein eine Militärmacht von 85,669 Mann. In den zwei letzten Feldzügen gegen Frankreich stellte sich dieselbe noch um ein Namhaftes höher, und ein gleiches Verhältniß trat bei den übrigen deutschen Staaten ein. Wenn man auch zugeben muß, daß die Kontingente unter einem gewissen Belang nicht so angeschlagen werden dürfen, wie wenn die Addition derselben einem stabilen Heeresganzen an Werth gleichstünde, so ist doch ein sattsam tüchtiger Kern vorhanden, welcher diese Elemente in sich aufnehmen und sich assimiliren kann. Auch können selbst kleinere Theilstücke durch historische Erinnerungen gehoben werden, und im Norden z. B. haben nicht blos Sachsen und Hannoveraner, sondern auch Hessen und Braunschweiger einen Namen in der Kriegsgeschichte, der moralisch ins Gewicht fällt. Die Militärmacht Deutschlands ohne die zwei deutschen Großmächte, von dem Pentarchisten zu 140,000 Mann angenommen, möchte demnach jedenfalls höher in Anschlag zu bringen seyn. Die stehenden Truppen der sieben größern Staaten allein (zu den drei obengenannten noch Hannover mit 20,501, das Königreich Sachsen mit 13,158, das Großherzogthum Hessen mit 9,541, und Kurhessen mit 7,952 Mann gerechnet) erreichen nahezu jenen Anschlag, indem sie einen Gesammtbestand von 136,821 ausmachen. Mit einer Anstrengung, wie sie in den Jahren 1813 bis 1815 stattfand, würden diese sieben Staaten allein eine Macht von 200,000 Mann auf die Beine bringen.

gefühl zugut, an einem größeren politischen Leben zu partizipiren, das ihn mit erhebt und ihn mit gelten läßt. Es ist ein Verhältniß, wie etwa in einem Parlament, wo eine Stimme sich für hundert zählen mag, und auch diese hundert wieder sich in dem Kraftbewußtseyn des Ganzen mitfühlen. Die politische Bedeutung, welche den deutschen Mittelstaaten hiedurch in die Hände wächst, unterscheidet sie wesentlich von den „kleinen Staaten“ im Allgemeinen. Schweden, Dänemark, Sardinien, Portugall, Holland, so lange es nicht seinem natürlichen Berufe sich in die Arme wirft, repräsentiren Nichts, als sich selber, was je nach dem augenblicklichen Stand ihrer finanziellen und militärischen Kräfte eine Repräsentation von sehr wenig werden mag: die deutschen Mittelstaaten repräsentiren immerdar die Erlangbarkeit eines Einflusses auf ganz Deutschland. In jeder europäischen Krisis wird diese Anweisung auf Macht in ihrer vollen Anschaulichkeit heraustreten. Die Politik der Berufenen braucht darum nicht die eines Cäsars zu werden; ihr wohlverstandener Beruf setzt sie vielmehr eher in eine Aehnlichkeit mit den Pairs eines großen Reiches, welche als Repräsentanten desselben zu einer Mitwirkung in europäischen Geschicken berechtigt sind, und dies ist sicherlich eine stolzere Stellung, als die isolirte der andern Mittelstaaten, welche ohne den Rückhalt einer großen Nationalität als Hintersaßen in dem europäischen Staatensystem angesiedelt sind, und mit einer auf Eiern tanzenden Politik um Allianzen und Schutzmächte werben müssen, so oft ein Sturm über Europa ausgeht. Es ist eine Stellung, welche diese letztere Situation eben so hoch an Bedeutung überragt, als ein Herzog von Wellington, wenn er das Staatsruder Großbritanniens führt, eine der kleinen Souveränitäten in Italien.

Daß man auf dem Wiener Kongreß dieses wichtige Verhältniß mißkannte, und in seltsamer Befangenheit Staaten, wie Schweden und Portugall, als angebliche „Mächte“ zur Berathung

europäischer Angelegenheiten beizog, während Staaten, die Größeres repräsentirten, davon ausgeschlossen blieben, hat nicht wenig zu der Konfusion beigetragen, welche durch das Suchen falscher Anhaltspunkte in die Zustände Deutschlands hereinkam. Im Verlauf der Zeit haben sich die Schwankungen zurechtgesetzt, und jetzt tritt das bezeichnete Machtverhältniß bereits als Besitzstand heraus. Bayern zum Beispiel, um mit dem größten dieser Staaten anzufangen, repräsentirt mit nichten blos einen Komplex von vier Millionen, sondern es ist eine Macht in Deutschland durch die moralische Basis, welche es sich als Hort des deutschen Katholizismus geschaffen hat. Würtemberg seinerseits repräsentirt die Interessen deutsch-bürgerlicher Freiheit und den besonnenen Fortschritt innerer Reform; es hat sich als Schutzmacht eines deutschen Rechtsgedankens und durch Befreundung mit dem Reiche des Ideenverkehrs eine Stellung in Deutschland gegeben, welche seine moralische Bedeutung weit über seine Gränzen hinausträgt. Repräsentiren andere Staaten Nichts daneben, so mag Dies für den Einzelfall einen Mangel an politischem Genius beweisen; für das Verhältniß im Ganzen beweist es Nichts, als daß unter dieser Fahne eines geistigen Deutschlands eben weniger Offiziere und mehr Soldaten gezählt werden; — ein Umstand, der weder auffallen kann, noch den Zusammenhang hindert. Genug, daß man diesen Mittelstaaten, wo sie mit einem größeren Geisteselement in Rapport stehen, eine Bedeutung zuerkennen muß, welche über ihre materiellen Kräfte hinausreicht, und daß ihr moralischer Wirkungskreis in dieser Beziehung zu allernächst eine Masse von nicht weniger als fünfzehn Millionen Menschen umfaßt. Daß auch moralische Gegensätze dabei repräsentirt werden, thut keinen Eintrag: die Gegensätze in einer Nation müssen zuvörderst heraustreten, sich in Kampf setzen, und in dem Kampfe sich respektiren lernen, ehe sie fähig werden, sich zu toleriren oder in einer höhern Einheit aufzugehn. Wenn die Fehde

ritterlich ausgekämpft worden, bildet sich ein Verhältniß freundlicher Achtung, wie es im Privatleben nach einem ausgefochtenen Duell wohl zu geschehen pflegt, und was übrig bleibt, das ist die Befruchtung der Geister, für welche von je her die Zeiten der Aufregung und des Zusammenstoßes die Aussaat hergaben.

Auch wird man nicht leugnen können, daß gerade in diesem Komplex, welcher außerhalb Oesterreich und Preußen liegt, der Volksgeist belebter, der Gedankenverkehr thätiger, die Lebensäußerung frischer, und der echte deutsche Genius energischer hervortritt. Der Pentarchist hat nicht versäumt, sich den lebenskräftigsten Theil zu Handen Rußlands zu erwählen, als er Europa unter seine fünf Schutzmächte austheilte. Allein gerade aus den Bedingungen dieser deutschen Lebensfrische ergibt sich die Undenkbarkeit eines russischen Protektorats; denn die wesentliche Politik jener Mittelstaaten, welche sich an die Spitze einer geistigen Macht gesetzt, besteht ja eben darin, daß sie mit richtiger Inspiration ihre Stärke in dem Zusammenhang mit nationalen Kräften gesucht haben, anstatt sie, wie früherhin, von prekären Bündnissen mit dem ersten besten Reichsfeinde zu erwarten, der so gütig war, sie als Werkzeuge gebrauchen zu wollen. Mit andern Worten, unsere politischen Welfen sind zu Gibellinen geworden, und die Volksmeinung ist ihnen nachgefolgt; die Zentrifugalkraft der Deutschen hat sich in eine zentripetale verwandelt. Die deutschen Großmächte selbst, nachdem Preußen zum Gibellinenthum bekehrt worden, haben sich der Rückwirkung dieses Nationalgeistes nicht entschlagen können; mit der Kraft einer Nationalrichtung banden sie die Mittelstaaten an sich, und nunmehr finden sie sich gebunden durch die Rückwirkung derselben. Wenn sie aus der Richtung heraus wollten, würden sie ihre moralische Basis aufgeben und die Besitznahme derselben, als welche vorhanden bleibt, einem Zugriff überlassen, der in Bereitschaft steht. Der Zollverein ist eine Nothwendigkeit für Preußen,

wie er eine Nothwendigkeit für die Mittelstaaten ist; der Deutsche Bund ist ein Einfluß auf die beiden Großmächte, wie er ein Einfluß auf die übrigen Theilnehmer ist. Und darin liegt das Natürliche dieses Verhältnisses und sein Anspruch auf Dauer. Um eine Großmacht in den Reihen der Pentarchie mit einer Zukunft zu seyn, muß man auf einer großen Nationalität ruhen; weder Oesterreich noch Preußen können ungefährdet die Operationsbasis aufgeben, welche sie in ihrem deutschen Charakter haben, und was ein Interesse für sie ist, das legt ihnen auch Pflichten auf.

Die Stellung der deutschen Mittelstaaten ist eine Mahnung an diese Pflicht. Je mehr die Nationalinteressen in dem europäischen Staatensystem in den Vordergrund treten, und mit der sentimentalen Weltbürgerei der Rococo-Liberalismus sich vollends ablebt, um den Rechten der Volksnatur Platz zu machen, desto kräftiger und selbstbewußter werden diese Mittelstaaten in den Anspruch eintreten, die deutsche Nationalität, welche die Unterlage jener Großmächte ist, mit zu repräsentiren. Außerhalb dieser Richtung gibt es keine Zukunft für sie. Es würde thöricht seyn, in einer russischen oder in einer französischen Schutzmacht ihnen eine Verstärkung suchen zu wollen, während sie zwei natürliche Schutzmächte zur Hand haben, mit welchen die Gebundenheit eine gegenseitige ist, und auf deren Völker sie selbst influiren. Weder Rußland noch Frankreich könnte Bedingungen ihres Einflusses annehmen; weder Oesterreich noch Preußen kann sich den Bedingungen ihres Einflusses entziehen. Dagegen würden auch sie sich nicht von der Nationalität lossagen können, welche in Oesterreich und Preußen mitrepräsentirt ist, ohne den natürlichen Boden unter ihren Füßen zu verlieren; wenn sie Rußland oder Frankreich zu ihrer Schutzmacht erwählen wollten, so könnte Nichts auf der Welt ihnen eine Garantie geben, daß die Nation ihrerseits nicht lieber an einer deutschen

Schutzmacht festhalten wollte, und als Regierungen ohne Volksstütze, sie mit einer russischen, ihre Völker mit einer deutschen Schutzmacht, würden sie sich lediglich in ein Chaos stürzen, aus dem eine andere Hand die Beute herausfischte.

Dies ist die Stellung der deutschen Mittelstaaten. Ihre Unabhängigkeit ist allerdings eine gebundene; die Freiheit, für einen isolirten Zweck mit dem Auslande gegen die Nationalinteressen zu konspiriren, ist verloren gegangen und wird schwerlich wieder gefunden werden, wenn man jemals darnach suchen sollte; ein Experimentiren mit dem revolutionären Element ist durch eigenes Interesse ausgeschlossen und würde die Gebundenheit nur fester ziehen; in der nationalen Richtung aber haben sie natürliche Rechte anzusprechen, und in dieser finden sie auch die selbständige Thätigkeit wieder, welche sie in einer andern Richtung, zum Glück Deutschlands und zu ihrem eigenen, verloren haben. Eine Umgestaltung in der öffentlichen Meinung setzt die Nation nach diesem Ziele in Bewegung: die deutschen Mittelstaaten, welche ihren Beruf verstanden, haben sich die Bewegung anzueignen gewußt, und sich eine Macht daraus geschaffen, welche eine volksthümliche ist, ohne deßhalb eine revolutionäre zu werden.

Zwischen den Gränzen dieses neuen Gibellinenthums liegt die Zukunft Deutschlands; sie wird weder von einer russischen, noch von einer französischen, sondern von einer deutschen Färbung seyn. Das Ableben des Kosmopolitismus in Deutschland nimmt der Propaganda Rußlands für die Regierungen, wie der Propaganda Frankreichs für die Völker, ihren Zauber weg, und das Verhältniß der deutschen Großmächte zu den deutschen Mittelstaaten wird damit von selbst noch einige Unnatürlichkeiten abstreifen, welche in einem bereits halbvergangenen Interesse begründet waren. Die deutsche Nationalität mehr, als irgend eine andere, hat dabei eine verjährte Sündenschuld abzutragen; denn von ihr ist, in der kirchlichen Revolution, der Propagandismus über

Europa gebracht worden, welcher nachmals in politischer Gestalt die Stellung der Nationalitäten verfälschte, und in der Aufhebung desselben allein kann sie den Schwerpunkt wieder finden, welchen sie seit drei Jahrhunderten verloren gab. So lange Oesterreich und Preußen — und es ist ihr dringendes Interesse — in dem Verständniß darüber einig sind, ist einer neuen Schwankung vorläufig vorgebaut, und für fremde Schutzgedanken keine Lücke vorhanden. Sollten sie je uneinig werden, so wird die deutsche Nation wählen zwischen ihnen, und sich für die Macht entscheiden, welche die nationalste Richtung eingeschlagen. Auf jede andere Weise würde Deutschland das Schicksal Italiens erleiden, das Jahrhunderte lang für die Sünde büßte, keine italienische Schutzmacht haben zu wollen, und deßhalb von Deutschen, Franzosen, und Spaniern hin- und hergezerrt wurde, wie ein Fisch, welcher drei Angelhaken an drei Schnüren auf einmal verschluckt hätte.

Es könnte als vielsagend ausgelegt werden, daß der Pentarchist über den Gedanken einer Allianz zwischen Frankreich und Rußland so wenig gesagt hat. Von selbst verwerflich ist der Gedanke in keiner Weise. Die „geistige Richtung" beider Staaten ist gleichartiger, als die modernen Ideologen sich eingestehn wollen; in Rußland, wie in Frankreich, sind alle Zustände von der Allmacht der Staatsräson nivellirt, und was man Recht nennt, fängt jeden Augenblick von vorne an; in Frankreich, wie in Rußland, ist jede Triebfeder auf die Machtwirkung nach außen gestellt, und der „republikanische" Franzose würde von neuem, und mit Begeisterung, den Despotismus eines Napoleon auf sich nehmen, um nur ein glänzender „Sklave" zu

seyn; in Rußland, wie in Frankreich, besteht ein Hang zur Propaganda als traditionelles Element in der Politik, und die Emissionen der beiden Propaganden sind nur darin verschieden, daß sie eine andere Livree anhaben.

Die Veränderlichkeit der französischen Zustände kann kein Hinderniß einer Annäherung abgeben, denn in dem Einen ist Frankreich zu allen Zeiten und unter allen Regierungsformen konstant gewesen, daß es einen Druck nach außen will, um sich daheim zufrieden zu geben. Ludwig XIV. und Napoleon sind deßhalb auch dem „liberalen" Frankreich Abgötter geblieben. Der Verlust der Rheingränze war das Einzige, was die Franzosen den Bourbons nicht zu vergeben im Stande waren; die Nicht-Erwerbung derselben ist das Einzige, was sie gegen die Politik Ludwig-Philipps in Harnisch setzt. Die „Wiener Verträge" glaubten sie zu zerreißen, als sie ihre Revolution von 1830 machten; um den „Wiener Verträgen" einen Feind entgegen zu stellen, der mit Europa Händel bekommen müßte, gehen sie auf eine Republik aus. Man muß ein deutscher Ideolog seyn, um sich über dieses öffentliche Geheimniß zu täuschen. Wer immer Frankreich einen Regierungskandidaten vorzuschlagen hat, der empfiehlt ihn damit, daß er ihn als Eroberer der Rheingränze präsentirt. So die Legitimisten ihren Heinrich V., die Napoleonisten ihren Ludwig Bonaparte, die Republikaner den anonymen Konsul oder Präsidenten, den sie in petto haben.

Es ist die „natürliche" und ist die „alte" Gränze Frankreichs, die sie damit in Anspruch nehmen. Die angebliche „Natürlichkeit" der Sache beruht auf dem verjährten Unsinn, daß eine Wasserstraße, der älteste Kommunikationsweg, den es in der Welt gibt, eine natürliche Scheidung bilde; aus der Flachheit der ganzen Ansicht blickt zugleich die solide Menschenverachtung hervor, welche die liberale Ideologie mit dem Despotismus gemein hat, und vor welcher der geistige Charakter einer Nationalität,

das tragende Element aller Bedingungen einer Volksnatur, für Nichts als für ein weißes Papier gilt, das man nach Belieben kanzleimäßig vollschreiben könne. Was die Eigenschaft des Alters betrifft, so ist diese „alte" Gränze zufälliger Weise diejenige, welche Frankreich 17 Jahre lang besessen, und eine Bagatelle von einem Jahrtausend lang nicht besessen hat; mit der behaglichen Ignorirung alles Historischen weist man dabei etwa noch auf Karl den Großen zurück, wobei nur der kleine Umstand vergessen wird, daß dieser Karl ein Repräsentant der Deutschen war, welche Frankreich beherrschten; daß er in deutscher Sprache und von einem deutschen Hoflager aus seine Monarchie regierte; daß zu seiner Zeit nicht sowohl das linke Rheinufer zu Frankreich, als vielmehr Frankreich zum linken Rheinufer geschlagen war. Die Erhebung zu der geistigern Erkenntniß, daß nur ein natürlicher Zuwachs eine wahre Verstärkung seyn könne, und in einem Komplex über seine Nationalität hinaus Frankreich sich selbst zu verlieren fürchten müsse, wie es unter Napoleon geschah, kann man von dem materiell greifenden Franzosen ohnehin nicht erwarten; der Besitz des Elsaßes hat überdies eine Unnatürlichkeit in flagranti gelassen, und es wäre dem französischen Charakter zuwider, nicht lieber durch eine weitere Reihe von Unnatürlichkeiten die erste scheinbar arrondiren zu wollen, als von ihr zurück wieder auf seine natürliche Basis zu treten.

Seit 1830 hat sich dieser Appetit nach der Rheingränze als krankhafter Heißhunger, als ein rücksichtsloses Schwangerschaftsgelüste manifestirt. Um die Deutschen ja nicht darüber im Ungewissen zu lassen, wird bei jeder Gelegenheit, mit oder ohne Motiv, und aus den Reihen der abweichendsten Parteien hervor, der Anspruch wiederholt, welcher halb naiv und halb geckenhaft sich als die „Zukunft" Frankreichs gibt. Eine unsanfte Erfahrung hat jedoch die „große Nation" so weit gewitzigt, daß sie nicht wieder mit ganz Europa in's Lanzenstechen zu rennen gedenkt,

sondern sich klüglich vorher mit einer zuträglichen Allianz versehen möchte. Als die Julirevolution nach außen hin eine Masse von örtlichen Unzufriedenheiten, die man ungeschickt genug behandelt hatte, in eine allgemeine Aufregung verwandelte, und in Polen überdies mit einem Aufstand in Rapport kam, der auf einem natürlichen Interesse, nämlich dem einer Nationalität beruhte, da sollte eine Erneuerung der revolutionären Gewalten dem französischen Eroberungsgeiste als Allianz dienen, und was Deutschland betraf, so zählte man auf den vorausgesetzten gimpelhaften Kosmopolitismus. Es ist nicht anders als folgerecht, daß man jetzt, nachdem jene ersten Berechnungen zerfallen sind, nach dem gleichen Ziele mit gewechselten Pferden ausreitet, und in einer Allianz mit Rußland das Mittel sieht, welches vorher der Revolutionsgeist hergeben sollte. Was nach der Schlacht bei Austerlitz Napoleon zu Dolgoruki sagte, als er Rußland invitiren wollte, sich auch seinerseits zuzulangen, was aufgetragen sey, das soll die neue französische Politik zur russischen sagen, wenn die Türkei gar wird, um auf die Tafel zu kommen. Für die ordinäre Ansicht, welche nicht mit beseelten Nationalitäten, sondern mit Staatskörpern aus Quadratmeilen und Kopfzahl ihre Probleme ausrechnet, ist der Gedanke ein durchaus natürlicher; ein französischer Philister glaubt unbesehen vier Millionen Franzosen weiter zu haben, wenn er vier Millionen Deutsche unter französische Herrschaft stellt. Diese Philisterhaftigkeit aber geht durch die ganze Nation, und sie wird an jeder Regierung die „nationale Politik" vermissen, wenn sie sich nicht über denselben Leisten schlägt. Der republikanische National, die legitimistische Gazette, das napoleonistische Capitole, kurz, die Oppositionsblätter aller Farben, die sonst ministerielle Presse des Hrn. v. Girardin als Dreingabe, predigen mit seltener Uebereinstimmung das Evangelium dieses populären Götzen Frankreichs.

Der Drang nach einer Allianz mit Rußland, der den zweiten Artikel des Glaubensbekenntnisses bildet, ist im Uebrigen nur die Wiederaufnahme der alten Rolle, welche der französische Journalismus schon 1828 und 1829 gespielt hat, als er so begeistert den russischen Interessen das Wort redete. Bei den Deutschen kam der Russenenthusiasmus damals von Griechenland her, und den Griechen war man hold theils aus Christenthum, theils aus jenem heidnischen Hellenismus, den die griechischen Schulprügel mit den süßen Kindheitserinnerungen zusammenweben; bei den Franzosen lag zwischen liberalem und sentimentalem Phrasenwerk der Traum von der Rheingränze im Hinterhalt. Daß der französischen Regierung zu jener Zeit russische Anträge gemacht wurden, in denen eine solche Prämie aus fremdem Seckel anerboten war, hat unter Andern Chateaubriand veröffentlicht. Es ist nicht abzusehen, warum in einer ähnlichen Situation nicht eine ähnliche Versuchung sich erneuern sollte. Im Orient stoßen die Interessen der beiden Staaten nicht unversöhnbar zusammen. Der geheime Wunsch Frankreichs ist der Besitz von Egypten; Rußland wird lieber die Franzosen dort sehen, als die Engländer, welche durch sie ausgeschlossen werden. Sogar die Befreundung der französischen Politik mit Mehmed-Ali war als Zwischenspiel eine Annehmlichkeit für Rußland, theils ebenfalls weil ein englischer Einfluß dadurch bei Seite gehalten ward, theils weil Rußland sich einen Mehmed-Ali w ü n s c h e n müßte, wenn keiner da wäre, um die geängstigte Pforte desto besser in Händen zu haben. Daß endlich, wenn dereinst Oesterreich im Rücken zu fassen wäre, eine f r a n z ö s i s c h e Allianz für Rußland brauchbarer seyn wird, als ein russischer Rheinbund o h n e Frankreich, liegt auf der Hand; daß der Gedanke eines russischen Rheinbundes durch jenen erstern stillschweigend ergänzt seyn müßte, um erst brauchbar zu w e r d e n, ist eine Folgerung daraus. Wenn aber für eine gegebene Situation auf beiden Seiten ein Interesse anzunehmen ist, ein Bündniß

anzubieten oder es sich bringen zu lassen, so würde es der erste Fall in der Geschichte seyn, daß man der Sache aus dem Weg ginge, um nicht einen Dritten dabei zum Opfer zu machen.

Auf die Stabilität der Franzosen in ihrer Nationalschwäche für materielle Vergrößerung kann man zählen. Hr. Thiers machte sich flott auf diesem Fahrwasser, als er eine „nationale Politik" zum Wahlspruch der „Koalition" nahm; Hr. Durand, der damals das Journal de Francfort schrieb, und von Zeit zu Zeit nach Petersburg ging, um französische Vorlesungen zu halten und russische Brillantringe zurückzubringen, lächelte schon von Frankfurt aus Hrn. Thiers Beifall zu; seit er nach Paris gegangen, um dort das „Capitole" zu schreiben und in das Geschrei nach der Rheingränze einzustimmen, ist er ein mehr als zweideutiger Faden in diesem Gespinnste geworden. Die Motive, welche zu Paris bisher auf der Gegenseite stehn, werden aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach mit Ludwig-Philipp zu Grabe gehen; ist dieses mächtige Gewicht aus dem Räderwerk der französischen Politik einmal ausgehoben, so wird die Allianz mit Rußland eine fast unwendbare Aussicht. Die ältere Linie der Bourbons hat die Gesinnungen, in welchen sie dieser Allianz ferne blieb, schließlich mit einem Throne bezahlt; wenn Karl X. die Rheingränze errungen hätte, würden die Franzosen so wenig gegen ihn revoltirt haben, als gegen Napoleon. *) Bei einer

*) Eine englische Schrift, welche 1832 erschien, (England and France, or a cure for the ministerial gallomania, London, John Murray,) hat das „Stabile" im französischen Nationalcharakter, und das Verhältniß der Bourbons gegenüber demselben, mit einer Geistesschärfe erörtert, welche tausend deutsche Ideologien in den Sand setzt. „I have had in my hands (and they probably will be soon in those of the public) proofs, that though so newly and insecurely seated on a rickety throne, Louis XVIII. personally, and his minister at Vienna, M. de Talleyrand, were as full of

dritten Annäherung wird Frankreich das Bündniß nicht ausschlagen. Für Deutschland aber wird dann eine Krisis eintreten, welche den Anstoß von außen hergibt, um es zur innigsten Vereinigung zusammen zu drängen.

„Von dem Mittelalter verschont geblieben zu seyn", das ist in der That ein seltsamer Vorzug, der Rußland zu Gunsten kommen

---

the vanity of the French domination, as we can suppose Napoleon and Caulaincourt to have been. And assuredly, in spite of all their humiliating vicissitudes, the French, very soon after the restoration, commenced their intrigues against English influence, and every country, not only of Europe, but even of the East, soon swarmed with their agents and their emissaries. This is that celebrated system of Propagandism, of which we have heard so much, and of which I shall hereafter say more. In pursuance of this system, it became the policy of the French to intrigue with the disaffected of all countries. *The great majority of the Continental governments being absolute, the French immediately became liberal.* This is the *primary* cause of the present prattle about liberty in France, a quality *which the French cannot comprehend*, for which they are *unfitted*, and which they *in fact despise.* Glory and Equality are their idols: they equally gratify the national insolence. Glory cannot be obtained without a strong government, and the only strong government, of which France is susceptible, is a despotism, *and despotism is the only form of government under which any thing like Equality can exist:* before the one supreme chief all other men are equal; he is less a single exception to the general rule of level, than a standard, by which that general level is ascertained, and when they have further gratified their passion for Equality *by placing on the throne a man of the people*, all the political wishes of a mo-

soll. Unsere ganze europäische Zivilisation steht auf den Schultern des Mittelalters; wer sich mit einem Sprung auf die gleiche Höhe setzen will, dem geht eine Zwischenstufe ab. Das eben scheidet uns von den slawischen Nationen, daß sie ein Stück Weltgeschichte und ein Stück Welterziehung nicht mitgemacht haben, worin der gesammte Geist des Abendlandes seine Befruchtung empfing. Das fremdartig orientalische Element, das uns Slawen, wie Magyaren, so ferne stellt, ist nichts Anderes, als der Abmangel jener eigenthümlichen Vergeistigung durch das Mittelalter. England allein ist noch heutzutage der Staat, welcher wahrhaft frei und wahrhaft monarchisch nebeneinander zu seyn weiß, und zwar lediglich deßhalb, weil sein ganzes Staatsgebäude auf den Fundamenten des Mittelalters errichtet ist. Der Pentarchist selbst führt den schönen alten Spruch an, daß die Ehre das Gesetz der Monarchie sey. Dieser Spruch aber, und das Verhältniß, worauf er beruht, ist uns vom Mittelalter überkommen, und er ist nur eine halbe, oder eine erkünstelte Wahrheit, wo dieses Mittelalter nicht sein historischer Urahn ist. Das Mittelalter eben, aus seiner germanischen Ehrenhaftigkeit und dem Anspruch auf Selbstachtung heraus, hat

---

dern French patriot are satisfied. Away, then, with the senseless babble of the inconsistency of the French! A nation is never inconsistent. They love, as they have always loved, *military glory and social equality*, and are careless and incapable of any other considerations."

...... „Their opposition to this system, arising in great measure from a wise dread of European vengeance, and in some degree, as we hope, from that love of ordre befitting an ancient line, has cost the Bourbons their throne. The Bourbons were cashiered, not on account of the Jesuits, which was a romance that every one now laughs at, but from their want of confidence in the omnipotence of *la grande nation*."

anstatt eines todten Gehorsams jene ritterliche Treue entwickelt, welche weit weniger unterwürfig, aber unendlich viel aufopfernder ist, als eine geistlose Dienstbarkeit.

In der abendländischen Monarchie ist dieses ehrenhafte Element auch fortwährend das veredelnde des Gehorsams geblieben, selbst unter den unbeschränkten Regierungen, deren das Mittelalter gar keine gekannt hatte; der morgenländischen Monarchie geht mit eben diesem Elemente die Seele ab, und wenn etwas Moralisches und Ehrenhaftes in ihren Gehorsam kommen soll, so muß die Religion als politische Hilfe dienen. Die Türkei stirbt von innen heraus ab, weil dieses moralische Hilfsmittel verbraucht, und das materielle eines fortgesetzten Terrorismus, welcher vom Thron ausging, gelähmt ist. Auch sie ist „von dem Mittelalter verschont geblieben"; daß sie die Ergebnisse desselben auch nicht theilweise nachzuholen vermochte, ist ihre Anweisung auf den Ausschluß aus der europäischen Völkerfamilie. Der Pentarchist ist demnach mit jenem Paradesatz entweder von selbstwegen aus der staatsmännischen Auffassung in eine ideologische verfallen, oder er hat die Absicht gehabt, auf Ideologen damit zu wirken. Es ist ganz wohl denkbar, daß es ihm mit einem oder dem andern derselben auch gelingen wird; was jedoch die öffentliche Meinung angeht, so dürfte er in dieser Richtung schwerlich auf sie treffen. Die Ideologen haben in Deutschland so ziemlich ausregiert; sie fühlen auch sehr wohl, daß ihren verdünnten Reihen der Nachwuchs abgeht, und daß die jugendliche Welt sich andern Zielen zuwendet.

Es ist wunderbar, daß eine so völlig haltlose Ansicht vom Mittelalter, wie sie von den unhistorischen Franzosen herüberkam, sich auch nur vorübergehend in Deutschland populär machen konnte. Wer mit halbwegs klarem Auge in die Tiefe der Geschichtsquellen schaut, dem blickt aus dem deutschen Mittelalter ein so kernhaftes Charakterbild, ein so lebensfrischer Naturwuchs, eine so undres-

sirte und aus sich selbst gewordene Gliederung aller Verhältnisse entgegen, daß gleich der erste Eindruck es ihm unbegreiflich machen muß, wie man diese Kraftmenschen sich in Zuständen denken kann, die ihnen unbehaglich gewesen wären. Um ein Verständniß weiter wird ihm der Sinn aufgehn, daß auch das heutige Volk, so wie es leibt und lebt, sich mit Behaglichkeit in einen Zustand der Dinge finden würde, der keine Konskription und keine Finanzkünste, keine Polizeimacht und kein Vielregieren, keine schriftlichen Prozesse und keine gelehrten Richter, kein Beamtenwesen und kein Budget kannte. Dem Faustrecht ist der deutsche Bauer noch heutigen Tags zugeneigt, und wenn er für einen aktiven Gebrauch desselben in seinen Angelegenheiten bestraft wird, so ist ihm damit in keiner Weise die passive Last desselben erspart, nur daß er den Kostenaufwand der Faustrechtsmittel schon im Frieden bezahlen muß, und die Kriegsplagen selber, wenn seltener geworden, dafür mit Hunderttausenden einfallen. In seiner Idee war dieses verlästerte Faustrecht übrigens nichts Anderes, als ein Kriegsrecht, das jedem Freien zustand, so gut als dem König; den Wehrgeldern, welche man ungereimt genug als „Kriminalstrafen" beurtheilt hat, lag ein eben so natürlicher Gedanke zu Grunde, da sie einfacher Weise ein Abkauf der Blutrache waren. Der Tyroler in seinen Bergen würde noch heutzutage Beides gegen seine Amtleute eintauschen, wenn man ihm die Wahl freistellte; der Squatter in dem amerikanischen „Hinterwald" zieht noch heutzutage um eine Ecke weiter, wenn ihm die Grafschaftsorganisation mit Aufhebung des Faustrechts nachrückt. Den Regierungsgewalten des Mittelalters aber war in diesen Dingen nur eine mählige und vermittelnde Einwirkung offen gelassen, weil die Naturbegriffe der Zeit sich nicht dazu hergaben, die Einzelrechte erst vom Staat zu empfangen, sondern sie als Beibringen schon in die Staatsgesellschaft mit eingelegt dachten. Aus demselben Grunde breitete auch das

Assoziationswesen, in neuster Zeit wieder zu einem Modewort politischer Theorie erhoben, auf dem Boden des Mittelalters sich zu so mächtigen Verästungen aus.

Von einem solchen Zeitalter stereotyper Weise als von einem „unfreien" zu sprechen, ist eine baare Lächerlichkeit. Die Uebelstände, an welchen das deutsche Mittelalter litt, waren vielmehr gerade die Auswüchse eines Freiheitsbaumes; sein unsterbliches Verdienst aber ist, daß es auf diesen wilden Stamm eine Zivilisation zu zweigen verstund, welche, den Naturtrieb in seiner Kraft belassend, einen Reichthum von Blüten und Früchten hervorbrachte. Das Deutschland von heute hat noch immer hinaufzusehen an der Blütezeit seines Mittelalters. Die Deutschen von damals waren die erste Nation des Welttheils; ihre Künste und Gewerbe stunden in einem Flor, der noch nicht zurückgekehrt ist; ihre Städte waren groß und reich, wie wir Beides noch nicht wieder haben; unser Zollverein selbst, für unsere Zeit eine großartige Schöpfung, ist ein Zwerg neben der Größe der alten Hansa. Mit dem Anfang des modernen Weltalters, mit der Periode, in welche unsere Ideologen als aus der „Finsterniß" des Mittelalters in die „lichten Räume" der Neuzeit hereinschreiten, da eben beginnt die Unglücksgeschichte Deutschlands. An allen Enden des Reiches gehen Provinzen verloren; der Nationalcharakter erlahmt; der Reichthum verarmt; der Handel verkümmert; die Kraft versiegt; die Größe sinkt ein; die Freiheit stirbt ab; und das 18. Jahrhundert wird der Tummelplatz einer Unzahl von kleinstädtischen und lüderlichen Hofdespotismen. Mag man immerhin sagen, Deutschland habe sich durch den Luxus an Freiheit zu Grunde gerichtet, welcher die Unterordnung unter eine Zentralgewalt und damit die Erhaltung der Macht nach außen negirte: das Mittelalter selbst hat die beiden Gegensätze noch eben recht im Gleichgewicht zu halten gewußt.

Die deutsche Nation würde die glänzendsten Blätter ihrer

Geschichte ausreißen, wenn sie das Gedächtniß des Mittelalters verunehrte. Und unsern Ideologen darf man es als einen Popularitätstrumpf hinwerfen, Rußland sey vom Mittelalter verschont geblieben!

Man ist in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten mit fast überschwänglichen Lobpreisungen der russischen Armeezustände in Anspruch genommen worden; der Pentarchist, indem er die Elemente des moralischen Ganzen zergliedert, läßt uns auch die Schattenseite dieser Militärgröße sehen. Wenn eine wahrhaft kriegerische Tüchtigkeit auf keinem andern Wege, als dem russischen, erzielbar ist, so müßte sie in der That mit theuern Opfern erkauft werden. Der „junge Leibeigene", wenn er zum Rekruten ausgehoben wird, nimmt von den Seinigen „Abschied für dieses Leben"; er hat kaum mehr Aussicht, jemals seine Heimath wieder zu betreten, als ein Guinea-Neger, den man nach Brasilien gebracht. Die lange Dienstzeit und „die Zwecklosigkeit eines Urlaubs" scheiden ihn für immer von seinen Angehörigen ab; die Welt schrumpft für ihn in eine Kaserne zusammen; sein Ich wird mit einem Schwamm überfahren, wie man eine Schiefertafel abwischt, um sie von neuem zu beschreiben. Man eröffnet den militärischen Eindrücken eine Wirkung auf ihn, welche ohne Konkurrenz ist; die künstliche Leere wird eben so künstlich wieder ausgefüllt, und mit der Erinnerung an unmilitärische Zustände verliert er am Ende auch den Begriff dafür, daß er einst für ein anderes Element lebensfähig gewesen. Es leuchtet ein, daß er unter solchen Bedingungen mit seinem ganzen Menschen in den Soldaten hineinwächst; daß er auch im Gedanken nicht mehr für sich selbst, sondern blos noch für den Dienst existirt; daß er seine

Privatseele aufgibt, um einer reglementarischen Platz zu machen. Wären die passiven Geisteseigenschaften die einzigen, oder auch nur die ersten, welche man vom Krieger verlangt, so müßte man dieser mechanischen Vollkommenheit unbedenklich den Preis zugestehn; jedoch wird man dann aufhören müssen, den Geist eines Heeres, die moralische Erhebung oder die moralische Herabstimmung desselben, als Ursache von Wirkungen in der Kriegsgeschichte namhaft zu machen. Auch als unerläßliche Nothwendigkeit gedacht, was sie nicht ist, würde eine Vollkommenheit, welche aus Abtödtung entsteht, ein trauriger Anblick seyn. So viele Hunderttausende Rußland in seinen Heeren zählt, so viele Hunderttausende sind ihrem Anspruch an Menschenglück, an Familienband und Häuslichkeit, an einen Lebenskreis mit Selbstzweck, auf hoffnungslose Frist entzogen worden. Eine Klausur, aus der kein Rücktritt stattfindet, — eine Seefahrt, welche niemals in einen Hafen gelangt, — ein Arbeitstag, dem nimmermehr ein Feierabend anbricht, das wird dem russischen Leibeigenen der Militärstand, der Stand, welcher vor allen andern ein frei schlagendes Herz und einen freudig-kühnen Muth zum Einsatz haben will!

Der Pentarchist selbst, als er die eigenthümlichen Zustände des russischen Soldaten zur Grundlage seines Beweises nahm, daß eine „Militärrevolution" in Rußland nicht denkbar sey, scheint dabei ganz wohl gefühlt zu haben, daß er mit dieser Beweisführung auch einem andern Eindruck Raum gebe, welcher sich nicht eben günstig mache, und daß er demselben vorbauen müsse. Er thut Solches, indem er bemerklich macht, daß der Leibeigene seine Lage verbessert sehe durch die Aushebung, und im Uebrigen ein religiöses Element in das Verhältniß bringt, welches sonst ohne moralische Befruchtung erschiene. Was das erste Argument betrifft, so mahlt es die Lage des Leibeigenen in's Rabenschwarze, ohne darum die des Soldaten aus

dem Grauen heraus zu bringen. Das andere Argument geht tiefer. Es ist kein Zweifel, daß ein Kaiserthron, auf dem zugleich das Oberhaupt der Kirche sitzt, eine Glorie von sich strahlt, mit der sich nichts Anderes vergleichen läßt. Der gemeinste Russe tritt dadurch in ein patriarchalisch-frommes Verhältniß zu seinem Kaiser; eine religiöse Weihe verstärkt und heiligt die weltliche Majestät, und vor einem so imponirenden Mittelpunkte der Nation mochte sich denn ganz natürlich die „fatalistische Gesinnung“ ausbilden: „es könne nicht anders seyn, denn Gott und der Zaar wolle es also“. *) Bemerken wir übrigens, daß dieses menschlich-fromme Element Nichts zu schaffen hat mit jener mechanischen Einpressung des Soldaten, denn es würde vorhanden seyn, auch wenn die Dienstzeit nach kürzern Fristen, als einer fast lebenslänglichen, gezählt würde. Auch haben Pallastrevolutionen mit Hilfe des Militärs in Rußland stattgehabt, nachdem die Verschmelzung der geistlichen mit der weltlichen Autorität längst ins Leben getreten war. Seit 1589 war die russisch-griechische Kirche von Konstantinopel emanzipirt, indem Moskau einen russischen Patriarchen erhielt; seit Peter dem Großen ist das Patriarchat mit dem Throne vereinigt, indem er bei dem Ableben des damaligen Patriarchen die Ernennung eines neuen unterließ; seit 1769 endlich sind die Kirchengüter eingezogen. So wie die polnischen Truppen der straffe Dienstzwang, so hat die russischen Truppen der Zusatz des patriarchalischen Elements nicht gänzlich von Militäraufständen fern zu halten vermocht. Endlich kann nicht verkannt werden, daß, wenn die Anspannung der Kräfte in einem gemeinschaftlichen Dienste der Religion und des Staates eine doppelte ist, der Verbrauch dieser Anspannung auch zwei Kräfte auf einmal aufzehrt.

*) S. 310 des Pentarchisten.

Wer gleich alle seine Kräfte ins Treffen bringt, der hat für außerordentliche Fälle keine Reserve mehr. Die Türkei hat lange Zeit die Seele ihrer Macht daraus gezogen, daß ihr Sultan zugleich Kaiser und Pabst war; jetzt, da die Kaisergewalt dort im Absterben liegt, siecht auch die kirchliche mit, und das Sultanat findet im ganzen Reiche keinen moralischen Strebepfeiler vor, an dem es sich wieder aufrichten könnte.

Mit der Kirchengewalt, wie mit andern Körperschaften, wird die nivellirende Staatsidee immerhin wieder auf die natürliche Erfahrung hingetrieben werden, daß kein Stützpunkt vorhanden ist, wo kein Widerhalt. „On ne s'appuie que sur ce qui résiste." Napoleon auf St. Helena hat den Gedanken in diese Worte gefaßt, und er hatte ein wohlerworbenes Recht darauf, ihn geltend zu machen: denn die Verkennung dieser Wahrheit war es, wodurch er sich stürzte.

Wenn der russische Pentarchist ein Diplomat seyn sollte, so müßte er sich nachsagen lassen, daß er mit seinen Standesgenossen sehr unbarmherzig umgegangen ist. Die englische Diplomatie im Orient nimmt er als untauglich in die Schule; den Diplomaten einer Kontinentalmacht gibt er freundschaftliche Winke, daß sie ihre Aufgaben „total" falsch aufgefaßt; *) einen ganzen Kongreß läßt er in „endloses Erstaunen" versinken vor einem „lichten Gedanken" Alexanders. **) Ein anderer Russe, der eine französische Flugschrift gegen das englische Portfolio herausgab, hat mit ähnlichem Selbstgefühl in einer deutschen Offizin den Satz

*) S. 254.
**) S. 132.

drucken lassen: „Und wenn denn die Repräsentanten Rußlands bei den auswärtigen Höfen so hoch eminente Geister sind, daß sie, wie ihr sagt, Alles durch ihren Einfluß beherrschen: habt ihr darum sie anzuklagen, welche durch geistiges Uebergewicht eure Meister sind, oder nicht vielmehr Diejenigen, welche dem höheren Genius sich eben beugen müssen?" *)

Das ist Kraftbewußtseyn. Ein Admiral an Bord eines Linienschiffes könnte nicht stolzer seine Flagge aufziehn, um eine kleine Fregatte durch den blosen Respekt ins Weite zu jagen. Das Selbstgefühl einer geistigen Macht muß man ehren. Der patriotische Russe ist stolz auf seine Diplomatie, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Ursache dazu hat. Wie jener Philipp von Macedonien, dessen Politik die steilsten Höhen hinanklomm, sofern nur, wie er zu sagen pflegte, ein Saumthier mit Ueberredungsmitteln den Weg hinauf finde, so hat die russische Diplomatie den russischen Heeresmassen mit ihrem Geiste vorangekämpft, und im Frieden den Interessen des Reichs Siege gewonnen, welche eine Reihefolge von Schlachtfeldern werth waren. Der Glaube an die kolossale Macht Rußlands ist ihr Werk; die Erfolge desselben sind ihre Triumphe. Unser Pentarchist selbst ist ein politischer Geist, der Rußland wohl ansteht. Die ordinäre Schule hat keinen Ueberfluß an Männern, — ich will nicht sagen, welche eine solche Schrift zu schreiben im Stande wären, denn es gibt Kreise, in denen es Ton ist, den Geist unter den Scheffel zu zwängen, — sondern ich sage: an Männern, deren Persönlichkeit einen solchen Reichthum an Ideen, eine solche Tiefe des Urtheils, eine solche Beherrschung der Einzelheiten in sich trüge, wie es in dieser Schrift über die Pentarchie hervortritt.

---

*) Causeries sur le Port-Folio, ou lettre à un membre du parlement anglais, Berlin, 1837; p. 24.

Dieses frische Aufstreben Rußlands, diese imponirende Vertretung einer großen Nationalität, dieses selbstvertrauende Werben um einen Rang in der öffentlichen Meinung, kann manchen andern Staaten, welche nicht genannt seyn wollen, als geistvolles Muster dienen. In unsern Zeitläuften ist es das Interesse einer tüchtigen Staatskunst, den Glauben, den sie an sich selbst hat, auch in die Oeffentlichkeit herauszutragen; — und wenn es nur wäre, um die Ketzerei Oxenstierna's: „Quantilla prudentia mundus regitur!" auch in den zweifelhaftesten Zeitstimmungen niemals Platz greifen zu lassen.

Fliegende Blätter.

Nivellirtes und gegliedertes Staatswesen.

(1843.)

So mannigfaltig die Ansichten über die zweckmäßigste Gestaltung des Staatswesens sind, so führen sie in der Hauptsache doch immer wieder auf zwei Grundverschiedenheiten zurück, welche über alle andern Unterschiede hinausragen und dieselben auf einen untergeordneten Standpunkt verweisen. Man kann sich über Republik oder Monarchie, über aristokratische oder demokratische Einrichtungen herumstreiten, ohne damit auf das eigentliche Prinzip zu kommen, in welchem sich die Freiheit des Staatsbürgers von seiner Bevormundung scheidet; die Bedeutung für das praktische Leben liegt vielmehr in dem Unterschiede zwischen nivellirtem und gegliedertem Staatswesen. Die eine Ansicht konstruirt den Staat von oben herunter und möchte das ganze Gebäude als ein Hängewerk an den Dachstuhl festkleben; die andere konstruirt der Natur der Sache nach von unten hinauf, und fragt nach der Zweckmäßigkeit der inneren Eintheilung, nach der Solidität der Tragmauern, nach der Bequemlichkeit von Raum und Gelaß, anstatt den Charakter des Staatsgebäudes nach einer Theorie von den Dachstühlen bemessen zu wollen. Die nivellirende Ansicht geht zuvörderst von der Omnipotenz der Staatsgewalt aus, welche auch in Republiken eine absolute seyn kann, und will der Beamtenherrschaft gegenüber Alles in Individuen aufgelöst wissen; das

System der Gliederung hingegen bezweckt ein selbstthätiges Leben auch außerhalb der Staatsgewalt, und findet die geregelten Formen dafür, indem es den Genossenschaften gleicher Interessen in Korporationen, Innungen, und Vereinen aller Art eine unabhängige Entwicklung verstattet. In dem nivellirten Staate muß so viel wie möglich regiert werden, weil die Einwirkung von Amts wegen dem Prinzip gemäß für die allein zulässige Lebensregung gilt; in einem gegliederten Staatswesen findet sich im Gegentheil der Staat um so stärker, je mehr er sich auf eine den blosen Amtsmechanismus überragende Lebenskraft verlassen kann, und die Behaglichkeit für den Staatsbürger besteht eben darin, daß das Beamtenregiment auf das Minimum der äußersten Nothwendigkeit beschränkt ist. Was an dem leidigen Zuvielregieren auf diese Weise erspart wird, das ist der praktische Gewinn, welcher der freien Bewegung des Einzelnen, der Familien, der Gemeinden, der Provinzialitäten, der Genossenschaften und Korporationen zugute kommt.

Es begreift sich von selbst, daß es für den bevormundeten Bürger am Ende auf Eines herauskommt, ob ihn die Beamten im Namen einer Republik oder einer Monarchie unter Vormundschaft halten, und daß für das eigentliche Volksinteresse demnach weniger die oberen Spitzen der Verfassungsfragen, als vielmehr die breiten Flächen nach unten und die Beschaffenheiten der Amtirungsgewalt von Wichtigkeit sind. Aus demselben Grunde erscheint es auch als eine Ungereimtheit, welche die Anfangsstufen politischer Bildung bezeichnet, wenn die sogenannten Ideologen die Freiheit oder Unfreiheit staatlicher Zustände glattweg nach der blosen Firma beurtheilen wollen, welche in dem Namen Republik oder Monarchie liegt. Die Franzosen z. B. haben ihrer Zeit eine Republik gehabt, und wenn es jetzt eine Partei in Frankreich gibt, die sich jenen Namen zurückwünscht, so hat sie entweder vergessen, daß gerade in der republikanischen Zeit die individuelle

Freiheit dem furchtbarsten Despotismus der Staatsgewalt unterlag, oder sie wünscht die Auferstehung der Republik zu einem andern Zwecke, als zu dem der innern Freiheitsentwicklung, nämlich zu dem Zweck einer Propaganda, welche Frankreich wieder zu Eroberungen treiben und seine Gränzen nach außen hin erweitern soll. Auch Venedig ist seiner Zeit eine Republik gewesen, allein die Geschichte weiß Nichts von der Freiheit seiner Bürger zu rühmen. Das alte Rom hat den Namen eines freien Bürgerthums zur Schau getragen, aber blutwenig davon zu genießen gehabt, denn eben da, wo die Herrschaft der Patrizier zu Ende ging, da fingen die militärischen Diktaturen an, auf welche die despotische Kaisergewalt folgte. In der Gegenwart endlich sehen wir die Republiken der Schweizerkantone vor uns, welche eine wahre Musterkarte von verschiedenartigen Verfassungen darbieten; allein wo sich eine wirkliche Freiheit vorfindet, da besteht sie gerade in den zwanglosen Behaglichkeiten, wie sie ein gegliedertes Staatswesen gewährt, und wo man mit modernen Theorien nivellirt hat, da hat man ganz einfach den Beamtenstaat eingeführt, wie er sich außerhalb der „fortschreitenden" Schweiz schon um eine geraume Zeit früher eingestellt hatte. Ein „regenerirter" Kanton, wie Bern, hat eine Entwicklung von Beamtenmacht aufzuweisen, wie sie nicht ausgedehnter seyn könnte, wenn zu Bern ein Herzog statt eines Schultheißen die Zügel führte; was die Wahlen betrifft, so hat man die Formen derselben in der Weise eingerichtet, daß die Partei, welche einmal im Besitz ist, vermittelst der amtirenden Staatsmaschinerie auch alle Mittel in Händen hat, im Besitze zu bleiben, und das einzige Gut, welches die Leute gewonnen haben, nämlich die Preßfreiheit, findet sich in einem solchen Verhältniß von Anomalie zu diesen Zuständen, daß man ihr in der Praxis bereits überall entgegenarbeitet und ihre Widerstandsmittel lediglich von der Gunst des Zufalls abhängen. Daß diese Beamtenherrschaft von „Liberalen" geübt wird,

macht das Drückende derselben für die „Administrirten", d. h. für Alle, welche nicht selber Beamte sind, um kein Haar anders; — um so weniger, als der Absolutismus des Amtirens mit dem Liberalismus keineswegs in Widerspruch steht, sondern die Theorie des Liberalismus selber von der Omnipotenz der Staatsgewalt ausgeht, und jede selbständige Lebensthätigkeit außerhalb dieser Staatsgewalt für einen „Staat im Staate" erklärt, wogegen man von Polizei wegen unterdrückend einschreiten müsse.

In diesem Sinne hat die nivellirende Ansicht denn auch mit großer Selbstzufriedenheit die alten Bürgerfreiheiten, die Rechte der Innungen und Körperschaften, die Organisationen, in welchen eine Macht lag, der Reihe nach bei Seite geschafft, und dem allein organisirten Beamtenwesen gegenüber Nichts übrig gelassen, als eine formlose Masse von Individuen, welche in ihrer Zersplitterung zu machtlos sind, um sich im praktischen Leben eine Geltung anzueignen. Auf dieses Staatsgebäude ohne Stockwerke und Strebepfeiler, ohne andere Tragmauern, als die des Beamtenthums, hat man sodann oben im Dachstuhl eine Volksvertretung gesetzt, welche in aller Gemüthlichkeit mit halbem Leibe in den Lüften schwebt; denn während man auf das fürsorglichste bemüht war, der stellvertretenden Versammlung geschriebene und gedruckte Rechte zuzutheilen, hat man den einfachen Umstand übersehen, daß die Macht einer Volksvertretung nur auf der Macht der Repräsentirten beruhen kann, und daß die Letzteren nicht wohl in der Lage sind, ihren Repräsentanten die Unterstützung eines Ansehens zu übermitteln, welches sie als aufgelöste Masse selber nicht mehr im Besitz haben. Die natürliche Unfruchtbarkeit dieser Bestrebungen hat dem nivellirenden System den Namen des hohlen, des seichten, des unpraktischen Liberalismus verschafft, und seine Anhänger zeigen sich auch nach den niederschlagendsten Erfahrungen noch nicht so weit gewitzigt, um jener Benennung Unrecht zu geben und aus der Sackgasse eines falschen Prinzips

sich wieder herauszuziehen. Im Gegentheil, anstatt die Bedingungen der Macht zu studiren und die Freiheit da zu suchen, wo sie ist, nämlich in der möglichsten Einschränkung des Zuvielregierens und in der Gewährung möglichster Selbstthätigkeit für die Genossenschaften gleicher Interessen, ist die Wirksamkeit des Liberalismus vielmehr im besten Zuge, dem Zuvielregieren noch vollends recht in den Sattel zu helfen, und noch vielfacher zu administriren, und noch mehr Gesetze anzuhäufen, und noch mehr Formen einzuführen, und noch mehr Staatsdienste nöthig zu machen, welches Alles den armen „Administrirten" nicht nur um so viel mehr Unbequemlichkeiten macht, sondern auch um so viel theurer von ihnen bezahlt werden muß. Auf solche Weise rennt man mit der besten Absicht ins Blaue hinein, wenn man die Freiheit so zu sagen für eine Regierungsart ansieht und sie demnach in einem amtlichen Formenwesen festzustellen versucht, während man statt dessen der Gliederung lebendiger organischer Kräfte nachstreben sollte. Allein was als unabhängiges Institut und mit eigenem Lebensprinzip neben dem Beamtenregimente bestehen will, das ist dem flachen Liberalismus ein Dorn im Auge, weßwegen er auch noch das Gebiet der Gewissensfreiheit in eine Amtsdomäne verwandeln und das Kirchenthum in Gestalt einer vorschriftmäßigen Polizeireligion zuschneiden möchte; — was er Freiheit nennt, das ist ein Mangel an organischem Zusammenhang, und wo er organisiren soll, da bringt er neue Stellen für Beamte zuwege. Hat doch eine deutsche Zeitung, welche für das Organ der Liberalen vom reinen „Vollblut" gilt, sich neulich mit Entschiedenheit dafür ausgesprochen, daß man auch die Handelsgeschäfte oder Industrieunternehmungen von Aktiengesellschaften unter die Direktion von Staatsbeamten setzen sollte! *) Die Einrichtung ließe sich freilich kaum anders

*) Die Rheinische Zeitung sagte wörtlich: „Nach der Versiche-

motiviren, als durch die Voraussetzung, daß eben jeder Staatsbürger prinzipmäßig für einen Einfaltspinsel anzusehen sey, der nicht einmal seine eigenen Interessen zu besorgen vermöge, wenn man ihm nicht einen „sachkundigen" Beamten zum Vormund beigebe, und von demselben Standpunkt aus müßte man z. B. auch die Heirathen, wobei die einfältigen Kerle von Staatsbürgern so leicht einen Mißgriff thun können, erst von dem Ausspruch eines zu errichtenden Beamtenkollegiums abhängig machen, das von Staats wegen zu prüfen hätte, ob der Bräutigam oder die Braut auch wohl verständig gewählt haben dürfte; allein wer von der Omnipotenz der Staatsgewalt und dem Systeme des Beamtenregiments ausgeht, wie es der Liberalismus thut, der macht sich wenigstens keiner Inkonsequenz mit sich selber schuldig, wenn er derartige „Staatsverbesserungen" in Vorschlag bringt oder vertheidigen hilft. In England, wo man frei ist, weil man ein gegliedertes Staatswesen hat, würde man dieselben für eine Narrheit von erstem Range erklären; in Deutschland, wo der sogenannte Liberalismus noch das ganze Gepräge seines Ursprungs aus dem Beamtenstande an sich trägt, können sie für „liberal" gelten und stellen so gut einen „Reformantrag" vor, als andere Dinge.

Wir wissen wohl, man hält uns entgegen, daß das altgermanische Prinzip, welches wir vertheidigen, nicht „die Freiheit",

---

rung von Personen, die gut unterrichtet sind, soll die Regierung sich entschlossen haben, eine Staatskontrolle für Assekuranzen und Aktienunternehmungen zu errichten, und an deren Spitze einen sachkundigen Beamten zu stellen. Diese neue Einrichtung kommt einem wahren Bedürfnisse entgegen und verdient alle Anerkennung, da Nichts leichter ist, als durch Vorspiegelung glänzender Gewinne redliche Männer um ihr Vermögen zu bringen."

sondern blos „Freiheiten“ zu Stande bringe; — eines der gebräuchlichen Stichworte des Liberalismus, das aber im Grunde nichtssagend ist, denn beim Lichte besehen sind die „Freiheiten“ die organisirten Ausübungen der „Freiheit“, und von einer „Freiheit“, welche keine „Freiheiten“ in sich schließt, wird am Ende Nichts übrig bleiben, als eine Theorie ohne Praxis. Unsere Vorväter im Mittelalter, an denen wir noch lange hinaufzusehen haben, wenn wir ihnen die Unabhängigkeit einer Entwicklung von innen heraus und die Größe der nationalen Erscheinung nach außen ablernen wollen, waren in diesem Betreff weiser und freier, als die moderne Zeit mit ihren Stubenbegriffen. In der Staatsgesellschaft sahen sie allerdings nicht das Werk einer Theorie, welche zuerst den Staatsgedanken setzt und von diesem sodann die Einzelrechte durch Regierungsakte austheilen läßt, sondern sie dachten sich die Einzelrechte als eine Art von Aktieneinlage oder Beibringen zu der Staatsgesellschaft, welche eben durch die Zusammentragung dieser Rechte erst entstanden sey. Von Finanzkünsten und Konskription, von Polizeimacht und Vielregieren, von schriftlichen Prozessen und gelehrten Richtern, von Beamtenwesen und Büdgets wußten sie ebenfalls Nichts, wie ihnen die modernen Ideologen mit Recht vorgeworfen haben, und unter einer Omnipotenz der Staatsgewalt nach dem neueren Zuschnitte hätten sie sich schwerlich behaglich gefühlt. Allein auf naturgemäße Entwicklung und großartige Organisationskräfte verstunden sie sich zufälliger Weise besser, als unsere gekünstelte Zeit, in welcher so zu sagen kein Leben im Staate anders als vi decreti höchstpreislicher Ministerien zu existiren scheint, und jene „naturwüchsigen“ Gestaltungen, wie man sie bezeichnet hat, waren gerade Das, was die nivellirende Ansicht als „Freiheiten“ oder als einen „Staat im Staate“ verdammt. Nun stelle man einmal mit Unbefangenheit die Gegensätze nebeneinander! Daß die Bürger jener Zeit noch die Waffen trugen und sie zu hand-

haben wußten, und daß sie damit eine Macht in der Hand hatten, davon wollen wir bei der Vergleichung absehen; aber daß im Mittelalter das Bürgerthum in Zünfte und Körperschaften, und daneben in weitverzweigte, über die blose Gemeinde hinausreichende Gewerbsverbände organisirt war, das war eine Schöpfung, die sich auch unter den heutigen Staatsverhältnissen wieder ins Leben führen ließe, und die der hohle Liberalismus bekämpft, indem er ihr den saftlosen Begriff einer sogenannten „Gewerbefreiheit" entgegensetzt. Eine Theorie, welche Etwas taugt, muß sich an ihren praktischen Ergebnissen bewähren. Wenn man ein tüchtiges Heer haben will, so organisirt man das Ganze in Unterabtheilungen, von der Korporalschaft bis zur Kompagnie, und von der Kompagnie zum Bataillon hinauf, und ordnet die Leute mit Fahnen und Abzeichen, und Jeder weiß, wessen er sich zu dem Andern zu versehen hat, und man würde es für einen Unsinn halten, wenn Jemand behaupten wollte, daß durch sofortige Abschaffung dieser Organisationstheile das Gesammtbewußtseyn des Heeres als eines Ganzen verstärkt werden würde; — so war das Bürgerthum des Mittelalters. Nun nehme man dasselbe Heer und thue die Fahnen und Feldzeichen bei Seite, schaffe die Unterabtheilungen ab, und dekretire Kompagnien und Bataillone in Abgang, Alles zu dem Zwecke, damit die in einzelne Individuen zersplitterte Masse „sich um so deutlicher bewußt werde, eine Einheit zu seyn": — so ist das Bürgerthum der Gegenwart, und so ist es durch die nivellirende Staatsansicht geworden, welche auch dem modernen Liberalismus zu Grunde liegt.

Es ist nicht leicht in irgend einer Theorie etwas Abgeschmackteres ausgeheckt worden, als diese in dem Gewande der „Freiheit" prunkende Beamtenlehre, daß eine vernünftige Organisation außerhalb der Staatsgewalt nicht zu dulden sey, weil sie einen „Staat im Staate" ausmache. Was den menschlichen Körper betrifft, so könnte mit demselben Rechte der Magen den Kopf

oder der Kopf den Magen zum Tempel hinausjagen wollen, weil jeder Theil dem andern vorzuwerfen hätte, daß er eine Art von Existenz für sich insbesondere anspreche. Und wenn die Innungen und Korporationen als staatswidrig zu verwerfen sind, so müßte in gleicher Weise auch der Familienkreis als ein Hinderniß für das Leben in der Gemeinde, und die Gemeinde als ein Hinderniß für das Staatsleben sofort wegnivellirt werden. Auch sind bekanntlich die französischen Kommunisten so konsequent, diese Folgerung aus dem betreffenden Prinzip mit Aufrichtigkeit anzuerkennen, und die Familie als einen „Staat im Staate" aus ihrer zu errichtenden Republik fernzuhalten, indem sie dafür die Gemeinschaft der Weiber statuiren. Die Leute werden sich dadurch den Ruhm erwerben, das heutzutage Modernste getroffen zu haben und namentlich in keine Nachahmung des Mittelalters verfallen zu seyn, dessen Assoziationswesen zwar seiner Zeit einiges Großartige geleistet hat, in unseren Tagen aber, wie man weiß, nur zum „Obskurantismus" und zur „Verdummung" führen könnte. So ist in der Hauptstadt des Königreichs Würtemberg in jüngster Zeit eine Neuerung aufgetaucht, welche gänzlich in diesen leidigen Charakter des Mittelalterlichen fällt. Es besteht nämlich zu Stuttgart ein Buchhändlerverein, was schon an sich eine Annäherung zu den staatsverderblichen Korporationen zu seyn scheint, und dieser Buchhändlerverein hat den Beschluß gefaßt und ins Werk gesetzt, für die Prozeßstreitigkeiten unter seinen Mitgliedern bis zu einem gewissen Betrage ein Gerichtsverfahren mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einzuführen, wie Dies in dem „finstern" Mittelalter üblich war. Wenn noch mehrere solcher Vereine in Deutschland, deren es aber „glücklicher Weise" nur wenige gibt, dieses Beispiel der Stuttgarter sich zum Muster nehmen wollten, so würde den wohlbestallten Amtsbehörden am Ende Nichts übrig bleiben, als sich zu einem merklichen Theile für umgangen oder beziehungsweise für unnöthig zu erklären,

was mit dem Untergange des Staates, wie sich von selbst versteht, so gut wie identisch seyn würde. Es ist dies ganz die Art und Weise, wie in jenem „dunkeln" Mittelalter, welches so roh gewesen, noch nicht einmal die Vormundschaft eines gehörigen Polizeiregiments zu kennen, sich die öffentlichen Zustände von innen heraus zu entwickeln pflegten, und zwar ohne weitere Mittel, als daß die Genossen gleicher Interessen sich in Körperschaften zusammenthaten, und diesen Körperschaften alsdann ihre Organisation und Selbstregierung nach eigenem Ermessen zuträglich erachtet ward. Ein finsteres Zeitalter, welches mit solchen „Freiheiten" auf der unschuldigen Menschheit lastete! Es war eben das gegliederte Staatswesen, welches die Schöpfungen jener Zeit so ungestempelt und unregistrirt zu lebendigem Daseyn erwachsen ließ, und anjetzo haben wir die nivellirende Staatsansicht, welche auch von dem Standpunkte des Liberalismus aus solche selbstgewordene Dinge als einen „Staat im Staate" zu verdammen hat. Womit wir uns in Demuth des höheren Lichtes unserer Zivilisation getrösten mögen, Amen!

Recht und Willkühr.

(1841.)

Von Alters her hat die deutsche Nation den Ruhm gehabt, daß der Rechtssinn zu ihren ausgeprägtesten Charakterzügen gehöre, und in der That ist der Glaube an das Recht, die Achtung

vor dem Recht, die Selbstbeschränkung durch das Recht in Deutschland heimischer geblieben, als bei irgend einer andern Nation, die englische etwa ausgenommen. Auch was man an den Zuständen des deutschen Reiches so ausgiebig verspottet hat, ist zum Theil etwas Ehrwürdiges gewesen: das Reich glaubte auch die Sicherheit nach außen auf die Achtung vor dem Rechte gründen zu können, anstatt auf die Achtung vor der Macht, und in dieser Gesinnung geschah es, daß man einem drohenden Feinde Rechtsdeduktionen anstatt Armeen entgegenschickte. Von diesem letzteren Irrthum sind wir durch bittere Erfahrungen geheilt worden; unglücklicher Weise aber ist in Folge der politischen Stürme, welche über Europa ergingen, auch in andern Beziehungen der Glaube an das Recht in bedenkliche Störung gerathen, und erst jetzt fängt man an, inne zu werden, daß die Streitfragen der Zeit um den eigentlichen Hauptpunkt so zu sagen herumgegangen sind.

Die französische Revolution von 1789 hat den gewichtigsten Anstoß zu diesen Störungen gegeben; die ersten Anfänge dazu aber liegen um etwas weiter zurück. Schon vor dieser Revolution hatte die moderne Theorie von der Omnipotenz der Staatsgewalt zu nivelliren begonnen, was ihr an unabhängigen Rechten im Wege stund; schon vor dieser Revolution hatten die Regierungen aufgehört, konservativ zu seyn. Was man für die Macht der Regierungen gehalten, das zeigte sich in den Zeiten der Gefahr als ihre Schwäche. Die Revolution kam und verfuhr im Namen der Freiheit, wie man vorher im Namen des Staates verfahren: sie stürzte um, was sich nicht in ihre Theorien fügte, erachtete das Recht für kein Hinderniß, und hatte in ihrer Art absolutistische Grundsätze. Eine dauerhafte Schöpfung vermochte sie aus diesem Grunde nicht ins Werk zu setzen; denn wer das Recht des Andern nicht zu achten weiß, der unterwühlt den Boden seines eigenen Rechtes, und wenn Das, was man

Recht nennt, mit jedem Morgen von vornen anfängt, so ist überhaupt kein Recht vorhanden.

Auf die Revolution folgte Napoleon, aber nicht in konservativem Sinn. Er verachtete die Politik, welche er hatte unterliegen sehen; aber er warf ihr niemals vor, daß sie zuerst das Recht untergraben, sondern daß sie nicht Geistesgröße genug gehabt habe, um durchzuführen, was auch er für die Aufgabe des „Staates“ hielt. Zwischen ihm und der Revolution, wie zuvor zwischen der Revolution und dem alten Königthum, handelte es sich lediglich nicht um die Frage des Rechtes, als welches vorlängst nivellirt gewesen, sondern um die Frage der Macht; er faßte sich als einen Wiederhersteller auf, aber ohne die Grundbedingung des konservativen Elements, welche die Unterwerfung der Macht unter das Recht ist. Auch Napoleon hatte die Erfahrung zu machen, daß Das, was er für eine Macht gehalten, eine Schwäche war: als er im Unglück an die Volkskraft appelliren wollte, entdeckte er, daß außerhalb des Staatsmechanismus keine organisirten Kräfte mehr vorhanden waren, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil jener Mechanismus sie nicht neben sich litt. Napoleon ist ganz eigentlich als ein Opfer der modernen Ansichten vom „Staate“ gefallen; wo man Gegenwart und Zukunft auf ein wohlgeordnetes Räderwerk setzt, da steht die ganze Staatsmaschine still, sobald die Triebfeder lahm wird, von welcher man Alles abhängig gemacht hatte. An dem Falle Preußens im Jahr 1806 hatte der Sieger die Schwäche eines Staates vor sich, der wie sein eigener konstruirt war; allein auch große Geister entbehren zuweilen des Geschicks, aus fremden Erfahrungen klug zu werden.

Von Napoleon und der Revolution ist auf Regierungen und Oppositionen in Deutschland eine Art von Gedankenerbschaft übergegangen. Man glaubt konservativ zu seyn, während man von dem Standpunkte der Macht ausgeht, und glaubt die Frei-

heit zu fördern, während man das Recht antastet. Man spricht allerwärts von Grundsätzen, und hat kein Prinzip; man legt sich keine Pflicht auf, als die, von einem willkührlich angenommenen Anfangspunkt aus konsequent zu seyn. Die Begriffsverwirrung hat sich bis auf die Parteinamen erstreckt. Wir haben Liberale und Servile, Demagogen und Aristokraten, Ministerielle und Oppositionsmänner, und eine Unzahl anderer Parteibezeichnungen auftauchen sehen; nach wahren Konservativen aber war im Ganzen vergebliche Nachfrage, und mit einem richtigen Instinkt dieses Mangels hat man auch von dem Namen derselben in Deutschland wenig Gebrauch gemacht. Konservativ ist nur, wer das Recht des Andern respektirt, indem er das seinige in Anspruch nimmt; in Deutschland aber sah man revolutionäre „Konservative", welche ganz in derselben Weise negirten und nivellirten, wie das entgegenstehende Element, und hinwiederum absolutistische „Liberale", welche jedes Recht über Bord warfen, das nicht in den Kram ihrer Theorien taugte. Von der einen Seite liegen die Beispiele in Hülle und Fülle vor; von der andern möge es genügen, die Angriffe auf die Universitäten namhaft zu machen. Die deutschen Universitäten sind eines der wenigen Institute, welche die nivellirenden Theorien uns noch übrig gelassen, auf alt-historischen, echt deutschen Grundlagen ruhend, von einem selbständigen Prinzip belebt, wie unsere Väter es gewohnt waren, und es war ein charakteristisches Zeichen der Zeit, daß gerade gegen ein solches Institut von einer Seite ein Börne, und von der andern ein Stourdza auftrat.

Man streitet sich über Freiheit und Ordnung, als ob darin ein Gegensatz läge. Die eine Partei sagt: Freiheit mag seyn, aber wir müssen Ordnung haben; die andere Partei ruft: Ordnung in Ehren gehalten, aber wir wollen Freiheit. Ist das ein Prinzipienstreit?.... Die Heilighaltung des Rech-

tes, des fremden, wie des eigenen, ist Freiheit und Ordnung zugleich; das Recht ist das konservative Element der Ordnung, wie der Freiheit, und wird es bleiben, ob auch von der linken wie von der rechten Seite dagegen gesündigt werde. Und diese Versündigungen sind uns nicht ausgeblieben. Hier ruft man die „Staatsraison" und dort die „Interessen der Freiheit" an, um das Recht einer andern Rücksicht unterzuordnen; hier spricht man von „Licht und Recht", während man das Eigenthum antastet, und sieht einen „Fortschritt der Zivilisation" darin, wenn man einer Kirche, deren Rechtssinn man nicht unter die Polizeigewalt zu beugen vermag, wenigstens ihre Güter wegnimmt; dort mißbilligt man Das höchlich, setzt aber eine neufabrizirte Landesverfassung an die Stelle eines bestandenen Staats-Grundgesetzes, wobei man in dem einmal begonnenen Zerstörungswerke von Konsequenz zu Konsequenz in Rechtsverletzungen verfällt, und die s. g. „Freiheitsfreunde" ereifern sich darüber mit Bitterkeit, während sie in den ganz gleichberechtigten Staatsstreichen gegen ein unendlich länger und unendlich fester bestehendes Recht einer abweichenden Konfession bewunderungsvoll die „Morgenröthe einer schöneren Zukunft" erblicken!

Es ist ein vielsagendes Unterpfand für eine bessere Zukunft Deutschlands, daß diese heillose Begriffsverwirrung sich nachgerade aufzuhellen beginnt. Und wenn wir mit Stolz der Ueberzeugung sind, daß Deutschland einer großen und reichen Zukunft entgegengeht, so schöpfen wir die Motive zu dieser Ueberzeugung aus der mit jedem Tage kräftiger heraustretenden Thatsache, daß in der deutschen Nation sich erhalten hat, was vielfach anderwärts verloren gegangen; der Ausspruch: das ist Recht, oder: das ist Unrecht, ist eine **Macht** in Deutschland.

Der Gegensatz des Beamtenstaates.

(1842.)

„Auf welche menschenmögliche Weise soll der Staat regiert werden, wenn nicht durch die Beamten? Wenn man den sogenannten Beamtenstaat nicht leiden mag, wie will man es angreifen, um die „Regierungen“ nicht auseinander fallen zu lassen? Was für einen Ersatz hat man zu bieten für Das, was man beseitigt sehen möchte?“

Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht, sagt Göthe im Faust, da glaubt es gleich das Ende nah'. Die Antwort auf solche Fragen liegt so nahe, daß die Fragestellung selbst nur ein Beweis weiter ist, zu welcher Begriffsverwirrung man sich durch gekünstelte Verhältnisse hinaufgeschraubt hat, um nun gerade in dem Nächstliegenden und Natürlichsten die unnahbarsten Schwierigkeiten zu finden. Daß in Deutschland gar häufig „zu viel regiert werde“, ist eine zu alte Klage, um nicht auch von den verschiedenartigsten Standpunkten aus seit lange anerkannt und zugegeben zu seyn; auch hat man vielfache Versuche zur Vereinfachung des „Mechanismus“ gemacht, und ist dabei nur immer an dem Hauptirrthum hängen geblieben, daß man es, ob vereinfacht oder nicht, eben bei dem Mechanismus beließ, und in dieser Weise fortwährend mehr in den Registraturkasten hinein administrirte, als in den Bereich der lebendigen Zustände. Die unübersehbare Masse der papiernen Verordnungen erdrückte sich wechselseitig; über dem Tausendsten wurde das Hundertste vergessen; der Anspruch auf eine geistige, nicht blos mechanische Wirksamkeit erstickte in dem Wuste der Einzelheiten, und bei den Beamten selbst ertödtete dieser verwirrende Einfluß die Frische

des Gedankens, welche ein jugendlicher Eifer etwa noch in das lähmende Geschäft mitzubringen versucht hatte. Wo nun in einem derartigen Uebermaße eben der Fehler liegt, da kann es sich natürlich nicht um einen „Ersatz" handeln, welcher gleichfalls wieder ein Uebermaß, nur eines von anderer Sorte, seyn würde; das Zuvielregieren verlangt demnach keineswegs irgend ein Ersatzmittel zur Abhilfe, sondern ganz einfach das schlichte Bleibenlassen. Man unterlasse es, und die nutzlose Plackerei wird für beide Theile ein Ende haben.

Der moderne Staat kann sich noch immer nicht von seinem ursprünglichen und charakteristischen Irrthum losmachen, sämmtliche Staatsangehörige außerhalb der Beamtenwelt für unverständige Kinder anzusehen, die man auf allen Schritten und Tritten bevormunden, beaufsichtigen, mit Verordnungen und Dekreten geleiten, kurz, an Händen und Füßen geknebelt der sichern Glückseligkeit überliefern müsse. Dies war das durchgehende Ideal der wohlgemeinten, aber bornirten „Aufklärung" des vorigen Jahrhunderts. Aus fürsorgender Humanität sah man die große Masse, welche nicht der Beamtenschaft angehörte, für eine Sammlung halbfertiger Dummköpfe an, die man denn sofort zuzuschulen, aufzustutzen, und aus dem Gröbsten herauszumeißeln habe; der Staat aber, so wie er in der Beamtenschaft repräsentirt war, sollte für diese liebe dumme Heerde den Leithammel, für diese roh auf die Welt gekommene Bevölkerung den großen Zucht- und Schulmeister vorstellen, der mit dem Stecken in der Hand Ordnung und Bildung hervorbrächte. Daher denn auch die herkömmliche Amtsgrobheit, womit man die Leute delikat auf die mangelnde Verfeinerung hinweisen wollte, und die schriftlich-gelehrten, in möglichster Kunst unverständlich gehaltenen Verhandlungen über Dinge, welche das Volk zunächst interessirten, auf daß es um so dringendern Eifer bekäme, sich in das schwierige Verständniß hineinzuarbeiten.

Auch die unnatürlichsten und widersinnigsten Einrichtungen können ganz leidlich gutthun, sofern sie sich nur halbwegs an einer Art von Ordnung festhalten, und aus der Regelmäßigkeit sodann eine stumpfe Gewohnheit herauswächst. Die besten Köpfe fanden das Ideal des Kanzleistaates untadelhaft, und die Sache hielt sich in der Theorie wie in der Praxis aufrecht, so lange es in der That möglich blieb, die gesammte höhere „Intelligenz" in den Beamtenstand mit einzufangen und als „angestellt" unterzubringen; seit aber die Industrie, der Handel, die Gewerbsamkeit aller Art, die freien Künste und Wissenschaften in einer solchen Weise vorgeschritten sind, daß sowohl die „Bildung" als die „Intelligenz" seit lange nicht mehr für den Alleinbesitz der Beamtenhierarchie gelten können, seitdem hat die hergebrachte Fiktion keinen Boden mehr, und der Krug wird noch so lange an den Brunnen gehen, bis er bricht, aber er ist bereits mit Sprüngen und Rissen überdeckt.

Seltsam genug ist es, daß man so unendlich lange Zeit gebraucht hat, um den wachsenden Unbehaglichkeiten der mechanischen Staatszustände in der Hauptsache auf den Grund zu sehen. Von Frankreich herüber war uns die eigentliche Gestaltung des modernen Beamtenstaats mit seiner Polizeiherrschaft zugekommen, wozu man in Deutschland, und zwar aus Redlichkeit der Gesinnung, nur noch längeres Formwesen und mehr Aktenwirthschaft hinzugethan; von Frankreich herüber kam uns später die gesuchte Reform in Gestalt des alten Liberalismus, welcher die eine Maschinerie über den Haufen warf, um eine andere Maschinerie an deren Stelle zu setzen. So zäh ist die Macht der Gewohnheit; so schwer läßt man eine Befangenheit los, die sich einmal in überkommenen Begriffen festgesetzt hat. Anstatt nach dem Vorbilde Englands und der Vereinigten Staaten eine lebendige Organisation zu schaffen, welche auf möglichster Selbstthätigkeit der Unterabtheilungen des Staates beruht, auf möglichster Un-

abhängigkeit des Gemeindelebens und sonstiger Gemeinschaften der Interessen, auf möglichster Beschränkung des Regierens von oben herunter und dafür eintretender natürlicher Gliederung freien Zusammenwirkens von unten hinauf, — anstatt auf diesem Wege den richtigen Gegensatz für die Omnipotenz der Staatsgewalt zu suchen, welche man so despotisch befunden hatte, ließ der liberale Beamtenstaat den ganzen Mechanismus, wie er vorher gewesen, führte blos an der Handhabe dieses künstlichen Räderwerks eine Art von Kontrolle ein, indem er der beklagten, aber beibehaltenen Omnipotenz einen Theilhaber weiter zugesellte, und übersah in aller Unschuld, daß der „Staatsmaschine" lediglich Nichts von ihrem mechanischen Charakter genommen war, wenn nunmehr zwei Hebel in manchmal widerstrebender Richtung an dem Handgriffe drehten, sondern daß er statt des Mechanismus auf einen Organismus hätte ausgehen müssen, um etwas in sich selbst und auf die Dauer Lebenskräftiges zu schaffen. Anstatt das Zuvielregieren zu mindern, hat der liberale Beamtenstaat es gemehrt; anstatt den Bürgern die Sorge ihrer Bevormundung selber zu überlassen und die Beamtenherrschaft auf ein Minimum einzuschränken, findet er fortwährend ein weiteres Eingreifen und Administriren nothwendig, und kreirt von Zeit zu Zeit neue Stellen zu diesem Zweck; anstatt sich aus dem Wust des papierenen Formenwesens herauszuwinden, besinnt er sich täglich, wo etwa noch ein neues Gesetzchen anzubringen seyn möchte.

Der Bürger und Bauer ist der Kern des Staates; der Bürger und Bauer aber bedarf, wenn man auch zehnmal eine politische Kontrollirung im Mittelpunkte des Staates angebracht hätte, nach wie vor einer Bürgschaft, einer sichernden Institution, einer Verfassung so zu sagen, gegen seinen Amtmann, gegen seinen Polizeimeister, gegen seinen Steuerregenten, und wie die vielnamigen Arme der Staatsmaschine alle heißen mögen, und diese Bürgschaft wird ihm nicht durch die Bewegungen der großen

Politik, sondern lediglich durch eine die praktische Kraft gemeinsamer Interessen regelnde Organisirung in Vereine des Gleichartigen, in Assoziationen und Körperschaften. In England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat man das Bild einer solchen natürlichen und vernünftigen, auf den altgermanischen Grundlagen ruhenden Staatsbildung vor sich; in den Zuständen von Frankreich das Bild des Gegentheils, welches von oben herunter in das Blaue hinein arbeitet, welches nivellirt, wo es assoziiren, und in Atome auflöst, wo es schöpferisch organisiren sollte.

Daß aber in der Regel auch die „liberalsten" Staatsdiener Nichts von dem Gedanken eines Staatswesens wissen wollen, wo man so keck wäre, das Volk auf seinen eigenen Füßen gehen zu lassen, Dies scheint uns schon für sich allein einer der einleuchtendsten Belege, daß dieser sogenannte Liberalismus, wie er von Frankreich herübergekommen, in seiner Grundlage auf einer falschen Staatsansicht beruht, welche sich neben der englischen Freiheit ausnimmt, wie die Kindheit am Gängelbande neben dem stämmigen Mannesalter.

Die Politik der Thatsachen.

(1842.)

Die Staatsweisheit ist im Grunde nichts Anderes, als die Kunst, auf die rechte Art mit den Thatsachen umzugehn: sie herankommen zu sehen, so lange sie noch unterwegs sind, und sich

bestmöglich mit ihnen abzufinden, wenn sie sich einmal festgestellt haben. Eine Politik, welche der Natur der Dinge nachgeht, wird immerdar eine natürliche seyn; sie wird weder Früchte pflücken wollen, bevor sie reif geworden, noch mit einem vom Baume gefallenen Apfel Experimente anstellen, als ob er wieder zum Anwachsen zu bringen wäre.

Man hat gespöttelt darüber, daß in neuerer Zeit so oft von „vollendeten Thatsachen" die Rede gewesen, welchen man dann ihren Lauf lasse, um sich keine unnütze Mühe zu machen; man hat die Erscheinung bekrittelt und sie dahin ausgelegt, daß die Staatskunst sich damit so zu sagen selber für nichtig erkläre. Und doch ist es gerade ein Gewinn der Staatskunst, sich zu rechter Zeit mit den Thatsachen ins Einvernehmen zu setzen, und wenn man die fertige Geschichte nicht anerkennen sollte, so würde man ihr auch keinen Einfluß abgewinnen, und die Politik müßte mit jedem Augenblicke von vornen anfangen, so daß sie ihrerseits es zu nichts „Fertigem" brächte.

Eine fertige Thatsache hat ihr Gewicht von selber, und es handelt sich nur darum, daß man erkenne, was zu einer solchen geworden ist. Ludwig-Philipp beherrscht Frankreich aus keinem andern Grunde, als weil er mit dieser Erkenntniß die Revolutionen seit 1789 richtig ausgelegt und für das Räthsel von vierzig Jahren die gesuchte Lösung gefunden hat. Jene erste Revolution war eine Revolution des Mittelstandes, von dem sie den vordersten Anstoß und ihre eigentliche Kraft empfing; was darüber hinaussprang, fiel auch wieder in sich selber zusammen; der Mittelstand selbst aber hatte die thatsächliche Macht, welche ihre Anerkennung suchte, schon vor der Revolution, und die Entwicklung würde eine andere geworden seyn, wenn die Staatslenker es damals verstanden hätten, einer „fertigen Thatsache" ihr Recht widerfahren zu lassen und die Regulirung der Formen zu suchen, in welche die einmal vorhandene Bedeutung des Mittel-

standes sich einfügen konnte. Weder die Republik, noch das Kaiserreich, noch die Restauration fanden das Geheimniß auf, die Thatsache in den ihr entsprechenden Rahmen einzupassen; erst Ludwig-Philipp führte das Verständniß der französischen Revolution auf ihre faktische Grundfrage zurück, nämlich auf die Macht und Geltung des Mittelstandes, nahm die richtig erkannte Thatsache als eine geschichtlich fertige in seine Politik auf, und in diesem Umstande liegt die eigentliche Stärke derselben, welche auch ohne Zweifel so lange vorhalten wird, als sich nicht eine andere Macht neben dem Mittelstande erhebt, welche thatsächlich stark genug wird, um ihre Anerkennung und Einreihung zu einem Bedürfnisse der Zeit zu gestalten.

Unsere deutschen Ideologen pflegen sich eine politische Entwicklung so vorzustellen, als ob von Staats- und Regierungswegen die Ereignisse gemacht würden, und ein „Fortschritt" also in der Weise zu bewerkstelligen wäre, daß an einem schönen Morgen etwa ein Dekret an den Straßenecken angeschlagen erschiene, des Inhalts: „Art. 1. Und ist hiemit die Freiheit eingeführt. Art. 2. Unser Minister der Volksaufklärung ist beauftragt" 2c. Allein in der Wirklichkeit machen sich die Ereignisse nicht in dieser Weise, und die Geschichte weiß auch Nichts davon, sondern der Gang der Dinge wächst erst aus dem Leben in die Formen hinein, und erst muß in der Wirklichkeit eine „fertige Thatsache" sich ausgebildet haben, bevor das beste Dekret ihr eine Wirksamkeit zuzutheilen im Stande ist. So weit die Geschichte reicht, hat Alles, was festen Bestand erlangte, sich aus seinen eigenen Bedingungen heraus entwickeln müssen, und die bürgerliche Freiheit so wenig, als irgend etwas Anderes, ist je durch eine administrative Maßregel begründet worden, welche sie aus dem Nichts hätte erschaffen sollen.

Ein Blick auf die englische Verfassungsgeschichte wird am klarsten erläutern, was wir im Auge haben. Die Britten haben ein

Parlament, sie haben Preßfreiheit, sie haben die Oeffentlichkeit der Verhandlung in politischen und gerichtlichen Angelegenheiten im weitesten Umfang. Sind diese Zustände in der Weise entstanden, daß man sie durch einen Gesetzentwurf ins Leben rief? Hat der Polizeistaat oder das Beamtenwesen sie eingeführt? Schreibt sich ihr Bestand davon her, daß zu einer gegebenen Zeit einmal eine „Kommission" zusammensaß, um eine „Organisation" zu fabriziren, und daß sodann ein Regierungsblatt verkündigte, wie es von nun an mit der „Freiheit" zu halten sey?

Gott bewahre: von Allem das gerade Gegentheil! Die Preßfreiheit ist nicht durch ein Gesetz eingeführt worden, sondern sie wuchs allmählig heran, und man fand sie vorhanden, als alle politischen Parteien die politische Reife erlangt hatten, um auch dem Gegner seine Meinungsfreiheit nicht verkümmern zu wollen, noch einen Zwang in dieser Beziehung politisch zu finden. Die englische Preßfreiheit hat ihren Weg gemacht, indem man stufenweise und Schritt vor Schritt die Verbote zu ignoriren anfing, welche ihr entgegenstunden, wie z. B. das Verbot, die Parlamentsverhandlungen zu veröffentlichen, das noch heute nicht aufgehoben, sondern blos in Abgang gekommen ist.

Mit der Oeffentlichkeit der Parlamentssitzungen hat es die gleiche Bewandtniß. Der Eintritt von Zuhörern, von „Fremden", wie der Kunstausdruck sagt, d. h. von Leuten, welche nicht in die Versammlung gehören, ist noch heutzutage verboten, was lediglich ignorirt wird, und wenn ein Mitglied des Hauses den Sprecher aufmerksam machte, daß er „Fremde" auf der Gallerie bemerke, so müßte streng nach den bestehenden Formen die Gallerie geräumt werden, wie es ohnedies bei jeder Abstimmung geschieht.

Der Einfluß, die Macht, und die Rechte des Parlaments selbst haben sich in gleicher Weise aus dem natürlichen Gang der Dinge, d. h. auf historischem Wege entwickelt, und wir denken

keiner Einrede zu begegnen, wenn wir hinzusetzen, daß diese Rechte darum nicht schwächer daran sind, sondern vielmehr gerade daraus ihre Stärke schöpfen. Man halte die Entwicklungen des modernen Staates in andern Ländern neben diese englischen Zustände, und man wird eine sehr anschauliche Lehre vor sich haben, was eine historische Grundlage bedeuten will!

Whigs und Tories.

(1842.)

Es ist vielfach und eindringlich hervorgehoben worden, wie sehr der Mangel an einer diskutirenden Presse ein geistiger Verlust für die Nationalinteressen ist. In Deutschland hatte man Zeit genug, die betrübte Erfahrung zu würdigen. Die Abwesenheit einer Anregung schläferte den Sinn für die Nationalinteressen bis zur Ohnmacht ein; die Verweisung auf die Lektüre ausländischer Gedanken oder ihrer Uebersetzung schob ein falsches Interesse für fremde Angelegenheiten unter; am Ende entwickelten sich auch Gesinnungen oder Stimmungen im Interesse fremder Nationen daraus, und der ausländischen Presse war der Einfluß in die Hände gespielt, welchen man der einheimischen hatte abgraben wollen. Das Ausland selbst glaubte nicht mehr an das Daseyn eines Nationalgeistes, den es nicht durch die Presse vertreten sah.

Zum Glück und Segen Deutschlands liegen diese abderitischen Zustände als Vergangenheit hinter uns, wenn auch noch hin und

wieder kleine Nachläufer des alten Abderitismus über die Bühne spazieren. Die Zeit der Herrschaft desselben war eine tragische; in den vereinzelten Nachwehen kann man mit lächelnder Ueberlegenheit mehr eine komische Erscheinung sehen.

Eine Nation, welche ihr Selbstbewußtseyn erlangt hat, faßt die Weltbegebenheiten zunächst mit der Beziehung auf ihre eigenen Interessen ins Auge, und wenn sie eine ausländische Politik beurtheilt, so legt sie nicht den Maßstab einer Theorie an, sondern erwägt den Einfluß, welchen jene Politik auf ihre Angelegenheiten ausüben oder verfehlen werde. Die Amerikaner der Vereinigten Staaten werden Frankreich als ihren natürlichen Verbündeten ansehen, gleichviel welches die innere Regierungsform Frankreichs sey; sie haben in gleicher Weise Rußland in der Reihe ihrer natürlichen Allianzen gesehen, unter allen Verhältnissen, und niemals danach gefragt, ob Rußland demokratisch oder absolutistisch regiert werde. Die Franzosen und Engländer in ihrer auswärtigen Politik thun deßgleichen, und es fällt ihnen nicht ein, die sogenannten „Sympathien" in einem gleichartigen „politischen Prinzip" zu suchen, als wo bei minder gebildeten Völkern ein solcher Glaube als Mittel des Einflusses oder der Herrschaft auszubeuten ist, d. h. wo er ihnen Vortheile bringt, nicht wo er ihnen ein Opfer auferlegen würde.

Nicht so unsere Ideologen. Es gibt jetzt noch ein gewisses Publikum, das dem Gange der Weltbegebenheiten folgt, wie ein Nähtermädchen am Sonntag einen Roman aus der Leihbibliothek liest, nämlich mit dem Interesse eines Zuschauers, den die Sache weiter nichts angeht, als daß er sich zu seinem Vergnügen einen Gegenstand für seine Betrachtung oder seine „Sympathien" herausliest.

Dies ist denn der beliebte „Enthusiasmus" der politischen Kannegießerei; eine Art von Verzückung, deren schale Leerheit nicht besser ins Licht tritt, als wenn man sie gerade gegen eine

fremde Politik hält, wie die solide, kalt überlegende, zähe Politik Englands ist. Whigs und Tories — wie oft hat sich der kannegießernde Enthusiasmus über dieses Thema ausgebreitet! Und wie ideologisch nahm sich dieser Enthusiasmus aus neben der englischen Politik selbst, welche eben dadurch ihre Erfolge zu erringen pflegt, daß sie niemals ihren Verstand mit einem Stück Enthusiasmus durchgehen läßt!

Es war eine Zeit lang fast Mode geworden, in den englischen Whigs irgend ein geheimnißvolles Heil für Europa und die Welt, irgend ein nicht näher zu bestimmendes Glück für die „Sache der Freiheit" repräsentirt zu sehen. Sogar dem „ultramontanen" O'Connell im Gefolge der Whigs konnten es die Leute vergeben, daß er nicht „aufgeklärt" sey, — ja sich in eine enthusiastische Bewunderung für den Vorfechter des irländischen Katholizismus hineinleben, während sie bei sich daheim mit gleicher Begeisterung im Stande waren, die Polizeigewalt anzurufen, daß sie den „Umtrieben" des Katholizismus, der von seinen „einfältigen" Rechten zu sprechen wage, mit einem hübschen Zwangsmittel einmal seine „Einbildung" austreibe. Es war schändlich, wie die abscheulichen Tories die irländischen Katholiken unterdrücken wollten, und es war eine rechte Herzensfreude, wie ein aufgeklärter Schweizerkanton dem katholischen „Unsinn" zu Leibe stieg: — ein Ideolog von diesem Schnitt ist niemals verlegen, die unverträglichsten Gegensätze nebeneinander zu bewundern.

Eine Ueberschwänglichkeit, die es nun einmal auf das Bedürfniß eines Enthusiasmus gepackt hat, ist schwer zu widerlegen; wenn man jedoch die Betrachtung auf die nackten Thatsachen zurückführt, so ist die einfache Wahrheit die, daß Whigs und Tories im Grunde die gleiche Politik nach außen haben, nämlich das Interesse und den Vortheil Englands, ohne Rücksicht auf eine angebliche „Sympathie von Prinzipien". Für England selbst ist das Gleichgewicht der theoretischen Gegensätze ohnehin seit lange

festgestellt, und wenn die „Freiheit“ in einem Ankampfe gegen die Rechte der Krone bestehen soll, so sind sowohl Whigs als Tories über die Ideologie hinaus, von welcher man sich in Frankreich noch im dürren Kreise herumführen läßt. Der Tory räumt der Krone keine größeren Rechte ein, als der Whig, und der Whig will die Rechte der Krone nicht schmälern, so wenig als der Tory. Der Whig ist nicht revolutionär im französischen Sinne, und der Tory denkt nicht daran, den englischen Freiheiten zu nahe treten zu wollen. Die Freiheit ist in England konservativ, und der konservative Sinn in England ist ein freier: es ist die Achtung der gegenseitigen Rechte, welche man in England gelernt, und in manchen andern Ländern, in Frankreich zumal, erst noch zu lernen hat.

Nach außen aber kennt die Politik aller englischen Parteien nur ein Prinzip, den Vortheil Englands, das Interesse seiner Macht und seines Ansehens, und wenn man die Größe Englands zu erreichen wünscht, so wird man besser thun, dem gesunden Menschenverstand der englischen Parteien die nationale Staatskunst abzulernen, als ihnen ideologische „Sympathien“ unterzulegen, über welche sie mit offener Verachtung lächeln würden, — wenn es das Interesse Englands erlaubte, sich Solches anmerken zu lassen!

Auswüchse des modernen Staatswesens.

(1842.)

Nichts Drolligeres, als die unfehlbare Zuversicht, womit der Begriff des modernen Beamtenstaats alle Dinge, die ihm zwischen Himmel und Erde vorkommen, unter Dach und Fach seiner

Aktenherrschaft glaubt einregistriren zu können. Seit Ludwig XIV. haben sich diese Künstler die erdenklichste Mühe gegeben, das Staatsleben so recht eigentlich auf einen blosen Mechanismus zurückzuführen, wofür sie denn auch mit großer Naivetät den bezeichnenden Namen „Staatsmaschine" erfunden haben; aber wenn man glauben wollte, daß sie nun endlich am Ende ihrer Aufgabe angelangt wären, daß sie ihr Werk einmal fertig gebracht hätten und auf etwas wohlthuend Vollendetes und Ruhendes hinweisen könnten, so würde man sich gewaltig täuschen. Gott bewahre! Die „Maschine" ist ihnen noch lange nicht mechanisch genug; es gibt noch so Vieles, was so zu sagen Anspruch auf ein selbstthätiges Leben macht, und ohne Kontrolle, Ueberwachung, Obervormundschaft, und beigegebene Genehmigung des Beamtenwesens gleichsam für sich allein sein Fortkommen in der Welt findet; der Mechanismus ist also erst noch ferner zu vervollständigen, und wenn das bisherige Räderwerk sich knarrend und seufzend dreht und zuweilen kreischende Mißtöne hören läßt, so ist das eine einleuchtende Aufforderung, noch ein paar Räder weiter anzubringen.

Von Vereinfachung darf keine Rede seyn: es wird im Gegentheil noch lange nicht viel genug regiert in dieser nummerirten und administrirten Welt. Damit nun das einträgliche Geschäft nicht etwa aus Mangel an Schwierigkeiten ausgehe, so ist man allerneustens, wie mit Wohlgefallen in mehreren deutschen Zeitungen vermeldet wird, auf den glücklichen Einfall gerathen, sich mit dem um sich greifenden Luxus zu beschäftigen. Diesem Umsichgreifen muß eine „gesetzliche Schranke" gesetzt werden; ein moderner Polizeistaat, wie er seyn soll, darf da nicht länger unthätig zusehen, sondern hat ein gehöriges Gesetz zu überlegen, damit nicht die Familien darunter leiden, da der Luxus zu sehr alle Klassen ergriffen hat, und namentlich der leidige Erwerb „als Mittel benützt wird, es den höheren Ständen in der Sucht,

zu glänzen, gleich zu thun"; will sich aber Jemand durchaus selber ruiniren, so bedarf er dazu nicht den unregistrirten und unaktenmäßigen Luxus, sondern kann sich als geordneter Bürger der Mittel und Wege bedienen, welche ihm der Staat selbst durch Staatspapiere, Staatslotterien, geregelten Börsenschwindel, patentirte Spielhäuser und dergleichen zur Auswahl anbietet.

So ganz neu ist der Einfall mit dem „Luxus" zwar eigentlich nicht. Schon in der ersten Ausbildung des modernen Beamtenstaates, welcher auf das polizei- und aktenlose „finstere Mittelalter" folgte, hatte man sich zu Kleiderordnungen erhoben, an deren weltverständiger Inspiration die Schuld nicht lag, daß sie so eigentlich Nichts geholfen haben; in dem Fortgang weiterer Entwicklung gelangte man sodann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter Anderm auch zu den zweckmäßigen Verordnungen über den Luxus des Genusses, wobei z. B. regulirt ward, welchen Ständen das Kaffeetrinken von Staatswegen zu gestatten, nachzusehen, und zuzulassen sey, und welchen nicht. Die letztere Einschränkung des Luxus ließ sich damals unglücklicher Weise nicht ganz durchsetzen; doch ist es, was die Zwecke der Kleiderordnungen betrifft, nachmals gelungen, den alten Bauernstand, der so hochmüthig über seine Wohlhabenheit auf seinen Höfen saß, mit Hilfe der fortschreitenden Aufklärung in so weit nüchterner zu stimmen, daß er wenigstens theilweise sich nicht mehr der vormaligen Nationaltrachten bedient, welche solid, aber kostspielig waren, sondern bescheiden in baumwollenen Wämsern und sonstigem aufgeklärtem Zeug einhergeht, ohne Anspruch auf jene unnützer Weise mahlerischen oder kleidsamen Trachten zu machen, welche dem unadministrirten Mittelalter angehörten.

Fortschritt ist die Losung der Zeit: so schreite man denn fort in der Ausbildung des modernen Beamtenstaates, und leite die konsequent aufgefaßten Ueberwachungsmaßregeln gegen eigenmächtigen Kleiderschnitt und standeswidriges Kaffeetrinken wieder

ein, mit denen man in jenen früheren Zeiten aus Mangel an Erfolg allmählig inne gehalten. Auf ein paar neue Gesetze oder Verordnungen weiter kann es nicht ankommen, während ein beamtenmäßiger Staat deren tausende in seinen Aktenschränken verwahrt hält und dennoch so wenig die Uebersicht verliert, daß er unbeschwert sowohl neue hinzufügt als mit Erläuterung der alten thätig ist. Auch braucht man sich keineswegs die Sorge zu machen, daß man auf solchem Weg am Ende bei einem chinesischen Staatsmechanismus ankommen würde; es genügt vielmehr vollkommen, bei dem Beispiele von Rußland stehen zu bleiben, welches der am modernsten ausgebildete Beamtenstaat auf der Welt ist. Führe man vierzehn Rangklassen ein, deren jeglicher in bemessenem Kanzleitakt ihre Kleiderordnung und ihr Speisezettel vorzuschreiben wäre, und die Sache wird ausführbar; könnte man zur Vervollständigung etwa noch bewerkstelligen, die einzelnen Individuen jeder Klasse mit einer Nummer zu versehen, so würde die amtliche Uebersicht bedeutend erleichtert seyn und gewißlich nicht zu befürchten bleiben, daß wegen Abnahme der Amtirungsgeschäfte einmal unversehens der „Staat" stillstehe. Nicht zu gedenken, daß jedenfalls durch derartige Regulirung und Klassifizirung das Beamtenwesen sich besser konsolidiren und dem Staate Gelegenheit zur Anstellung einer erklecklichen Anzahl neuer geboten würde, was schon an sich für einen Vortheil erachtet werden kann; denn als der geordnetste Staat des ganzen Weltalls dürfte ohne Zweifel der gelten, welcher aus lauter Beamten bestünde, und wenn dieses Ideal noch nirgends verwirklicht worden ist, so rührt Das offenbar nur daher, weil man alsdann eines zweiten Staates bedürfte, um dem ersten die Kosten zu decken.

Was ist der Luxus? Für die ärmeren Stände eine Anmaßung, statt der blosen Nützlichkeitsdienste auch den Sinn für Verschönerung des Lebens haben zu wollen, und nach vollbrachter

Tagesmühe und Arbeit sich mit kleinen Behaglichkeiten zu umgeben, welche noch überdies durch die leidige Industrie jetzt so wohlfeil geliefert werden, daß auch der Aermere sie sich erwerben kann. Für die reicheren Stände aber ist der Luxus eine verderbliche Versuchung, den Ueberschuß ihrer Mittel ebenfalls auf vermehrte Annehmlichkeiten zu verwenden, und auf solche Weise ihr Geld unter die Leute zu bringen, während sie ohne die Gelegenheit des Luxus solches bequemer in ihren Kasten einsperren würden, damit es beisammen bleibe. Setze man diesem polizeilosen und eigenmächtigen Treiben „gesetzliche Schranken", so wird die Industrie, welche zum Luxus verführt, von selbst ein Ende nehmen, und man wird nicht mehr über die zunehmende Wohlhabenheit zu klagen haben, welche lediglich eine „Geldaristokratie" ist, und kein vermöglicher Bürger wird es sich mehr beikommen lassen, einen Schönheitssinn auf Ausschmückung des Lebens anwenden zu wollen, wie es nur „höhern" Ständen zukommt, oder „den Erwerb als Mittel zu benützen", um es einem Beamten gleich zu thun.

Im Ernste gesprochen, auf diesem Wege könnte man allerdings den „Luxus", über welchen geklagt wird, in andere und glücklichere Länder verbannen: aber den schlimmsten Luxus von allen, den Luxus des Zuvielregierens und der Beamtenherrschaft, den würde man übrig behalten und zu einer Schmarotzerpflanze erziehen, welche dem lebenskräftigsten Staate das Mark seiner Säfte aussaugen müßte!

Die Hallischen Jahrbücher und der National.

(1841.)

In der letzten Zeit lief ein Gerücht durch die deutschen Blätter, daß die von Echtermeyer und Ruge herausgegebenen Hallischen Jahrbücher einem preußischen Verbote unterlegen seyen, und hierauf auch die königlich sächsische Regierung, in deren Gebiet die Zeitschrift ihren Verlagsort hat, das Forterscheinen derselben untersagt habe. Nun hat sich der National des Gegenstandes bemächtigt, und der Betrachtung desselben eine Seite abgewonnen, welche in vielen Beziehungen charakteristisch ist. Zuvörderst sieht er in der Maßregel einen „neuen Beweis", wie illusorisch, neben der preußischen Zensur und ihren despotischen Uebergriffen, die Existenz der übrigen deutschen Staaten sey, und ist demzufolge überzeugt, daß damit „alle Illusion und der ganze Stolz der deutschen Patrioten mit einem Schlage darnieder geschmettert sey." Hierauf zählt der National die Verdienste der Hallischen Jahrbücher auf: sie hatten eine hohe politische Auffassung, verfolgten unbarmherzig die pedantischen Gelehrten, welche sich in ihrer bürgerlichen Stellung den absoluten Regierungen verkauften und einen Kreuzzug gegen das Hegelthum predigten, griffen wacker die Universität Berlin und einige „von der Polizei bezahlte" Professoren an, und brachten mehrere Artikel gegen die Prinzipien des Königs. Das Hauptverdienst aber kommt hintendrein: es waren die Hallischen Jahrbücher, welche gleich zuerst sich „gegen den Vertrag vom 15. Juli" erklärten, und mit vielem Geiste den „Gerichtsschreiber Becker" und seine „freiheitsmörderischen Poesien" verhöhnten.

Nach diesem handgreiflichen Fingerzeige — denn wenn nicht die Eroberungslust in den französischen Köpfen spuckte, so müßte das Rheinlied, welches blos von Vertheidigung spricht, jenseits der Vogesen ganz eindruckslos geblieben seyn — legt sich der National auf die liebenswürdige Seite, und spricht sehr herablassend mit den guten Deutschen. Wenn er nicht so aufrichtig die Freiheit aller Völker liebte, und zwar vorzugsweise die des deutschen Volkes, so könnte es ihm ja nur zu einer kleinen Schadenfreude gereichen, auf die fragliche Maßregel hinzuweisen gegenüber jenen aufgeblasenen Deutschthümlern, welche eine so hochfahrende Sprache führen und sich so grob gebehrden, wenn von Frankreich und den Rheinprovinzen die Rede ist. So aber will er blos die Deutschen fragen, ob sie endlich ihre „wahren Feinde" erkennen, ob sie, nach so vielen „Enttäuschungen" daheim, noch von ihrem Elsaß zu sprechen und auch fernerhin mit einer Propaganda des „Despotismus und der Sklaverei" aufzutreten gedenken? Der National antwortet sich selber darauf, daß er es wünsche, ohne allzu starke Hoffnung darauf zu setzen, und mit dem Letzteren wird er ohne Zweifel Recht behalten.

Was die Hallischen Jahrbücher betrifft, so müssen wir zuvörderst ihre Angelegenheit gegenüber dem National aus dem Spiel lassen, da es nicht unsere Sache ist, in Betreff einer Zeitschrift zu rechten, die mit einem Verbote bedroht seyn mag, als etwa um darauf aufmerksam zu machen, daß viele von Denen, welche sich für die Tendenzen der Hallischen Jahrbücher interessiren, im Namen von „Licht und Recht" Beifall klatschen, wenn gegen andere Tendenzen der Staat mit einem Akte der Polizeigewalt einschreitet. Kann man aus „Staatsräson" katholische Klöster einziehen, so kann man aus „Staatsräson" auch protestantische Blätter verbieten, und da die Entscheidung über die Frage, was Staatsräson sey, natürlich in den Händen der be-

treffenden Regierung liegt, so gibt es keine Gränze für diese Willkühr, weder nach der einen noch nach der andern Seite.

Aber das ist eben eines der schlimmen Geschenke, welche uns der moderne Staatsbegriff gebracht hat, daß man immerdar von dem Gedanken der Omnipotenz der Staatsgewalt ausgeht, welche Nichts neben sich duldet; daß man von einem „Staat im Staate" und „Rückkehr zum Mittelalter" deklamirt, sobald von irgend einer organischen Gliederung mit selbständigem Lebensprinzip die Rede ist; daß man, anstatt in dem System des Zuvielregierens und in der Allmacht einer Beamtenhierarchie eine der Hauptursachen öffentlicher Unbehaglichkeit zu sehen, vielmehr bei jeder Gelegenheit nach weiterer Ausdehnung des Zuvielregierens verlangt. Durch diese ideologische Auffassung ist selbst in die Oppositionen ein Polizeigedanke gekommen, welchen das für „dunkel" verschrieene Mittelalter als den unerträglichsten Despotismus von sich gestoßen haben würde. Hier wird verlangt, daß man die Katholiken protestantisch, dort, daß man die Protestanten katholisch zustutze; — der Eine kann die Pietisten nicht leiden: „der Staat soll einschreiten"; — dem Andern sind die Homöopathen zuwider: „die Polizei her"; — ein Dritter ist der historischen Schule gram: „die Regierung soll ihr das Handwerk legen"; — ein Vierter kann die Jesuiten, ein Fünfter die Rationalisten nicht ausstehn: „wo bleibt der Büttel, um ihre Argumente zur Thüre hinaus zu werfen?"

In keiner Zeit hat man mehr von Freiheit des Gewissens und der Meinungen gesprochen, und in keiner Zeit haben die Parteien der Freiheit die Freiheit der Parteien schonungsloser mit Füßen getreten; in keiner Zeit hat man herrischer das Recht eines Andern verachtet, während man sein eigenes heilig sprach. Man redet von Freiheit der Völker, und verlangt im Grunde einen Despotismus der Staatsgewalt, nur mit der Klausel, daß derselbe im Sinn der eigenen Partei geübt werde; von diesem

Standpunkt aus soll sich sodann Alles zurechtschneiden lassen, und was gerne einen eigenen Zuschnitt behalten möchte, im Namen von „Licht und Recht" der Unterdrückung verfallen seyn; was im Staate wächst, soll unter der Gartenscheere gehalten und zu einer vorschriftmäßigen Spalierhecke verschnitten, was im Staate lebt, in die Montur des herrschenden Systems gesteckt werden. Das ist der Grundirrthum des französischen Liberalismus, welcher auch glücklich alles selbständige Leben außerhalb des künstlich gesteigerten Mittelpunktes vernichtet hat und Frankreich an einem krankhaften doppelten Herzschlag leiden läßt; das ist zugleich die Grundverschiedenheit zwischen dem englischen und dem französischen Staatsleben, deren angebliche Gleichartigkeit eine eben so wesentlich irrthümliche Annahme ist, während vielmehr kaum etwas Unähnlicheres gedacht werden kann, als der englische Grundgedanke, welcher den Staat als einen Pyramidenbau von unten nach oben, und der französische, welcher ihn als ein Hängewerk von oben nach unten konstruirt.

Um die verschiedenartigen Folgen des verschiedenartigen Prinzips zu würdigen, braucht man nur die französischen und die englischen Zustände nebeneinander zu halten. In Frankreich beklagt man sich auch über die vielfachen Mißstände und Unbehaglichkeiten, ist aber noch nicht so weit gekommen, an einen möglichen Irrthum des Prinzips zu denken; in Deutschland hat man angefangen, den zu Grunde liegenden Irrthum zu erkennen, und ist deßhalb nach unserer Ansicht, mit Wohlnehmen des National, auf einem besseren Wege zur wahren Freiheit, als es die französische Gegenwart ist. Auch in den Zuständen der Presse, welches allerdings unsere schwächste Seite ist, sind wir wenigstens theilweise in unverkennbarem Fortschreiten begriffen. Wenn wir aber auch, wie es nicht der Fall ist, dem National Alles zugäben, worauf er seine Folgerungen gründet, so sind doch diese Folgerungen selbst von der Art, daß er die Deutschen für

sehr schwache Köpfe oder ihre Nationalität für eine der französischen weit im Rang nachstehende halten muß, um uns die Annahme seiner Schlußfolge zuzumuthen.

Zuvörderst hat eine Frage der veränderlichen innern Politik Nichts zu schaffen mit den Interessen einer Nation nach außen, als welche sich gleich bleiben, möge im Innern ein System herrschen, welches wolle. Eine Nation, welche den Gedanken einer Fremdherrschaft empörend findet, wehrt sich ihrer eigenen Haut, und es ist eine Verhöhnung ihrer angebornen Rechte, wenn man dergleichen thut, als ob sie lediglich dem oder jenem Regierungssystem zulieb ihre Nationalinteressen verfechten, und im Falle innerer Opposition dieselben fallen lassen würde. Wir brauchen darüber nicht viel Worte zu machen, da in Deutschland gottlob diese Gesinnung festbegründet ist, und der National selbst, wenn es sich um Frankreich handelt, derselben Gesinnung angehört. Und damit kommen wir auf den zweiten Punkt: die Folgerungen, welche uns der National vorhält, sind Pfeile, welche auf den Schützen zurückprallen. Wenn man den täglichen Auseinandersetzungen des National Glauben beimißt, so ist Frankreich dermalen mit einem Regierungssystem heimgesucht, welches von allen Regierungssystemen des Erdenrunds das schlechteste, das unverständigste, das böswilligste, das feigste, und das niederträchtigste ist. Dessenungeachtet würde der National Feuer und Flammen speien, wenn man ihm als eine klare Folgerung daraus die Zumuthung stellen wollte, eine beliebige Provinz Frankreichs an die Republik der Vereinigten Staaten oder an irgend eine andere Republik Amerika's, welche gerade ein Gelüsten darauf hätte, zu Eigenthum abzutreten. Möge der National denn auch einmal so viel Vernunft annehmen, um zu glauben, daß der Deutsche sich gerade in demselben Rechte befindet, wenn er seine Nationalität nicht unter fremde Anma-

ßung gefangen geben will, als der Franzose, wenn er ein Herz für sein Volk hat!

Religions- und Gewissensfreiheit.

(1842.)

Man spricht so viel von Fortschritt und Intelligenz, und kann so blind dafür seyn, welche arge Schlacken der Strom einer angeblichen „Aufklärung" noch mit sich führt! Da ist z. B. seit Jahrhunderten von einer vielgerühmten Religionsfreiheit die Rede, und wenn man der Sache auf den Grund geht, so stellt sich heraus, daß eben Das, was man Religionsfreiheit nannte, das gerade Gegentheil davon ist. Es ist eine jener Redensarten, welche man wie abgeschliffene Münzen unbesehen einnimmt und ausgibt, ohne jemals zu untersuchen, ob und was für ein Gepräge daran erkennbar sey. Dreißig Jahre lang führte man in Deutschland einen blutigen Bruderkrieg, der Redensart nach um Glaubensfreiheit, und als der freie Glaube erfochten war, da hatte man das hohe Ziel erreicht, daß der „Staat", d. h. die löbliche Polizei, den freien Glauben vorzuschreiben und auszutheilen hatte. Den Reichsständen wurde die freie Wahl der Religion gesichert, und dem Volke blieb das Zusehen und die Unterwerfung: — „Religionsfreiheit!" Ein und derselbe Reichsfürst oder drei in einem Lande nacheinander konnten innerhalb eines Jahrzehnds zwischen dem lutherischen, dem katholischen,

und dem reformirten Glauben wechseln, und es verstund sich von selbst, daß die Unterthanen gleichzeitig damit ihr Gewissen ebenfalls wenden lassen mußten: — „Religionsfreiheit!“ Die moralische Sklaverei stieg auf ihren Gipfel, und der Gewissenszwang beglaubigte sein „Recht“ durch Gefängnisse und Hinrichtungen: — „Religionsfreiheit!“ Hier ließ eine lutherische Staatsgewalt Reformirte, und dort eine reformirte Staatsgewalt Lutheraner aus Verdachtsgründen köpfen: — „glorreich erkämpfte Religionsfreiheit!“ Und so ging es fort, wenn auch in gemildertem Maße, bis in unser laufendes Jahrhundert herein. Man erinnert sich des Agendenstreites und seiner Anhängsel in Preußen. Von Generation zu Generation war das Lutherthum im Lande einheimisch gewesen und hatte als „Kirche“ bestanden; da gefällt es der Staatsgewalt, die „Religion“ einmal anders zu fassen, und am Morgen darauf sehen sich die „Altlutheraner“ in „Sektirer“ verwandelt, welche nicht einmal Duldung anzusprechen haben. „Religionsfreiheit und Fortschritt des Jahrhunderts in alleweg!“

* * *

Eine merkwürdige Erscheinung während der kirchlichen Streitfragen, welche seit einigen Jahren die deutsche Presse in Bewegung setzen, ist die grelle Parteinahme einiger Zeitungen, welche von Juden redigirt werden, für jene kirchliche Abhängigkeit vom Staate, welche sie „Freiheit“ nennen. In kirchlichen Dingen soll die weltliche Beamtenschaft zu befehlen haben, und wer diesem Gewissenszwang entgegenredet, der ist ein Finsterling, ein Unfreier, ein Widersacher des Lichtes und der Aufklärung. Und doch verfechten dieselben Blätter, welche hier zur Fahne polizeilichen Zwanges schwören, auf der andern Seite die Emanzipation der Juden, weil die freie Unabhängigkeit des Gewissens keineswegs der Pflichterfüllung eines guten Staatsbürgers im Wege stehe, sondern das Gegentheil vielmehr eine gefährliche Irreligio-

sität in sich schließen würde. Ganz richtig bemerkt, aber wo bleibt die Konsequenz? Wenn die Staatsgewalt die Gewissen nach vorgeschriebenem Zuschnitt administriren und reguliren soll, was bliebe den Juden für ein Recht übrig, eine Emanzipation zu verlangen, die sich an keine Religionsbedingungen knüpfen dürfe?

* * *

Wir hören von allen Arten von Freiheit reden, von Gedankenfreiheit, von Forschungsfreiheit, von Gewissensfreiheit ꝛc., sehen aber die wenigsten dieser Wortführer den proklamirten Grundsatz folgerecht anwenden. Der Begriff des bevormundenden Polizeistaates steckt noch zu tief in den Köpfen, welche mit dem alten Liberalismus erfüllt sind. Da führen sie nun an der Spree einen Krieg gegen Pietisten, gegen Jesuiten, gegen Taufgesinnte, und weiß der Himmel gegen wen noch, und nennen es „Fortschritt" und „Freiheit", wenn sie die Polizei zu Hilfe rufen. Der „Staat" soll diese oder jene Religionsmeinung nicht dulden; der „Staat" soll dem „Unfug" ein Ende machen, daß Jemand in kirchlichen Dingen seiner eigenen Ueberzeugung folgt; der „Staat" soll z. B. dafür sorgen, daß die Wiedertäufer nicht taufen dürfen, wasmaßen sich die Leute leichtlich erkälten und krank werden könnten! Nun könnte man zwar allerdings fragen, was in aller Welt es denn den Staat angehe, wenn je die Taufgesinnten ihrer Gesundheit mit Wasser schadeten, während der „Staat" noch niemals einen Eckensteher gehindert hat, sich durch die Branntweinpest zu ruiniren, oder aus was denn eigentlich die vielgerühmte Religionsfreiheit bestehe, wenn sie nicht Jedem die Freiheit gerade für diejenige Religion bedeuten soll, die ihm aus beliebigen Gründen als die zusagendste erscheint? Allein an diesen angeblichen Freiheitsmännern, welche vor Stubenphilosophie und Schuldünkel das Leben nicht kennen gelernt haben,

gehn alle unbefangenen Gründe verloren; die Leute haben noch nicht einmal die allerersten Anfangsgründe der Freiheit erfaßt. Oder aus welchem Grunde soll es denn um der Freiheit willen einem freien Manne nicht freistehen, in beliebiger Weise ein Pietist, oder ein Jesuit, oder ein Mystiker, oder ein Taufgesinnter ꝛc. zu seyn, wenn ihm Das so gefällig ist?

* *
*

Man sieht es dem alten Liberalismus in Deutschland noch überall an, daß er seinen Ausgang so eigentlich von dem Beamtenstande genommen hat; was man „Prinzipienfragen" nennt, das sind häufig genug eben Besoldungsfragen. Auch in die akademische Lehrfreiheit ist auf diesem Wege manche Konfusion gekommen, welche sich hätte vermeiden lassen. Ist ein theologischer Lehrer mit dem Lehrbegriff seiner Kirche nicht mehr einverstanden, so wäre es doch offenbar das Natürlichste von der Welt, daß er sich von der bestehenden äußern Gemeinschaft, die seinen Beifall nicht hat, lieber frei heraus lossagte, als sich darauf verlegte, mit einer Minorität der Majorität vorschreiben zu wollen, von welcher Art ihre Gemeinschaft seyn solle. Klammert er sich aber an ein Lehramt im Namen eben derselben Kirche an, deren Umsturz er predigt, so ist es nicht minder einfach und in dem Wesen jeder freiwillig zusammengetretenen Gesellschaft begründet, daß man ihm den Austritt auferlegt, welcher die Konsequenz seiner Ueberzeugung seyn sollte, und den er doch von sich ablehnen will. In den Vereinigten Staaten von Amerika würde ein solcher nicht Uebereinstimmender eine ihm besser zusagende Religionsgemeinschaft aufsuchen oder eine neue stiften, und damit seine äußere Stellung mit seiner innern Ueberzeugung in Einklang setzen. Aber eine freiwillige Gemeinschaft, in welcher die abweichende Minderheit sich der beharrenden Mehrheit aufdrängen will, und zwar im Namen der „Gewissensfreiheit": welche

seltsame Verwirrung der Begriffe in einer so „aufgeklärten" Zeit!

Frankreich als Musterstaat.

(1841.)

Paris ist Frankreich, Frankreich ist die zivilisirte Welt, und außerhalb dieser zivilisirten Welt existirt noch Einiges, was unter dem Namen „Europa" so nebenher mitläuft. Unser Welttheil besteht demnach aus zwei Stücken: 1) Frankreich, und 2) Europa; dieses „Europa" aber zerfällt ebenfalls wieder in zwei Hauptstücke: 1) England, und 2) „den Norden", welcher letztere auch Deutschland in sich faßt.

So lächerlich sich diese Sätze ausnehmen, so bilden sie doch das geographische Glaubensbekenntniß vieler Politiker in Frankreich, und zwar nicht blos der politischen Kannegießer und Phrasenmacher, sondern auch Solcher, welche sich einen schriftstellerischen oder parlamentarischen Rang zuschreiben, und geben den Schlüssel zu jenen mannigfaltigen Verstößen und Fehlgriffen der französischen Presse, welche neben der Intelligenz dieser Nation eine so naive Ungereimtheit zur Schau tragen. Bei einer derartigen Auffassung der Verhältnisse aber würde es für den französischen Politiker, welcher „Europa" übersieht, und in Frankreich selber nicht die Provinzen, sondern blos die Hauptstadt zu kennen braucht, ein reiner Ueberfluß seyn, sich auch außerhalb Frankreichs

zu orientiren, in die Zustände anderer Länder einzudringen, oder sich von ihren Einrichtungen, Sitten, Bedürfnissen, und Stimmungen ein anschauliches Bild zu verschaffen. Um eine kompetente Stimme über die politischen Verhältnisse dieser Länder abzugeben, bedarf es ja nur ganz einfach der Anlegung eines Maßstabes, um wie viel mehr oder weniger sie dem Vorbilde der französischen Zivilisation nahe kommen, und das Urtheil über sie ist gefällt und abgethan.

In Deutschland hat man sich an diese Seichtigkeiten der französischen Presse nach und nach gewöhnt, und begnügt sich, darüber zu lächeln. Unsere Erfahrungen in dieser Beziehung haben die heilsame Folge gehabt, daß, während man die Aussprüche über Deutschland in französischen Blättern ergötzlich fand, die Ergießungen derselben Blätter über spanische, italienische, oder beliebige andere auswärtige Zustände in gleichem Maß an Kredit verloren. Nachdem man uns die Ueberzeugung in die Hand gegeben, wie in Bezug auf unsere Zustände es mit dieser Weisheit so windig bestellt sey, hätte ein Köhlerglaube dazu gehört, in den französischen Urtheilen über andere Nationen ein Evangelium politischer Wahrheiten zu sehen. Noch um einen Schritt weiter, und man begann die Staatsweisheit der französischen Presse auch in Betreff ihrer einheimischen Zustände in Zweifel zu ziehen.

Einen um so grellern Kontrast bildet die glückliche Selbstzufriedenheit, womit diese Presse sich fortwährend die Miene gibt, als ob ein europäischer Leserkreis ihr die Worte von den Lippen haschte. Von Deutschland versteht sich diese Voraussetzung von selbst, denn wir sind ja die Nachzügler, welche hinter der französischen Zivilisation her sind, und da die Anzahl französischer Zeitungsexemplare, welche uns über die Gränze zugehn, Legion ist, so zeigt Das zur Genüge, wie sehr wir fremder Intelligenz bedürfen. Was Spanien betrifft, so weiß Jedermann, daß

Frankreich dieses Land mit „Sympathien" besetzt hält, und wenn die spanische Nation sich derzeit gegen den französischen Einfluß sträubt, so ist das ein vorübergehender Irrthum, für welchen man ihr die Verzeihung bereit hält. Für die „polnische Nationalität" ist Frankreich bekanntlich der erwartete Messias, und die Welt hat gesehen, wie dies Messiasthum sich sogar mit einem russischen Bündnisse verträgt. Im skandinavischen Norden hat, wie französische Reisende neuerlichst entdeckten, die französische Sprache und die französische Presse das entschiedenste Uebergewicht. Auf Alt=England endlich blickt man mit einer mitleidigen Vornehmheit herab, denn dieses Land ist um fünfzig Jahre von der französischen Entwicklung überholt worden, und die englische Gluckhenne der Freiheit mag sich jetzt von ihren französischen Küchlein belehren lassen, wie man die Eier der wahren Theorien ausbrütet.

In solchen Selbsttäuschungen breiten sich die Pfauenfedern der französischen Eitelkeit vor uns aus. Aber während man jenseits der Vogesen sich mit diesen Phantasien schmeichelt, ist in der öffentlichen Meinung des Kontinents ein Umschwung vor sich gegangen, den man nicht lange mehr wird ignoriren können. Die politische „Bewegung" Frankreichs ist uns nicht mehr ein Spiegel politischer Intelligenz; seine Presse und seine Rednerbühne sind uns nicht mehr die politischen Wegweiser Europa's. Deutschland weiß sehr wohl, woran es ihm gebricht, aber es richtet seine Blicke nicht nach Frankreich hinüber; es blickt nach jener alten Wiege echter und germanischer Freiheit, es blickt nach dem stammverwandten England, dessen Institutionen man in Frankreich nicht zu würdigen versteht, und an denen die französische Seichtigkeit gerade Das mißachtet, was die englische Freiheit stark und dauerhaft gemacht hat: die Rechte der Individualität, die Kraft der Korporationen, die organische Gliederung des Staates, die Festigkeit der historischen Grundlagen, auf welchen das ganze Gebäude errichtet ist!

Die französischen Ideologen mögen noch ein Menschenalter lang bei der englischen Freiheit in die Schule gehen, ehe sie ihrer Nation auch nur etwas Nahekommendes werden zu bieten haben. Bis jetzt sind sie von diesem Ziele noch weit entfernt. Man vergleiche nur aus der jüngsten Zeit wieder die Haltung der französischen Deputirtenkammer mit der des englischen Parlaments, als nach einer Zwischenzeit voll europäischer Verwicklungen die Volksvertretung beider Nationen berufen ward, um vor den Augen ihres Landes und Europa's das Gewicht ihres politischen Charakters in die Wagschale zu legen. In Frankreich debattirte man durch eine Reihe von Sitzungen hindurch, und der Eindruck war schwankend; in England gab man in einer Sitzung den Spruch des Parlaments ab, und dieser Spruch war wie aus Eisen gegossen. In Frankreich sah man alle Leidenschaften entfesselt, die Privatinteressen in Aufruhr, die Parteihäupter in einer Hetzjagd um die Staatsämter begriffen, die Repräsentation des Landes in Gefahr, sich ihrer ganzen Würde zu entkleiden; in England traten alle Parteien in gleicher Weise besonnen und würdig auf, alle hatten die Wichtigkeit des Momentes im Auge, alle ließen die Parteiinteressen vor dem Interesse Englands schweigen, und das Parlament war da, um die Wirren der Presse zu dominiren, nicht um sie zu überbieten. Dort eine nationale Empfindlichkeit, die wie Schwäche aussieht, skandalöse Reibungen, unwürdige Persönlichkeiten, papierene Phrasen, hohle Theorien, leere Kannegießereien, und ein stürmischer Kehraus um die kleinlichen Interessen der Ministersucht; hier die ruhige Besonnenheit einer sich stark fühlenden Nation, Würde der Haltung, praktische Auffassung, staatsmännische Gedanken, und eine großartige Erhebung über allen Parteizwist in der Stunde einer großen Entscheidung.

Und nun die Befestigung von Paris, dieses kolossale Beispiel der schreiendsten Inkonsequenz! Vor sieben Jahren setzte die

französische Presse Himmel und Erde in Bewegung, um die detaschirten Forts abzuwenden, und rief alle Gestirne zu Zeugen auf, daß damit lediglich eine verzehnfachte „Bastille" erzielt werde. Jetzt hat man diesen Bastillestürmern noch eine Ringmauer in den Kauf gegeben, welche 75 Millionen weiter kostet, und für dieses Zusatzopfer aus der Tasche der Steuerpflichtigen werden die „Bastillen" von 1833 nicht nur genehmigt, sondern Frankreich muß auch noch Enthusiasmus für die Sache haben, und es hat ihn auch!

So wie die schweizerische Eidgenossenschaft einer Mission zu folgen scheint, die republikanischen Einrichtungen lächerlich zu machen, so benehmen sich die französischen Parteien, als ob ihnen der Beruf auferlegt wäre, die konstitutionellen Formen in Mißkredit zu bringen. Wir in Deutschland aber, von denen ihr fälschlich glaubt, daß wir bei euch „Muster" suchten, wir schätzen uns glücklich, an dem von euch mißachteten England eine historische Erscheinung vor uns zu haben, auf die wir uns berufen können, um zu sagen: Hier ist ein Land wahrer Freiheit, und die unfruchtbaren Wirren, welche man in Frankreich sieht, sind keine Nachbildung dieser Freiheit, sondern Auswüchse des französischen Volkscharakters.

Was ist Freiheit?

(1841.)

Wir meinen Das nicht in dem Sinne, in welchem jener diplomatische Pilatus zu Christus sagte: „was ist Wahrheit?" Aber die Freiheit ist schon sehr vieldeutig aufgefaßt worden; Licht,

Fortschritt, Zeitgemäßheit &c. sind Gemeinplätze, welche eigentlich Nichts ausdrücken, und deren sich Jeder in einem andern Sinne bedienen kann. Verständigen wir uns. Der Staatsverband soll dem Einzelnen so wenig Fesseln in seiner freien Bewegung anlegen, als es nur irgend mit dem Staatszwecke verträglich ist. Das ist die eine Seite der Freiheit. Das Mittelalter besaß sie in der höchsten Ausdehnung, und die Türkei besitzt sie zum Theil heute noch. Diese alterthümliche Freiheit wußte Nichts von einer Beamtenaristokratie; es wurde nicht im Detail regiert; man übernahm sich nicht mit Fabrikation von Gesetzen und Verordnungen; man ließ die öffentlichen Verhältnisse sich bilden, so wie die Bäume im Wald wachsen, und verschnitt sie nicht zu einem Gartenspalier. Der Staat verlangte nur sehr wenig von dem Bürger, aber der Bürger war auch mit den Ansprüchen auf Schutz und Vorschub zumeist auf sich selbst angewiesen. Die Entstehung größerer Staatenverhältnisse, das Bedürfniß besseren Schutzes für Handel und Wandel, die Umwandlungen in der Kriegskunst, welche großartige Finanzkräfte erforderten, brachten neue Zustände hervor: man entsagte gerne der übermäßigen Freiheit, um mehr Ordnung und mehr Schutz zu haben. Die Staatsgewalten wurden stärker. Als man sie allzu stark fand, suchte man ihnen Beschränkungen aufzulegen: man verlangte einen Einfluß auf die Regierungsgewalt, und zwar von Seiten derjenigen Volksklassen, welche in ihrer Intelligenz und in ihrem Besitzthum eine Macht besaßen, die als Berechtigung gelten konnte. Das ist die andere Seite der Freiheit: es ist die moderne. Jene alterthümliche Freiheit wollte die Regierungsgewalt so wenig als möglich aktiv auftreten lassen; diese moderne Freiheit räumt der Regierungsgewalt die vollste aktive Wirksamkeit ein, aber sie verlangt unter verschiedenartigen Bedingungen und Klauseln eine Mitwirkung.

In England allein hat man das Geheimniß gefunden, die

Vorzüge beider Auffassungen mit einander zu vereinigen; die neue Freiheit ist dort aus dem Stamm der alten herausgewachsen, und aus diesem Grunde ist die englische Freiheit etwas Praktisches und Lebendiges geworden, wie bei keiner andern Nation. In Deutschland befand man sich auf einem umgekehrten Standpunkte: die alte Freiheit war in Verlust gerathen, und die neue hatte sich nicht eingestellt. Seit 1815 fing man an, das Vermißte zu suchen, und zuvörderst ist man dabei in die französischen Fußstapfen getreten. Das war eine Entwicklungsperiode: begehen wir nicht den Irrthum, das Mittel für einen Zweck anzusehen. Man hat uns Erfahrungen machen lassen; wer den politischen Blick dafür hatte, der hat auch Belehrungen daraus geschöpft. Die Franzosen waren bei den Engländern in die Schule gegangen; wir Deutsche nahmen unsere Lektionen bei den Franzosen. Wir haben Unrecht gehabt: wenn man etwas Tüchtiges sich aneignen will, muß man zur ersten Quelle gehen, nicht zur zweiten. Seitdem haben wir denn nachgerade zu bemerken angefangen, daß die Franzosen mehr nach Gleichheit, als nach Freiheit gestrebt haben, und daß es ihnen mehr um Glanz nach außen zu thun ist, als um Fortbildung im Innern. Darum wirft ihre Opposition sich auch immerdar auf die auswärtige Politik, und auf die innere nur, insofern jene davon abhängig ist; darum sind Ludwig XIV. und Napoleon noch heute ihre Götzenbilder. Die Julirevolution selbst, so wie ihre Ausleger jetzt offen sagen, hat eigentlich Nichts gewollt, als „die Zerreißung der Traktate von 1815".

Wo die Franzosen von dem englischen Vorbild abwichen, da sind sie jederzeit auf falsche Fährten gerathen: lassen wir diese Lehre der Geschichte uns zugute kommen, und holen wir unsere Muster da, wo die Freiheit mehr Früchte und weniger Auswüchse getragen hat.

England und Frankreich.

(1842.)

Die Grundverschiedenheit der politischen Standpunkte und Bewegungen in beiden Ländern liegt eben in dem einfachen und doch so häufig übersehenen Gegensatze zwischen einem nivellirten und einem historisch gegliederten Staate. In Frankreich hat man, angeblich um der „Freiheit" willen, der Staatsgewalt gegenüber Alles in Individuen zerbröckelt, und blos der Beamtenthätigkeit die Macht einer Organisation übrig gelassen; in England dagegen ist noch der echt deutsche und praktische Begriff lebendig, wonach Niemand seine Rechte erst von der Staatsgewalt empfängt, sondern dieselben als so unverletzlich, wie die Rechte des Königs, bereits in die Gemeinschaft beibringt oder so zu sagen als seinen Aktienbetrag einsetzt.

Daß diese beiden Richtungen prinzipmäßig verschieden sind, liegt auf der Hand; in welcher von beiden Richtungen man die wahre Freiheit zu suchen habe, zeigt die Vergleichung der Erfolge. In Frankreich ist Nichts organisirt, als der Einfluß der Staatsgewalt; die Deputirtenkammer selbst steht so zu sagen in der Luft, da zwischen der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide und der vorausgesetzten Grundlage die verbindenden Mittelbauten fehlen. In England ist gleichsam der Staat selber nur eine Korporation im Großen oder eine Gesammtheit von Korporationen, wobei Jeder seine positiven Rechte mitbringt und der Rest für die Regierung frei bleibt; in Frankreich aber hat man den klugen Leuten noch klüger weißgemacht, daß Einigungen und Korporationen als „Staaten im Staat" zu vermeiden seyen, und deßhalb geht dort gleich der Anfangsfehler von dem Verfahren

aus, daß man zuerst der Staatsgewalt die Omnipotenz beilegt, und sodann im Einzelnen daran herunterzumarkten versucht, wodurch dem Staat gegenüber alle Rechte als Subtraktionsexempel auftreten. In England dagegen sind Rechte und Freiheiten Additionsexempel, wobei auch Etwas herauskommt.

Die französische Auffassung ist die moderne und unpraktische; die englische ruht auf den alt-germanischen Grundlagen, und ist ihrem Wesen nach mittelalterlich, wie denn das deutsche Mittelalter an naturgemäß-schöpferischer Kraft des organisirenden Gedankens den modernen künstlichen Versuchen weitaus überlegen war.

Staatsdiener als Volksvertreter.

(1841.)

Niemand kann zwei Herren dienen; — ein Staatsdiener als Volksvertreter befindet sich in einer falschen Stellung, er mag es angreifen, wie er will. Hält er sich zu den Ministeriellen, so ist er einer Verdächtigung seiner Beweggründe ausgesetzt; schlägt er sich zu der Opposition, so stellt blos eine Fiktion ihn auf den Fuß der Gleichheit gegenüber einem Minister, welcher außerhalb der Kammer sein Vorgesetzter ist, von dem er Befehle und Verweise, Zulagen oder Versetzungen anzunehmen hat; will er eine parlamentarische Unabhängigkeit behaupten und seinen eigenen Weg gehn, so wird man von beiden Seiten über

ihn herfallen, wie es das muthmaßliche Schicksal dieses Artikels seyn wird.

Wenn man unbefangen urtheilt, so wird man zugeben müssen, daß es jedenfalls eine Anomalie ist, wenn eine bedeutende Anzahl der Volksrepräsentanten, welche ein Gegengewicht wider die deutsche Beamtenhierarchie bilden sollen, aus Mitgliedern dieser Hierarchie selbst besteht. Zur Beherrschung der auswärtigen Politik haben in kleinen Staaten diese Versammlungen keinen Beruf, aus dem einfachen Grunde, weil es ihrem Einfluß unmöglich ist, die Bedingungen der Macht zu ändern, das Gleichgewicht Europa's auf eine andere Grundlage zu setzen, oder, mit andern Worten, bei ihrer Regierung Etwas zu vermögen, was diese selbst nicht vermag. Der Wirkungskreis, auf welchen sie durch die Natur der Dinge angewiesen sind, bleibt sonach die Politik der inneren Verhältnisse, die Vertretung der Rechte und Bedürfnisse des Volkes gegenüber dem modernen Beamtenstaat, die Geltendmachung der öffentlichen Stimme des Landes über die Forderungen der Gegenwart. Die Verfassung ist dem Bürger und Bauer eine Handfeste gegen seinen Amtmann, gegen seinen Einnehmer, gegen seinen Förster, kurz gegen die ganze Behördenreihe von den unteren Stellen bis zu den Ministern hinauf, und da der Bürger und Bauer zunächst das Volk ist, und das eigentliche Volk sich überhaupt nicht im Staatsdienste befindet, so erscheint es als eine Seltsamkeit in sich, daß die Staatsdiener vorzugsweise einen Beruf haben sollten, die rechten Volksvertreter zu seyn.

Besoldungen und Popularität, Zulagen und parlamentarische Lorbeeren zu vereinigen, ist ein recht behaglicher Anspruch, aber in der Vereinigung derselben liegt von vornherein eine Negation der vollen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, welche das erste Erforderniß eines kräftigen Volksvertreters ist. Wer zur Verfügung über seine Zeit, gleichviel zu welchem Zweck, bei Jemand

anders, als bei sich selber, den Urlaub einzuholen hat, der ist sehr anschaulicher Weise ein gebundener Mann, und wem in der Wahl zwischen den beiden Entschließungen, entweder als Abgeordneter oder als Staatsdiener seine Entlassung zu geben, noch ein Nebengedanke den Weg vertritt, wer einen Dienst dem Eintritt in die Ständeversammlung nicht opfern kann oder will, der ist nicht zum Volksvertreter geboren worden.

Wir wissen sehr wohl, daß es gerade die staatsdienerischen Bestandtheile waren, welche den deutschen Ständeversammlungen der Verfassungsstaaten ihren Glanz gegeben haben; wir sind aber eben so wenig blind geblieben für die auffallende Erscheinung, daß dieses Element des Glanzes zugleich ein Element der Schwäche war, wo es eine Thatkraft galt, da in dem Falle der Wahl zwischen unangenehmen Nothwendigkeiten die Rücksicht auf die Besoldung immerhin ihr Recht behielt. Aus diesen Zuständen der Halbheit hat sich jener „Herrenliberalismus" entwickelt, welcher sich mit glänzender Rede über europäische Verhältnisse und Gedankendinge verbreitete, welcher aber, wo es sich um eine Entschiedenheit der Willenskraft handelte, wo nach den Konsequenzen der selbstaufgestellten Theorien der Zeitpunkt gekommen war, Ja oder Nein zu sagen, zu stehen oder zu fallen, stets eine Hinterthüre zu finden wußte, durch welche er wohlbehalten, und angeblich ohne sich Etwas vergeben zu haben, hinausschritt. Dies waren die sogenannten Prinzipienfragen, welche Lärm in die Welt machten, aber eigentlich Niemanden ein Haar krümmten, auch keine Thatsachen umzuändern im Stande waren, und deren man aus diesem Grunde nachgerade von Herzen müde zu werden anfing. Man fragte nach den Früchten, welche der Baum zu tragen verheißen, nach den Erfolgen, welche das System hatte erringen sollen, und aus der Unfruchtbarkeit an Leistungen schloß man endlich mit Recht auf einen innern Fehler der Theorie, welche hinter ihren Versprechungen auf diese Weise zurück-

geblieben war. Wer sich die Mühe gegeben hat, den Gründen jenes seltsamen Kontrastes nachzuspüren, der sich zwischen theoretischem Glanze und thatsächlicher Schwäche in deutschen Ständeversammlungen bemerklich machte, dem werden die Betrachtungen, welche hier angedeutet sind, nichts Neues darbieten; genug, daß aus solchen Prämissen jener Umschwung der Gesinnungen hervorging, welcher sich, unter dem Panier der praktischen Interessen, als eine neue Partei in der öffentlichen Meinung konstituirt hat.

Kontraste.

(1842.)

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in der französischen Abgeordnetenkammer fast zu derselben Zeit ein Andrängen gegen „Staatsdiener als Volksvertreter" bemerklich wurde, zu welcher in der badischen Zweiten Kammer für „Staatsdiener als Volksvertreter" eine Fehde im Gang war, bei der die Kammer im Anfang sogar einhellig auf den Kampfplatz trat.

Man hat schon früher auf diesen Kontrast aufmerksam gemacht, und ihn damit zu erklären geglaubt, daß man sagte, in Frankreich sey eben der eigentliche Beamte entlaßbar, also abhängig, während in Deutschland der Staatsdiener, insoweit ihn eine „Dienerpragmatik" schütze, in seinen materiellen Interessen sicher-

gestellt und folglich unabhängig sey. Für Diejenigen, welche nun einmal den Glauben daran haben, ist dies natürlich eine vollkommen ausreichende Erklärung; für unsere Ansicht aber ist der bemerkte Gegensatz damit in keiner Weise aufgeklärt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil uns die Folgerung aus dem Vordersatze als eine willkührliche, nicht als das Ergebniß eines logischen Zusammenhanges erscheint. So muß sich schon von vornherein die Frage aufdrängen, warum ein Dienstverhältniß für um so „unabhängiger" gelten solle, je schwerer man es verläßt, d. h. je größer die Vortheile sind, welche an die Fortdauer desselben ein Interesse knüpfen, und wenn man sich in dieser Frage orientirt hat, so wird man mit um so leichterer Unbefangenheit die andere Frage auffassen, welche sich an die Erfahrung wendet, um mit den Sätzen der Theorie den Erfund des praktischen Lebens prüfend zusammenzuhalten.

Was nun den Vergleich mit Frankreich betrifft, so unterscheiden wir zuvörderst zwischen dem Richter und dem eigentlichen Beamten, welcher in die von oben nach unten fortlaufende Gliederung des Regierungswesens als Bestandtheil eingefügt ist, und seiner Bestimmung nach dem verantwortlichen Ministerium im politischen Administriren, Operiren, und Reguliren als Untergebener an die Hand geht. Wo die Administration von der Justiz getrennt ist, da hebt sich der Unterschied klar und scharf hervor: der Richter ist unabhängig in seinem Amte, weil sich in den Richterspruch keine Befehle zu mischen haben; der eigentliche Beamte aber ist naturgemäß abhängig von der obersten Administration, als welche das Ganze leitet und dem Einzelnen die erforderlichen Inspirationen und Verhaltungsbefehle gibt. Ganz angemessen diesem aus der Natur der Dinge hervorgehenden Verhältniß ist in Frankreich der eigentliche Beamte entlaßbar, weil die Verantwortlichkeit des Ministers mit darauf beruht, daß er freie Hand habe; der Richter aber ist auch äußerlich unabhängig gestellt, und zwar nicht blos

durch die Unabsetzbarkeit, welche an sich einen Einfluß durch die Aussicht auf Beförderungen oder sonstige Vortheile noch nicht ausschließt, sondern praktisch genommen hauptsächlich durch die Einrichtung, daß er bei etwaigem Verzicht auf seine Stelle, die man ohnehin nicht durch hohe Besoldungen anlockend gemacht, nach Belieben und ohne weitere Verwilligung als Advokat auftreten kann, an welchem Orte Frankreichs es ihm gefällig seyn mag. Die Laufbahn des Advokaten aber, die rechte Befähigung vorausgesetzt, ist einträglicher, als die des Richters, und in der Regel ist sie der letztern vorausgegangen, so daß der abdankende Richter lediglich in ein altbekanntes Verhältniß zurücktritt, wenn er Advokat wird.

Der eigentliche Beamte kann schon vermöge der Natur seiner Amtsgeschäfte nicht in derselben Weise unabhängig seyn, wie der Richter. Befehle einholen, Inspirationen empfangen, einer höheren Leitung unterthan seyn, Beförderungen und Zulagen zu hoffen oder das Gegentheil zu befürchten haben, und daneben zugleich Anspruch auf volle „Unabhängigkeit" machen wollen: — das sind nun einmal Elemente, die sich nicht miteinander vertragen können, und über deren inneren Widerstreit man nicht mit einer papierenen Theorie hinauskommt.

Es mag auf den ersten Anblick parador erscheinen, aber bei näherer Prüfung wird man es einleuchtend finden: die Unabhängigkeit des eigentlichen Beamten bemißt sich nach dem Grade der Leichtigkeit, womit er seiner Stelle zu entsagen im Stande ist, und der *französische* Staatsdiener ist unabhängiger, *weil* er entlaßbar ist. Er betritt seine Laufbahn nicht mit dem von Jugend auf genährten Gedanken, daß es außerhalb derselben keine Existenz mehr für ihn gebe; er bringt zu seiner Stelle das Selbstgefühl mit, daß er auch *ohne* sie zu bestehen vermöge; er sieht die Beibehaltung seines Amtes oder seiner Besoldung nicht als die Bedingung seines Lebensglückes oder gar als die conditio

sine qua non seiner politischen Rolle an, und weiß zu rechter Zeit mit edlem Stolze niederzulegen, was sich ohne Beeinträchtigung seines vorbehaltenen Gedankens nicht fortführen ließe. Auf den möglichen Eintritt eines solchen Falles ist er vom Anfang an gefaßt und zum voraus entschlossen, und daß man Dies weiß, Das macht seine Unabhängigkeit und Würde aus, während in Folge dessen zugleich der vorgesetzte Minister die Genugthuung hat, daß seine Beamten in der Gesinnung dem leitenden Gedanken folgen, oder ihre Stelle aufzugeben wissen, wenn dieses Erforderniß ihnen wider den Strich gehen sollte. Unter solchen Verhältnissen begreift sich dann auch, daß und warum ein Minister verantwortlich seyn muß, und die Unabhängigkeit des Beamten ist auch im schlimmsten Falle, nämlich wenn er selbst minder empfindlich wäre, durch den Umstand gewahrt, daß seine Entlaßbarkeit ihn daran erinnert, mit dem oder jenem Ministerium, mit dem oder jenem Regierungssystem nicht eben verheirathet zu seyn, und daß es ihm demgemäß nahe liegt, einer vorauszusehenden Entlassung lieber durch einen Verzicht von seiner Seite zuvorzukommen.

Es bedarf keines Kommentars, daß ein derartiges Verhältniß naturgemäßer und jedenfalls „unabhängiger" ist, als eine Kette auf Lebenszeit, welche darum nicht minder eine Kette ist, daß man sie aus Geldmetallen gefertigt hat. Eben so wenig möchte bei unbefangener Prüfung zu verkennen seyn, daß ein Verhältniß, wie das geschilderte, die nothwendige und unerläßliche Voraussetzung, die eigentliche und wesentliche Unterlage der „Verantwortlichkeit der Minister" ist, und daß dieser verfassungsmäßige Zusammenhang eine Lücke hat, wenn die Beamten auch mit widersprechenden Gesinnungen lieber einen unwillkommenen Beruf festhalten, als mit einem Opfer sich zu ihrer Farbe bekennen wollen.

Wir wissen sehr wohl, daß die französische Administration ihre

vielfachen und wesentlichen Gebrechen hat, aber wir sind aus den oben entwickelten Gründen der Meinung, daß diese Gebrechen nicht vermöge, sondern trotz der Entlaßbarkeit der Beamten vorhanden sind.

Wahlen und Wahlumtriebe.

(1842.)

Wo man mit Wahlen zu thun hat, da pflegen auch die sogenannten „Wahlumtriebe", oder zum wenigsten der Vorwurf derselben, nicht auszubleiben. Von welcher Art immer die Wahlen seyn mögen, um die es sich handelt, ob ständische, ob Gemeindewahlen, so waltet ein Interesse ob, sich Einfluß darauf zu verschaffen, für seine Meinung Andere zu gewinnen, Proselyten zu machen ꝛc., und in dieser Weise scheint ein Streben des Einwirkens von der Natur der Sache unzertrennlich zu seyn. Was man unter „Umtrieben" zu verstehen habe, darüber liegen die Begriffe im Streit; das Wort ist vieldeutig, und in der Regel ist jeder Theil geneigt, es für sich in milderem, und für den andern in strengerem Sinn auszulegen. Auch hieran wird sich durch beliebige Bestimmungen auf dem Papier Nichts ändern lassen, und so lange es Wahlen gibt, so lange wird es auch nicht an Veranlassungen fehlen, sich über Umtriebe zu beklagen, sey es von dieser oder jener Seite, sey es unter diesen oder jenen Gesetzbestimmungen.

Dagegen ist es uns immer seltsam vorgekommen, wenn man den Vorwurf von Wahleinflüssen allzusehr urgirte, insofern darin ein gar zu schlechtes Kompliment für die Mündigkeit oder den Charakter der Wähler liegt. Die Folgerung hängt sehr klar zusammen. Ein Wähler, der sich gegen seine Ueberzeugung influiren läßt, ist ein Hampelmann, der auch durch die allerspitzfindigsten Gesetzbestimmungen über Beseitigung aller „Einflüsse“ nicht unabhängig zu machen wäre, weil ihm der innere Kern dazu abgeht; ein Wähler aber, der gar keine Ueberzeugung hätte und deßhalb jedem „Einfluß“ offenstünde, der wäre offenbar ganz und gar nicht berufen zur Ausübung des Wahlrechtes, und wenn sich dieser Mangel an den erforderlichen Eigenschaften weiter erstreckte, als blos über Einzelne, so würde unbedingt das Wahlsystem dafür anzuklagen und dasselbe als unpraktisch und innerlich unfruchtbar zu verwerfen seyn.

Und doch, wenn man die Parteien sich gegenseitig Umtriebe und unberechtigte Einflüsse vorwerfen hört, sollte man in der That glauben, die Wählerschaft gelte beiden Theilen so zu sagen für weiches Wachs, dem der erste beste Einfluß sein Gepräge aufdrücke, so daß von Selbstbestimmung der Wähler gar keine Rede, sondern die Ausfüllung dieser Inhaltslosigkeit dem „Einwirkenden“ oder „Umtreibenden“ preisgegeben wäre, welcher zuerst oder am ungehindertsten mit seinem „Einfluß“ herankomme!

Der Anblick eines solchen Verhältnisses ist traurig genug, und unglücklicher Weise steckt etwas Wahres dahinter. Fast alle Wahlsysteme in Deutschland leiden an dem gleichen Fehler, daß sie, im Sinne der „liberalen“ Theorien, welche zur Zeit der betreffenden Entwürfe im Schwang gingen, das Recht des Wählers so ziemlich auf Alle ausdehnen, welche nicht gerade vom Betteln oder Stehlen leben, und in nothwendiger Folge davon statt der direkten Wahl des Vertreters eine Mittelstufe durch Wahlmänner rc. einsetzen. Das Eine wie das Andere, die

übermäßige Ausdehnung des Wahlrechtes, wie das indirekte Wahlverfahren, ist durch und durch unpraktisch und haltungslos. Wo die Wählerschaft so kunterbunt zusammengesetzt ist, da bildet sich kein feststehender politischer Charakter; wo durch Mittelstufen hindurch das Ziel der Vertretung erreicht werden soll, (und es gibt deutsche Staaten, in welchen die indirekte Wahl sogar durch zwei Mittelstufen geht,) da verfälscht sich um so leichter der gesuchte Ausdruck der eigentlichen Volksgesinnung, und am Ende ist es, wie Friedrich der Große von dem Schicksal der Schlachten zu sagen pflegte, „Se. Maj. der Zufall", welcher die größte Rolle dabei spielt.

Die eigentliche Fähigkeit zur Ausübung politischer Rechte wird nicht durch papierene Paragraphen einer Wahlordnung, sondern durch den faktischen Sachverhalt ausgetheilt. Wer mühsam mit dem Leben ringt, von der Hand in den Mund lebt, und an jedem Morgen von neuem den Kampf um seine Existenz und seinen Unterhalt zu beginnen hat, der kann ein nützliches und arbeitsames Mitglied der Staatsgesellschaft seyn, aber er wird nicht den Blick haben, aus eigener Eingebung politische Interessen zu verfolgen; es wird ihm die äußerliche oder die innere Unabhängigkeit fehlen; er wird für ein politisches Recht im engeren Sinne lau bleiben oder das Werkzeug Anderer werden. Eine frappante Erfahrung in diesem Betreff haben die englischen Whigs gemacht: sie gingen mit der Reformbill zu weit herab in der Zulassung einzelner Wählerklassen, und gerade diese Wählerklassen waren es nachher, welche, weil nicht unabhängig genug und somit zugänglicher für fremde Einflüsse, als Wähler die Tories mit ans Ruder bringen halfen.

Was das indirekte Wahlsystem betrifft, so hat es vor Allem den Nachtheil, keine Grundlage für einen stabilen Charakter darzubieten. Die Wähler, wenn sie die Wahlmänner ernannt haben, fallen in ihr Nichts zurück; den Wahlmännern, wenn der

Deputirte erwählt ist, fällt ihr politischer Charakter ab, insofern bei neuen Wahlen wieder neue Wahlmänner zu ernennen sind; das ganze Wahlverfahren nimmt sich aus wie ein Lastwagen, der durch eine Sandwüste fährt, und hinter dem die gezogenen Furchen wieder in haltungslosen Triebsand zusammenfallen. Es war vorher keine historische Spur vorhanden und es wird keine zurückgelassen; es ist unmöglich, daß sich irgend Etwas von Gleisen und regelmäßiger Fahrbarkeit ausbilde. Der Deputirte aber wird dadurch auf seltsame Weise von seinen sogenannten Wählern isolirt; die Wählerschaft besteht so zu sagen nicht mehr, sobald er gewählt ist; die angebliche Repräsentation steht in der Luft; der Deputirte ist ein Offizier, der keine Mannschaft hinter sich hat.

Das ganze System der indirekten Wahlen wimmelt von Unzweckmäßigkeiten. Die Wahlmänner eines Wahlbezirks werden nach Unterbezirken gewählt; ein Kandidat zur Wahlmannschaft kann in diesen Unterbezirken zusammengenommen die entschiedenste Mehrheit für sich haben, und in jedem einzelnen dennoch in der Minderheit bleiben, weil seine politischen Freunde nicht in einem derselben beisammen wohnen; in dem einen Unterbezirk kann man mit 15 Stimmen Wahlmann werden, und in einem andern mit 70 Stimmen durchfallen, je nachdem der Zudrang zur Ausübung des Stimmrechtes ein verschiedener ist. In Ermanglung eines leitenden Gedankens ist es unvermeidlich, daß sich die Stimmen zersplittern; das Resultat ist nur zu oft eine Art von Würfelspiel; eine Wahl kommt am Ende heraus, aber wenn man sie beim Lichte betrachtet, so repräsentirt sie Nichts, als eine Fügung von allerlei Zufälligkeiten, und der erste und hauptsächlichste Zweck jedes Wahlverfahrens, daß aus den Wahlen eine wirkliche Vertretung des Landes, nicht eine durch Fiktion dafür angenommene hervorgehe, ist in die Brüche gefallen.

Daher denn die augenfällige Erscheinung, daß diesem Chaos

gemischter Elemente und Zusammenwirkungen keine politische Physiognomie abzugewinnen ist, und niemals Jemand auch nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit vorauszusagen vermag, von welcher Art etwa das Ergebniß beginnender Wahlen seyn möchte. Daher auch die nahegelegte Versuchung, den Mangel eines leitenden Gedankens in einer so kunterbunten Mischung durch einen hineingebrachten „Einfluß" zu ersetzen, und den „Geist" oder die „Stimmung" der Wähler vergleichungsweise als ein herrenloses Gut anzusehen, das der Intelligenz eines Besitzergreifenden preisgegeben und zur Verfügung gestellt sey.

Es nützt wenig, sich über „Wahlumtriebe" zu ereifern, so lange eine so verführerische Aufforderung dazu in den obwaltenden Verhältnissen liegt; um das Uebel an der Wurzel anzugreifen, gleichviel von welcher Seite es ausgebeutet werde, dazu bedürfte es eines andern Wahlsystems, das auf direkten Wahlen und wirklicher Selbständigkeit der Wählerschaft beruhte.

Das Wandern der Handwerksburschen.

(1842.)

Das wohllöbliche deutsche Philisterthum sträubt sich gewaltig dagegen, daß es den „alten Adam" ablegen soll, um „einen neuen Menschen anzuziehen". Nachdem man sich ein gutes Menschenalter lang alle erdenkliche Mühe gegeben, den Gewerken ihre alte Organisation, ihre herkömmlichen Sitten und Rechte,

kurz, die Kraft des innern Verbandes und Zusammenhangs vollends wegzunehmen, auf daß blos ein gefügiger Stoff zur Handhabung für die Aktenherrschaft übrig bleibe, erheben sich nunmehr weitere Stimmen, welche auch das Wandern der Handwerksburschen aufgehoben und abgeschafft sehen möchten, was denn für eine neue bewunderungswürdige „Verbesserung" im Sinne des modernen Beamtenstaates gelten muß.

Wenn man die wandernden Handwerksburschen an einem langen Faden regieren könnte, wie angebundene Maikäfer, so wäre doch noch ein amtirender Geschäftsgang in der Sache; so aber wandern die Leute wahrhaftig frei und lose durch die Welt, was gänzlich gegen das System der erforderlichen Obervormundschaft ist. Die vorgeschlagene weitere „Verbesserung" ist demnach streng folgerichtig; aber was die praktische Zweckmäßigkeit betrifft, so haben die alten Zünfte mehr Lebensverstand und Menschenkenntniß gehabt, als dieses Beamtenthum. Daß man daheim in Tripstrill oder Kuhschnappel sein „Handwerk" ebenfalls lernen könne, mag zur Noth zugegeben werden; aber daß ein Handwerker, welcher sich etwas in der Welt umgesehen und verschiedene Lande und Leute kennen gelernt hat, als Mann und Bürger eine ganz anders gewürfelte und tüchtigere Persönlichkeit zu seyn pflegt, als wenn er nicht hinter dem Ofen hervorgekommen wäre, Das hätten die hochweisen Stubentheoretiker nicht übersehen sollen. Und überdies: — das Wandern der Handwerksburschen knüpft für diesen Stand ein Band nationaler Annäherung und nationalen Bewußtseyns der deutschen Stämme, wie es für andere Stände in der Gemeinschaft des Universitätslebens ohne Unterschied der Staatsbesonderheiten gegeben ist. Will man auch dieses Stück lebendigen Wachsthums vollends in den Käfig eines todten Formenwesens einfangen?

Gewerbe- und Handelsfreiheit.

(1842.)

Bei der Verschiedenartigkeit der politischen Richtungen, welche sich in der Gegenwart gemischt durcheinander bewegen, scheint es noch vielfach erst einer näheren Gränzberichtigung zwischen den Prinzipien zu bedürfen, indem zuweilen höchst unerwartete Vereinbarungen anscheinender Extreme zum Vorschein kommen. In der Streitfrage zwischen sogenannter „Gewerbefreiheit" und der ihr entgegenstehenden Organisation der Gewerbsamkeit in Körperschaften, wie in der Streitfrage der schutzverlangenden Industrie mit dem nivellirenden Organisationsmangel, der sich „Handelsfreiheit" nennt, haben sich geistige Verwandtschaften von Parteien gezeigt, die sich sonst als direkte Gegensätze behandeln, und der Erklärungsgrund dafür liegt wohl einfach darin, daß die Auffassung, welche überall von der Omnipotenz des „Staats" ausgeht, und von oben nach unten reguliren will, ganz eben so wohl einer oppositionsmäßigen, wie einer ministeriellen Stellung zu Grunde liegen kann. Eine „liberale" Beamtenherrschaft ist eben auch eine Beamtenherrschaft, wie man Dies am deutlichsten an den s. g. regenerirten Kantonen der Schweiz sieht, wo die Radikalen den Beamtenstaat eingeführt haben, und alle Regierungsmittel desselben für sich ausbeuten. Dem französischen Liberalismus oder dem „alten Liberalismus", wie man ihn in neuester Zeit genannt hat, dient der gleiche Glaube an die Allmacht des Formenwesens, die gleiche Forderung des künstlichen Schaffens von oben herunter, des Regulirens von einem mechanischen Mittelpunkt aus zur Basis, und der Gegen-

satz dazu ist die sogenannte „organische Gliederung" des Staates, nämlich der altgermanische Geist unabhängiger Körperschaften und Innungen, wie er sich in England und Nordamerika erhalten und fortgebildet hat, und dem das Glaubensbekenntniß des Beamtenstaats vorzuwerfen pflegt, daß er einen „Staat im Staat" zulasse, weil jene Korporationen naturgemäß ihr Lebensprinzip aus sich selber, nicht aus den Inspirationen der Staatsbehörden schöpfen.

Man sieht, daß sich auf diese Weise in den Reihen einer Opposition, welcher Name an sich blos eine negative Eigenschaft ausdrückt, prinzipmäßig verschiedenartige Richtungen unbeschadet nebeneinander finden können, und daß wir in Deutschland eine ganz neue Schattirung der politischen Parteien mit neuen Benennungen werden hervortreten sehen, sobald die neue Bewegung, welche in der Literatur schon länger vorhanden, sich naturgemäß weiter entwickelt und auch im parlamentarischen Leben festere Gestaltung gewinnt. Die Industrie mit ihren Vereinen machte den Anfang dazu; die bürgerliche Gewerbsamkeit mit dem Verlangen nach einer sich selbst regierenden Organisation scheint das Begonnene weiter führen zu wollen. Mit dem nationalen Aufschwung in Deutschland aber stehen diese Bestrebungen im engsten geistigen Zusammenhang, da die Vereine der Industrie z. B., so wie ihre Interessen, über die Gränzen der deutschen Einzelstaaten hinausreichen, während die „organisirende" Macht einer Beamtenschaft sich im besten Falle in einen engen örtlichen Rahmen eingebannt findet.

Der Staatsdiener und der Industriemann.

(1841.)

Die Besprechung der großen industriellen Fragen in der deutschen Presse hat ein lebhaftes Interesse rege gemacht, und ohne Zweifel sind wenige Seiten des Gegenstandes übrig geblieben, welche nicht beleuchtet worden wären. Dessenungeachtet vermisse ich einen Punkt, den ich für sehr wichtig halte, und, obwohl ich achtsam der ganzen Debatte gefolgt bin, nirgends berührt finde. Die Sache ist sehr einfach, und man braucht deßhalb auf gar keine Spezialitäten einzugehn, sondern lediglich den allgemeinen Fall ins Auge zu fassen, daß zwischen Industriellen und Finanzmännern über ein Interesse der Ersteren Verschiedenheit der Meinungen obwalte. Man mag die beiderseitigen Gründe erwägen; es kann der eine oder der andere Theil Recht haben; aber ist der Einsatz gleich?

Es nimmt mich wunder, daß noch Niemand diesen eklatanten Unterschied hervorgehoben hat. Wenn der Industrielle behauptet, diese oder jene Zollmaßregel werde ihn ruiniren, so steht dabei Alles, was er hat und ist, auf dem Spiel: sein Vermögen, sein Kredit, sein Ruf, seine Gegenwart und seine Zukunft. Von der andern Seite kann man ihm nun allerdings ganz behaglich versichern, er befinde sich im Irrthum und werde nicht ruinirt werden; aber was setzt man ein dabei? Nichts. Man setzt Behauptung gegen Behauptung ein, aber nicht Risiko gegen Risiko. Denn wenn die Industrie das traurige Recht behält, dennoch ruinirt zu werden, so wird der Gegenpart, dieser Thatsache gegenüber, zwar zugestehen, daß er sich „geirrt" habe, aber er wird unbeschadet davon kommen, während der Andere

ruinirt ist. Darum möge denn der Staatsbeamte wenigstens auch Etwas einsetzen, wo es sich um die ganze Existenz wichtiger Interessen handelt, und sagen: „Ich weiß, daß ich Recht habe, und wenn der Erfolg mir das Gegentheil nachweist, so will ich meines Postens quitt seyn", und dann wird die Partie wenigstens gleich stehn; oder, wenn Dies als eine unangenehme Zumuthung erscheint, so möge man die Billigkeit haben, im Zweifelfalle eher für den in all seinen Interessen Bedrohten zu entscheiden, als für einen Dritten, welcher, so oder so, für sich unbeschädigt bleibt.

Das Interesse der Konsumenten.

(1841.)

Die Lehre von dem „Interesse der Konsumenten", insofern dasselbe mit dem Interesse der Produzenten in direktem Widerspruch stehen soll, nimmt sich nachgerade aus, als ob sie von den Theoretikern, welche zugleich Beamte waren, instinktmäßig in usum Delphini, d. h. zum Nutzen der Beamtenschaft, erfunden worden wäre.

Konsument ist allerdings Jedermann, aber gerade deßwegen gibt es kein abgesondertes Interesse der Konsumenten, indem derjenige Konsument, welcher zugleich einen Erwerbszweig zum Absatz an andere Konsumenten zu betreiben hat, einen schlechten Profit davon zöge, seine Konsumtionsgegenstände

um etwas wohlfeiler einkaufen zu können, wenn ihm gleichzeitig damit seine Nahrungsquellen geschmälert werden sollten. Wenn er als Produzent nicht mehr Geld genug verdient, zu was wäre es ihm nütze, als Konsument einen Gegenstand billiger ausbieten zu sehen, zu dessen Anschaffung seine Einnahme nicht mehr hinreicht?

Zwischen „wohlfeiler" und „leichter anzuschaffen" ist noch ein himmelweiter Unterschied, und eine Waare mag „spott-wohlfeil" seyn, so ist sie theuer für Den, welchem das Geld dazu abgeht. Das Geld aber will verdient seyn, und wem die Gelegenheit zum Verdienen beschnitten wird, dem ist der Brodkorb für seine Bedürfnisse höher gehängt, und wenn man zehnmal deren „Wohlfeilheit" rühmte. Tröstet ihn mit seinem „Interesse als Konsument", während er in Ermanglung eines Erwerbs Nichts zu nagen und zu beißen hat, und er wird euch den spitzfindigsten Theoretiker von der Welt für einen ausgemachten Dummkopf erklären.

In dieser leicht begreiflichen Situation, erst erwerben zu müssen, ehe man „Konsument" werden kann, befindet sich nun aber die ganze große Masse der Verzehrenden, und es ist die verschrobenste aller Lehren, welche jemals von Theoretikern ohne Praxis ausgeheckt worden, daß ein Interesse der Konsumtion einem Interesse des Erwerbs vorgehn müsse, oder daß die Pflege und der Schutz eines Mittels, zu erwerben, mit dem Bedürfnisse, zu verzehren, in Gegensatz trete.

Und dennoch sollen wir uns diese verjährte Abgeschmacktheit fast immer wieder frisch vorsetzen lassen, wo es sich um neue Industriezweige handelt. Anstatt dem Himmel zu danken, daß vermehrte Arbeitskräfte beschäftigt und Kapitalien in Umsatz gebracht werden, welche sonst in Staatspapieren oder gar in ausländischen Industrieunternehmungen angelegt waren, stülpen die HH. Theoretiker ihre alten Perücken auf, und beweisen uns von dem

Standpunkt ihrer Haarbeutel aus, daß nur derjenige Industriezweig eines Schutzes werth sey, welcher besagten Schutzes nicht bedürfe, und daß namentlich bei unserer noch so jungen deutschen Industrie kein Staatsschutz angebracht seyn würde, aus dem „einleuchtenden" Grunde, weil sie es noch keineswegs so weit gebracht habe, um mit der Industrie anderer Länder konkurriren zu können, die schon hundert Jahre vor ihr anfing, und seit eben so lange durch den Schutz ihrer Regierungen groß und dominirend geworden ist.

Was dieses Argument etwa noch an Schärfe vermissen läßt, das soll dann durch die Berufung auf das „Interesse der Konsumenten" ersetzt werden. Da jedoch die „Konsumenten" erst Etwas *haben* müssen, ehe sie dafür konsumiren können, da ferner sämmtliche Erwerbszweige einander in die Hände arbeiten und je die Blüte des einen die des andern fördern hilft, auch das Interesse des öffentlichen Wohlstandes, welcher durch vermehrten Geldumsatz und bereicherte Verwendung von Arbeitskräften emporgehoben wird, nicht wohl für ein bloses Sonderinteresse gelten kann, so reduzirt sich das Interesse der Konsumenten in *jenem* Sinn, nämlich derjenigen Konsumenten, welche durch eine Pflege der Industrie beeinträchtigt seyn sollen, auf die verhältnißmäßig kleine Anzahl Derer, die von einer festen Geldrente zehren, d. h. der *Kapitalisten*, welche von ihren Zinsen, und der *Staatsdiener*, welche von ihren Besoldungen leben.

Diese Klasse von Konsumenten nun, die letztere namentlich, verliert allerdings dabei, wenn einer ihrer Konsumtionsgegenstände sich im Preise hebt, da ihre Einnahme nicht zugleich damit erhöht wird, wenigstens nicht unmittelbar; bei allen *andern* „Konsumenten" aber, welche als *Produzenten* mit der erwünschten Bereicherung ihres Erwerbs vor Allem auf eine Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes angewiesen sind, ist der Fall gerade der umgekehrte. Wer in Süddeutschland gereist ist zur Zeit,

wo es sich um den Anschluß der dortigen Staaten an den Zollverein handelte, dem wird auch noch wohl erinnerlich seyn, daß es zuvörderst ein Interesse der Staatsdiener war, das sich in Opposition gegen den Anschluß bemerklich machte.

Und noch in diesem Augenblicke: was ist denn der Zollverein, wenn man ihm den Maßstab jener konfusen Theorie anlegt? Sind nicht seine Zölle in flagrantem Widerspruch mit Dem, was besagte Theorie das „Interesse der Konsumenten" nennt? Ist nicht sein Daseyn an und für sich, ist nicht das ganze Institut durch und durch eine Versündigung gegen die sogenannte „Handelsfreiheit" dieser nämlichen Theoretiker? Wird nicht in Hannover, in Hamburg, und überall sonst, wo man sich noch gegen den Anschluß sträubt, als Einwendung gegen den Zollverein genau derselbe Gebrauch von den halbverdauten Theorien über „Handelsfreiheit" und „Interesse der Konsumenten" gemacht, wie es von den Gegnern der deutschen Industrie geschieht? Und wenn Beamte des Zollvereins in derselben Weise reden, ist das nicht eine indirekte Protestation gegen die Thatsache des Zollvereins selbst?

Der Zollverein am Scheideweg.

(1841.)

Als der Zollverein seine ersten Eroberungen machte, da waren die deutschen Zustände von der Art, daß es für einen unerhörten, für einen fast unerringbaren Gewinn galt, die Mauthschranken im

Innern Deutschlands endlich niederwerfen zu können. Nationale Einigung, Erweiterung des Marktes, und Verkehrsfreiheit waren die Losungsworte dieser Periode, und sie drangen durch. Um die Prüfung eines Mauthsystems hatte man sich rücksichtsvoller Weise nur nebenbei zu bekümmern; es genügte, daß es, gleichviel von welcher Beschaffenheit, ein gemeinschaftliches war, und der zusammenstrebende Nationalsinn der getrennten Stämme that das Uebrige. Auch ist es in hohem Grade beachtungswerth, daß diese Ausbreitung des Vereins vorzugsweise im Süden Deutschlands erfolgte, wo in Folge eines politischen öffentlichen Lebens sich größerer Gemeingeist und aufstrebende Nationalgesinnung herangebildet hatten, und wo man in diesem Augenblick entschieden nationaler ist, als in dem Norden von Deutschland, so weit er außerhalb Preußens liegt.

Die Verhältnisse dieses Nordens sind von anderer Art. Dem nationalen Gedanken des Zollvereins scheinen sich die Gemüther dort erst in neuerer Zeit allmählig zuzuneigen; in ihren Interessen aber hatten die Küstenlande, und was davon abhängt, eine minder dringende Mahnung zum Anschluß, da sie, als an das Meer stoßend, welches die große Heerstraße des Handels ist, sich in ihrer Isolirung minder abgesperrt fanden, als ein umringtes Binnenland. Mit dem Prinzip der „Handelsfreiheit" kann man ihnen weiter auch nicht zusetzen, denn sie behaupten dieselbe zu besitzen, und sich einer Freiheit zu entäußern, wenn sie in den Zollverband träten. Was man hier als Anziehungskraft geltend machen kann, das ist lediglich der Vortheil des Schutzes, welchen die Macht gewährt, und der Stolz eines geachteten Namens, welcher die Folge davon ist.

Mit Einem Worte, der deutsche Zollverein muß aufhören, sich blos als eine Einigung für innere Handelsfreiheit oder für die ergiebigste Ausbeutung der Zölle aufzufassen; er muß als ein Schutzverein auftreten, der den geschlossenen Phalangen der

andern Nationen in kompakter Masse den erforderlichen Gegendruck bietet, und der es zu den Interessen seiner Ausbreitung rechnet, zu zeigen, daß er dem Auslande zu imponiren weiß. Damit tritt der Verein in das zweite Stadium seiner Aufgabe; das erste hat er mit Glück zurückgelegt, und der bisherige Erfolg darf ihm natürlicher Weise keine Aufforderung seyn, nunmehr stehen zu bleiben, oder zu dem weiter gesteckten Ziele blos die bereits verwendeten Kräfte mitzubringen. Auf diesem Scheideweg befindet er sich gegenwärtig, und dies ist der Uebergangszustand, welchen wir bemerklich zu machen wünschen.

Es ist eine neue Periode in der Wirksamkeit des Zollvereins. Er ist dem Auslande als ein Ganzes vor die Augen getreten und als ein Feind angesehen worden; man hat ihn von außen zurückgedrängt, übervortheilt, gehemmt, mit Absperrungen umringt, so weit es nur immer möglich war; das kleine Holland sogar ist ihm mit einer Miene von Ueberlegenheit in den Weg gestanden und hat ihn ausweichen heißen; die Art, wie er auf alle diese Dinge antworten wird, ist eine Frage seiner Ausbreitung, vielleicht seiner Haltbarkeit.

Antwortet er: „ich will nur innere Handelsfreiheit", so werden ihm die fremden Nationen sagen: „Das soll dir gerathen seyn", und die deutschen Küstenlande: „wir haben die See und die passive Handelsfreiheit ohne dich, den Verkehr nach deinen Binnenlanden so weit als nöthig, und zu Dem, was uns abgeht, zu einer imponirenden Stellung, weißt du von deiner Kraft keinen Gebrauch zu machen." Antwortet er: „ich will nur die ergiebigste Ausbeutung der Zölle", so wird man ihm entgegenhalten: „mit dieser Logik hebst du dich selber auf, da die früheren Mauthlinien zwischen jedem deiner Staaten mehr Zolleinnahme lieferten", und die Vereinsindustrie wird fragen: „hast du darum unsere Kapitalien herausgelockt, um sie nachher zum Fenster

hinauszuwerfen, weil die ausländische Industrie Eingangszoll bezahlt?"

In beiden Fällen wird sich der Zollverein das Vertrauen und die Achtung verkürzt haben, welche unerläßlich sind für ein Institut, dessen Beruf weiteres Wachsthum ist.

Zollpolitik.

(1842.)

Von allen Seiten richten sich die Blicke der deutschen Industriellen auf den in Stuttgart versammelten Zollkongreß, obwohl nur wenige deutsche Blätter sich der deutschen Interessen annehmen, welche daselbst zur Verhandlung kommen sollen. „Ueber die Wahlbewegung in Frankreich, fünfzehnter Artikel" — „Zerwürfnisse am Libanon und in Konstantinopel, eilfte Beleuchtung" — „Verhalten des Hinz zum Kunz im englischen Parlament, zweiundzwanzigster Aufsatz" — das sind die „Tendenzartikel" der deutschen Presse vom alten Schlag. Die wichtigen Interessen, welche von den Stuttgarter Konferenzen Abhilfe oder Trostlosigkeit zu erwarten haben, und wobei es sich um Millionen deutschen Kapitals, um die Nahrungsfrage von Tausenden deutscher Arbeiter handelt, liegen der ordinären Presse natürlich schon deßhalb fern, weil sich keine Artikel darüber in französischen und englischen Blättern zum Uebersetzen vorfinden.

Doch wir irren uns: es gibt allerdings auch in dieser Bezie-

hung hin und wieder Uebersetzungsfutter; nur ist der fatale Umstand dabei, daß derartige Artikel, da in Frankreich und England die Presse nicht zu dem Zwecke vorhanden ist, um ausländischen Interessen dienstbar zu seyn, sich in französischem und englischem Sinne, nicht in deutschem aussprechen. Da übersetzt man denn, wie es doch unzart seyn würde, die Herabsetzungen im englischen Tarif mit Erhöhungen des deutschen zu vergelten, während die deutschen Industriellen nachweisen, daß gerade jene Herabsetzungen, wie sich übrigens von selbst verstehn sollte, zu englischem Vortheil geschehen sind, nicht der deutschen Industrie zuliebe, und das Konkurrenzverhältniß zum Nachtheil der letztern ändern. Oder man läßt sich aus London schreiben, wofür man erst daheim prüfende Augen haben sollte, daß „dem Vernehmen nach" die englische Herabsetzung des Zolles auf Bauholz „sehr günstig" auf die preußischen Ostseeprovinzen „wirken werde"; unbeschadet übrigens, daß man gleichzeitig seinen Lesern etwa einen Artikel aus Norwegen vorsetzt, worin als bekannte Sache gemeldet wird, daß in Folge des neuen englischen Tarifs das norwegische Produkt nunmehr dem der Ostseeprovinzen Konkurrenz machen könne. Weiter stellt man dann in Aussicht, daß England „ohne Zweifel" dem Zollverein dieselbe Herabsetzung auf Wein und Spirituosa anbieten „dürfte", wie den Portugiesen, und daß man nur damit zurückhalte, bis Deutschland einige entsprechende Zugeständnisse gemacht haben werde. Nun weist schon der einfache Ausdruck: „dieselbe Herabsetzung, wie den Portugiesen", auf den geringen Gewinn hin, welchen eine solche Gleichstellung eigentlich gewähren könnte, da die ganz eigenthümlichen Verhältnisse des portugiesischen Weinabsatzes nach England durch konstituirte Gesellschaften, wohlfeile Preise, und langjährige Gewohnheit ein allzusehr entschiedenes Voraus für Portugall feststellen. Was aber den „Austausch" von Zugeständnissen betrifft, so darf man nie außer Acht lassen, daß der

Zollverein, als eines Schutzsystemes ermangelnd, während das englische System noch weit über den blosen Schutz hinausgeht, seine Zugeständnisse im Grund schon nach allen Seiten unentgeltlich gemacht hat, bevor es sich um einen Austausch handelte. Sind bedrückende Zollsätze herunterzumarkten, so hat England von hundert abwärts nachzulassen, bis der Zollverein von zehn, und ein Austausch würde demzufolge nur dann ein wirklich ausgleichender seyn, wenn England immer je den zehnfachen Einsatz böte, was es aber sehr natürlich bleiben lassen wird, so lange man ihm seinen Vortheil wohlfeiler gibt. Also läßt England von 100 z. B. 6 nach, bleibt als Rest vierundneunzig; der Zollverein hat „zur Ausgleichung" ebenfalls 6 nachzulassen, 6 von 10 läßt vier übrig; 6 und 6 aber sind ein „gleicher" Einsatz gewesen; — das nennt man einen „Austausch" entsprechender Zugeständnisse!

Unter solchen Umständen können wir den Interessen der deutschen Industrie keine sonderlichen Erfolge von den Stuttgarter Konferenzen versprechen, und schwerlich wird es mit ihren Klagepunkten jemals besser werden, so lange die deutschen Industriellen nicht besser zusammenhalten. Sind sie ja doch mit all' ihren Vereinen, Jahresversammlungen, dirigirenden Ausschüssen ꝛc. noch nicht einmal über die allernächstliegende und mehrbesprochene Politik einig geworden, die ihnen feindseligen Blätter, welche täglich ihren Interessen ins Gesicht schlagen, wenigstens nicht mehr durch ihre eigenen Abonnirungen zu unterstützen und aufzumuntern! „Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen."

Schicksale der deutschen Industrie.

(1842.)

Es sind in der That kuriose Schicksale, welche die deutsche Industrie durchzumachen hat. Zuerst bringt man, nach lange vergeblichen Bemühungen, einen deutschen Zoll- und Handelsverein zusammen, und hintendrein stellt sich heraus, daß dieses große Industriewerk so eigentlich für den Ackerbau gestiftet worden sey, als welcher die Bestimmung Deutschlands ausmache. Große Grundbesitzer haben zwar behaupten wollen, daß gerade die Industrie dem Ackerbau in gedeihlichster Weise die Hand reiche; allein was sollen diese Aussagen für einen Werth im Staate ansprechen, da sie lediglich von einer unbefragten Praxis ausgehen, und den Theoretikern, die ihre offiziellen Erfahrungen im Geschäftsgang der Kanzleizimmer gesammelt haben, natürlich kein gleichberechtigtes Urtheil entgegensetzen können?

Als man sich in den süddeutschen Staaten um die Frage des Beitritts zum großen Zollverein stritt, berief sich die Opposition steif und fest auf den Satz, daß Deutschland ein ackerbauendes Land sey, und folglich der Anschluß an besagten Zollverein klärlich unterbleiben müsse. Drolliges Mißverständniß! Für den Ackerbau eben ist der Verein da, und es war ein Versehen, daß die Finanzminister sich damals über die Opposition ereiferten, die da durchaus nur den Ackerbau treiben wollte; jetzt vielmehr kann man die Oppositionsreden von damals als ministerielle gebrauchen, was in erfreulichster Weise den „Austausch der Ansichten" darlegen und befördern muß.

Nun könnte man freilich einwenden, daß auf diese Weise der Zollverein als unnöthig erscheinen „dürfte", da der Ackerbau kei-

nes Schutzes bedarf, als von Seiten der himmlischen Mächte, und seine Früchte mit Gottes Hilfe auch ohne Verein gewachsen sind und noch wachsen. Abermaliger Irrthum! Denn zuvörderst ist es nicht die schlimmste Eigenschaft eines Instituts, wenn es blos „unnöthig" ist, und der zuvielregierende Staat thut noch manches andere Unnöthige, als daß er blos industrielle Vereine schlösse, um den Ackerbau vor der Industrie zu behüten. Sodann aber ist der Zollverein keineswegs unnöthig, wenn man ihn richtig auffaßt, denn er bringt Steuern ein, wovon freilich ein bedeutender Theil durch die Erhebungskosten an der bewachten Gränze wieder aufgeht; allein je mehr das Ausland fremde Waaren ins Land führt, desto mehr geht an Zollgefällen ein, und desto fetter ist es mit den Staatseinnahmen bestellt.

Die ganze Verwicklung, welche dermalen so viel Lärm macht, beruht, wie man sieht, rein auf einem großen Mißverständniß. Man hat den deutschen Industriellen nicht gleich von Anfang deutlich genug gemacht, daß man es auf einen Ackerbau abgesehen habe, der nach richtigen Theorien mit der Industrie in direktem Gegensatz stehen müsse. Wären sie mit ihren unzeitigen Unternehmungen daheim geblieben, hätten sie ihre Gelder im Kasten gelassen, ihre Kapitalien, wenn sie denn doch verwendet werden sollten, in Staatspapiere und Börsenhandel gesteckt, oder in irgend einer ausländischen Industrie angelegt, deren Erzeugnisse sie dann zum Nutzen der Zollkasse bereits fertig ins Land einführen konnten, so wäre man der ganzen Geschichte überhoben geblieben, und es geschieht den Industriellen somit recht, daß sie ihren Vorwitz zu büßen haben.

Eine natürliche Industrie, ja, das wäre etwas Anderes; aber was der Zollverein uns da über den Hals gebracht hat, das ist eine künstliche Industrie. Wenn die Fabrikanten nicht ungeschützt mit der geschützten ausländischen Industrie konkurriren können, so sollen sie ihr Handwerk erst besser lernen; denn mit

den Arbeitern, denen sie unberufener Weise Brod und Nahrung aufdringen wollen, sammeln sie ohnehin eine höchst gefährliche Bevölkerung von Proletariern, welche vollkommen ungefährlich bleibt, wenn sie statt Dessen Nichts zu arbeiten findet. Nicht in dem Vorhandenseyn der Proletarier nämlich, muß man wissen, sondern in ihrer Beschäftigung durch Fabriken liegt das Unheil, da bekannter Maßen das Fabrikwesen näher beim Hunger steht, als wenn man die Leute einem harmlosen Müßiggang überließe.

Was ist es auch, wenn einige Dutzend Tausende, die man gegen alle Theorie in Fabriken ernährt, dieser unglückseligen Beschäftigung entnommen und wieder frei auf das Pflaster gesetzt werden, um statt der dumpfigen Arbeitssäle des heitern Sonnenlichtes zu genießen? Todtschlagen kann man sie freilich nicht, um ihren Magen in Ruhestand zu setzen; aber was man von Nahrungssorgen und Hungerleiden spricht, das ist in den Tag hinein gefabelt. Die allein richtige Theorie hat dafür längst Vorsorge getroffen. Ein Schutz für die Industrie macht die Gegenstände theurer zum Schaden der Konsumenten; läßt man also durch Versagung dieses gemeinschädlichen Schutzes das leidige Fabrikwesen nach und nach wieder eingehn, so ist für die Konsumenten gesorgt. Nun wird aber kein Mensch leugnen können, daß die Arbeiter, da sie essen und trinken, d. h. konsumiren wollen, Konsumenten sind. Und darin eben liegt die überraschende und doch so einfache Lösung dieser anscheinend schwierigen Aufgabe, welche aber für einen gefaßten Theoretiker nur ein sinnreiches Spiel der Denkübung ist. Lasse man z. B. eine Fabrik von 500 Arbeitern eingehen: wohl und gut; von dem Augenblick an, wo die Unnatur einer Industrie in sich zu Grunde gegangen ist, kommen die entlassenen Arbeiter, welche man nun seltsamer Weise brodlos finden will, vielmehr als beförderte Konsumenten heraus, und können Alles, was ihnen ansteht, um das halbe Geld kaufen, so bald sie keines mehr zu verdienen haben. Nehme

man an, daß statt einer Fabrik mit 500 Arbeitern gleich 10 Fabriken mit 5000, oder 100 mit 50,000, oder 500 mit einer Viertelsmillion Arbeiter eingehen sollen, um so besser; denn um so größer wird die Zahl der Beglückten, welche aus ihrer theoriewidrigen Beschäftigung heraus unmittelbar in das theoretische Paradies der „Konsumenten" eintreten.

Wenn die armen Leute kein Brod mehr kaufen können, so werden sie den süßen Trost haben, zu wissen, daß Rosinen und Mandeln wohlfeiler geworden sind. Kann es eine bequemere Theorie geben, um berghohe Schwierigkeiten spielend aus dem Wege zu räumen?

Ueber Einwanderung fremder Kapitalien.

(1842.)

Die Anhänger der passiven Handelsfreiheit haben ein neues Argument entdeckt, und zwar ein kostbares! Durch den fatalen Schutz einheimischer Industrie hat sich Frankreich, wie man jetzt ersieht, ein neues Unheil zugezogen: es sind nämlich englische Kapitalien mit englischen Arbeitern über den Kanal gekommen, um sich mit Fabriken auf französischem Boden anzusiedeln, und so den französischen Schutzzoll erst recht zu umgehn. Nun bilden sich in Folge Dessen die Franzosen ein, ihre Industrie gefördert zu haben; es ist aber eitel Spiegelfechterei, denn wenn die Engländer mit ihren französischen Fabriken Geld genug gewonnen

haben, so stecken sie es in die Tasche und gehen heim nach England.

So die Anhänger der passiven Handelsfreiheit, welche nur einige kleine Nebenumstände dabei außer Acht gelassen haben. Unter Anderm werden die englischen Unternehmer, wenn sie „mit dem Geld in der Tasche" wieder heimgehn, ohne Zweifel nicht die Fabriken selbst mit aufhucken und nach England wegtragen, sondern sie hübsch an Ort und Stelle belassen. Sodann darf man ferner vermuthen, daß die englischen Arbeiter ihrerseits sich ihre Lebensmittel und dergleichen nicht aus England kommen lassen, sondern durch ihre Konsumtion den französischen Ackerbau ernähren helfen werden, dessen Interessen auch hier mit denen der Industrie Hand in Hand gehen. Deßgleichen dürfte unvorgreiflich anzunehmen seyn, daß englisches Kapital, während man es in Frankreich umsetzt, durch diese Verwendung einen französischen Geldumlauf befördert, nicht einen englischen, daß solches englisches Geld folglich auf so lange zu Gunsten Frankreichs arbeitet, und daß dabei jedenfalls für die französischen Interessen besser gesorgt seyn wird, als wenn besagte englische Fabrikunternehmer in einem englischen Bezirk angesiedelt wären, dem englischen Staate ihre Steuern entrichteten, dem englischen Ackerbau ihre Konsumtionsgegenstände abkauften, und unter diesen Bedingungen schließlich in Frankreich ihre Waaren absetzten.

Bis jetzt wenigstens pflegte man es als einen Vortheil für ein Land anzusehen, wenn sich daselbst fremde Kapitalien ansiedelten, um ihre Geldkräfte in Betriebsamkeit und Umlauf zu setzen, und ob die betreffenden Geldmittel allein kommen oder den Besitzer mitbringen, macht keinerlei wesentlichen Unterschied, wenigstens nicht zum Nachtheil des letzteren der beiden Fälle. Das System der passiven Handelsfreiheit aber hat eben darin einen Hauptfehler in seinem Gefolge, daß es eher einheimische Kapitalien nach außen vertreibt, als ausländische hereinzieht. Als die süd-

deutschen Staaten dem Zollverein beigetreten waren, siedelten sich alsbald schweizerische Kapitalien und schweizerische Industriezweige herüber, weil man dem Zollverein damals die Absicht und Wirksamkeit eines Schutzes zuschrieb; im gegenwärtigen Augenblick würde sich der Fall schwerlich wiederholen, und so wie die Dinge sich jetzt gestaltet haben, ist nur allzusehr zu befürchten, daß deutsche Kapitalien sich lieber in ausländische Unternehmungen werfen, als daheim den nutzlosen Kampf mit abderitischen Hindernissen und Gegenwirkungen eingehn werden.

Der Zollkongreß in Stuttgart.

(1842.)

Es ist jammerschade, daß Stuttgart nicht in Frankreich liegt. Wenn die Franzosen gegenwärtig irgendwo einen Zollkongreß hätten, so wäre das für die ordinäre deutsche Presse ein Tagesereigniß; mit jedem Posttage kämen neue Artikel zum Uebersetzen an, das Futter in die Raufe der wiederkäuenden Politik würde reichlich eingeschüttet, in jedem Landstädtchen entstünden Parteien, welche es mit dem Hrn. X oder Y, mit Hrn. Crampillac, Hrn. Piprelüe, oder dergleichen hielten, und wo ein deutscher Michel dem andern begegnete, so frügen sie sich: „Wie steht's mit dem französischen Zollkongreß? — Haben Sie neuere Nachrichten? — Was spricht der Hr. Piprelüe? — Verfluchter Kerl, der Hr. Crampillac, durchtrieben gescheit! — Die Franzosen sind mit

allen Hunden gehetzt! — Sind Sie Crampillacquist oder Piprelüaner? — Es soll mich wundern, wenn der Telegraph nicht bald Etwas zu melden haben wird" ꝛc. Und darauf würden die beiden deutschen Michels eine Prise nehmen und sich gegenseitig mit der Miene gewiegter Politiker ansehen, weil sie so brunnentief in die Geheimnisse der französischen Tagesinteressen eingedrungen.

Das würde eine „Bewegung der Ideen" seyn! So aber handelt es sich nur um lumpige deutsche Interessen, und darüber haben die französischen Apostel Nichts an die Korinther geschrieben, weßhalb auch die beliebtesten Blätter Krähwinkels die Sache nebendraußen liegen lassen. Fragt sie nach ihrer Meinung über den Stuttgarter Zollkongreß, und sie werden mit geläufigen Zungen antworten: „Nach unserer Meinung hat die französische Opposition eine schwierige Aufgabe vor sich, und das Ministerium auch; — das Journal des Debats scheint doch so ziemlich Recht zu haben, und der National auch, und die Gazette auch, und der Constitutionnel auch, und die übrigen Blätter auch, auch, auch; — ob es sich wohl bestätigen dürfte, daß die Legitimisten und die Linke, die Gauche, bei den letzten Wahlen mit einander unter der Decke gespielt haben, he?"

Welche Schaafsmiene muß ein solches abderitisches Publikum dem Auge eines Franzosen oder Engländers darbieten! Ein Publikum, das für alle möglichen Angelegenheiten auf der Welt Interesse hat, nur nicht für seine eigenen, und dem die politischen und sonstigen öffentlichen Streitfragen nur dann in den Gesichtskreis rücken, wenn sie an dem astronomischen Fernrohr vorbei passiren, das die ordinäre Presse auf einen fremden Horizont eingerichtet hat und als politischen Operngucker gebraucht!!

Und doch — es ist betrübt, so Etwas sagen zu müssen — gibt es noch eine schlimmere Sorte von Kannegießern, als blos die Gleichgültigen, eine Sorte, die sich bei andern Nationen gar nicht vorfindet, und das sind Diejenigen, welche ihre einheimischen

Interessen sogar als feindliche ansehen, und mit Händen und Füßen dafür kämpfen, daß die lieben Engländer und so weiter doch die Oberhand behalten möchten.

„Die HH. Engländer sind schon so lange her unsere Lieferanten gewesen, und waren immer zufrieden mit unserm Geld; wohlfeiler könnt ihr den Handel unmöglich haben; warum wollt ihr sie nun auf einmal abdanken? Eure Industrie ist ein Hirngespinnst, ist reine Unnatur; eher könnte bei Petersburg Champagnerwein wachsen, als daß in Deutschland unter den gegenwärtigen Verhältnissen, die ihr thörichter Weise abändern wollt, eine Baumwoll-Spinnerei fortkäme. Ei, so nehmt doch den Engländern lieber ihre Gespinnste ab, da nun einmal ihr Klima dem Spinnen zuträglicher ist, und verkauft ihnen andere Dinge dafür, die sie zwar nicht zulassen, die sie aber doch unleugbar zulassen könnten, sobald ihnen Das beliebig würde. Also kämpfen wir für die Handelsfreiheit, die wir am sichersten erhalten werden, wenn wir sie den andern Nationen bei uns von selber geben, so daß sie gar nicht nöthig haben, uns erst Gegenkonzessionen zu machen, sondern sich ohne dieselben am besten von unserer aufrichtigen Absicht überzeugen. Auch das Interesse unserer Konsumenten verlangt Dies, denn es ist einleuchtend, daß der Konsument mehr bezahlen muß, wenn die Konsumtionsgegenstände theurer werden; daß der Konsument erst erwerben müsse, ehe er konsumiren kann, und deßhalb ein Interesse des Erwerbs dem Interesse der Konsumtion vorangehen dürfte, ist dagegen ganz und gar nicht einleuchtend. Sollte ein Konsument von der arbeitenden oder gewerbtreibenden Klasse, überhaupt ein Konsument von Jenen, welche erst produziren und verkaufen müssen, ehe sie konsumiren können, — sollte je einer der derartigen Konsumenten in Folge unseres Systems an seinem Erwerb verlieren, ei so muß ihm ja das Herz im Leibe lachen, wenn er die andern Konsumenten ansieht, welche von einer festen Rente, z. B. von Besoldungen

leben, deren Einnahme folglich nicht abnimmt, und die nun Alles so hübsch wohlfeil einkaufen mögen, auch von ihm selber."

„Wer diese einleuchtenden Vortheile unseres Systems nicht einsieht, der ist ein Phantast, den die ordentlichen Polizeibehörden sogleich für einen Revolutionär, die liberalen Ideologen aber eben so schnell für einen Dunkelmann erkennen werden, der nur Völkerfeindschaft und veralteten Nationalhaß wieder aufwärmen will. Die liebende Welt hat uns ja bekanntlich ringsum mit lauter Handelsfreiheit umgeben; es würde demnach unfehlbar ein brudermörderisches Beginnen seyn, diesen zärtlichen Völkern nicht den Geldbeutel des unsrigen entgegenzubringen. Und vollends jetzt, wo England so sehr in Noth ist, weil wir ihm nicht noch mehr abkaufen können, und wo uns die Rührung vielleicht weniger auf die Nerven fallen würde, wenn wir statt der englischen Arbeiter eine Anzahl der unsrigen verhungern ließen. Denn das Letztere könnten wir bequem ignoriren, da uns in den englischen Blättern, welche wir lesen, schwerlich Etwas darüber aufstoßen würde. Und bei alle Dem wollt ihr unser System nicht? Das ist unliberal und herzlos von euch!"

Den beiden Richtungen, welche wir hier geschildert, gehört unglücklicher Weise die Mehrheit der deutschen Presse an. Inzwischen ist der Zollkongreß versammelt, die bedrohte Industrie bereitet sich auf ein seliges Ende vor, und der deutsche Michel treibt in der Langeweile Philosophie oder schaut nach allen Weltgegenden aus, woher die politischen Spatzen fliegen, und ob sich nicht irgendwo in der Fremde Etwas erspähen ließe, wofür er sich als Theaterzuschauer interessiren könnte. Wir müssen zum Himmel beten, daß er in England einen Hrn. Thiers aufstehn lasse, der auch von jener Seite es deutlich genug für eine plumpere Fassungskraft merken ließe, für was die politisch reiferen Nationen diesen guten deutschen Michel so eigentlich ansehen!

Innere Widersprüche.

(1842.)

Der unergiebige Ausgang der Stuttgarter Zollkonferenzen läßt die industriellen Interessen, welche von diesem Kongreß Abhilfe erwarteten, fast in Hoffnungslosigkeit zurückfallen, und die schlimmen Nachwehen werden nicht ausbleiben. Es ist ein böser Umstand für eine gute Sache, daß der Zollverein, so hochnothwendig für die nationale Einigung, noch nicht dahin gelangt ist, ein mit sich selbst übereinstimmendes System zu haben. An eine feste Konsequenz gewöhnt man sich, und ergibt sich darein, auch wenn sie dem oder jenem Interesse wehe thut; aber hochgestellter Schutz und gänzliche Verwahrlosung nebeneinander, wie sie der Vereinstarif in der Baumwollen-Industrie für Gewebe und Gespinnste zum Kontrast setzt, das ist ein Widerspruch, der sich nicht so schnell verschmerzt und den der verlierende Theil nur allzuleicht für eine brutale Mißhandlung ansieht.

Man scheint in Stuttgart wenig daran gedacht zu haben, daß bei derartigen Mauthfragen auch moralische und politische Folgen ins Auge zu fassen sind. Der Zollverein ist noch nicht alt genug, um sich an der blosen Thatsache seines Daseyns durch die vis inertiae festzuhalten; der Glaube an seine Zukunft aber wird demoralisirt, und damit an den Stützpunkten des ganzen Gebäudes gerüttelt, wenn es das Ansehen gewinnt, als ob man wichtige industrielle Interessen mit ihren schwersten Klagen unbesehen auf die leichte Achsel nehme, um die Beschwerden kurzweg mit einer Kanzleiautorität abzuweisen. Auf diese Weise wüthet man gegen seine eigenen Eingeweide; denn wo sind denn am Ende die eigentlichen Anhänger und Träger des Zollvereins zu suchen?

Sind es die „Konsumenten"? Gott bewahre, denn die Konsumenten befinden sich besser bei noch niedrigeren oder gar keinen Zollsätzen, und verlangen Nichts, als die passive Handelsfreiheit, gleichviel ob auf dem kleinsten Raume, wozu man demnach keiner Vereinigung bedarf. Ist es der Ackerbau? Bekanntlich eben so wenig, da das Interesse der „Agrikultur" vielmehr überall als Einwendung gegen den Zollverein geltend gemacht ward, und in Mecklenburg, Hannover 2c. gemeinsam mit dem „Interesse der Konsumenten" noch jetzt diese Oppositionsrolle spielt. Sind es die „Liberalen" vielleicht? Am mindesten von Allen, denn ihr Kern hat in den süddeutschen Kammern, wie man weiß, mit Entschiedenheit gegen den Anschluß gestimmt. Was sich in dieser politischen Stellung seitdem theilweise verändert hat, das kann sich eben so leicht wieder umgestalten, eben weil die Veränderung so eigentlich eine Inkonsequenz war. Und nun, was bleibt übrig? Die Interessen der Industrie, und in der That waren es diese, welche aus Bedürfniß und Nothwendigkeit am mächtigsten die Neigungen zum Partikularismus bei Seite drängten. Von den nationalen Tendenzen an sich spreche ich hier nicht; denn theils fehlt es an der Vollkraft ihrer Beglaubigung, so lange noch so Viele draußen stehen, theils scheint dieser Trieb in der letzten Zeit sogar an Wirksamkeit verloren zu haben, da er keine neuen Proselyten mehr zu machen vermochte. Was aber die politische Partei des nationalen Gedankens betrifft, so kann sie, wenn sie sich anders selber versteht, nothwendiger Weise nur für ein Schutzsystem seyn, weil, von allen national-ökonomischen Theorien abgesehen, die feste Zusammenfassung eines Mauthganzen mit als Surrogat der politischen Einigung dienen muß, in der uns andere Nationen überlegen sind, und weil in diesem Interesse selbst das beschränkteste Prohibitivsystem für Deutschland gemeinnütziger wäre, als das haltlose Auseinanderfahren in Theorien

von Handelsfreiheit, wobei man nicht einmal sich selber konsequent bleibt.

Seltsam genug, daß gerade gegen die beiden Hauptrichtungen, welche ihm den Weg gebahnt, der Zollverein seitdem in einer fortwährenden Reaktion begriffen ist, indem er sich gegen sein Gespenst von Schutzzöllen abarbeitet! Dem alten Jean Baptiste Say waren getreulich alle Argumente entlehnt, welche man von jeher zur Bekämpfung des Zollvereins ins Feld stellte, und mit diesem nämlichen alten Jean Baptiste als Regulator wollen die Leute den Zollverein regieren und weiter bringen! An nescis, sagte einst Oxenstierna zu dem Neuling von Sohn, der sich vor einer Konferenz genirte, wobei er sein Probestück ablegen sollte, an nescis, mi fili, quantilla sapientia mundus regatur? Der offenherzige Kanzler könnte noch heutigen Tages sein Sprüchlein an den Mann bringen. Um recht in der Strömung zu bleiben, soll der Zollverein das Fahrwasser austrocknen lassen, auf dem er hergekommen; um das Bretterhaus einer Theorie, in welche man sich in jüngern Jahren eingebaut, nothdürftig geflickt zu erhalten, ist man im vollen Zuge, einen Nagel nach dem andern zum Sarge des Zollvereins einzuschlagen. Von einem Autoritätsglauben, daß alles Beschlossene gut seyn müsse, ist ohnehin schon längst nicht mehr die Rede. Der englische Handelsvertrag ist seiner Zeit nur sehr schwächlich vertheidigt worden; den holländischen hat man am Ende fast einstimmig fallen lassen, nachdem man gleich Anfangs in bescheidener Schätzung die Zensur zu Hilfe gerufen hatte, um die Blößen des Vertrags gegen die Kritik des gesunden Menschenverstandes zu decken; eine dritte Beurkundung der Unterhandlungskunst nach außen ist noch zu liefern übrig.

Inzwischen ist eine Masse von Interessen verletzt und beeinträchtigt worden; man klagt über ungleiche Rücksichten oder Vernachlässigung; der Partikularismus rührt sich; die Unzufriedenheiten schaaren sich zusammen; in Ständeversammlungen wird

von Austritt aus dem Zollverein gesprochen und der Anschluß an ein anderes Mauthsystem verlangt. Nun lasse man eine Krisis über die Industrie losbrechen, lasse Millionen an Kapitalien verloren gehn, Tausende von Arbeitern brodlos werden, die Rückwirkung den Kredit vernichten, und Dies Alles, weil die Zollkonferenz keine Neigung gehabt, eine Vorkehrung dagegen zu treffen: glaubt man, eine solche Krisis würde vorübergehn, wie eine Rauferei um das Tabackrauchen im Berliner Thiergarten? Man würde sich täuschen; die Symptome sehen sich schon jetzt zu düster dafür an. Und auf die Kongresse, wo Fragen von so tief eingreifender Politik verhandelt werden, schickt man Finanzarbeiter anstatt Staatsmänner, während in ganz Europa Preußen keinen wichtigern Schauplatz für die Wirksamkeit tüchtiger Diplomaten zu sehen hätte, als eben dieses Gebiet der Zollvereins-Fragen. Für Deutschland kam der Zollverein als eine Sendung des Himmels, als ein unermeßlicher Segen, als eine ganz großartige Schöpfung, während bei andern Nationen Das, was er uns gab, freilich nur als das Minimum Dessen erscheint, was sich bei ihrer staatlichen Einheit von selber versteht. Würde es nicht eine Verschollenheitserklärung für die gerühmte „deutsche Intelligenz“ seyn, wenn auch dieses Minimum aus Mißverstand seiner selbst wieder auseinander fiele?

Nachwehen.

(1843.)

Bekanntlich war unter den Einwänden, welche die Theoretiker von der alten Schule gegen das Verlangen eines deutschen Zoll-

schutz-Systemes geltend machten, auch der, daß man um jeden Preis dem „Elende der Arbeiter" vorbeugen müsse, welches sich in Folge eines beschützten Industriewesens zu erzeugen pflege. Der Satz hat sich auf eine eigenthümliche Weise in der Erfahrung bestätigt, denn nachdem es unthunlich gewesen, die bereits vorhandenen „Arbeiter" zum Behuf einer glatten Rechnung bei Seite zu schaffen, indem man sie z. B. todtgeschlagen hätte, so hat das goldene Zeitalter der Industriegegner nunmehr gerade mit Dem begonnen, was sie vermeiden wollten, nämlich mit dem Verhungern der armen Arbeiter. In dem nassauischen Gebirgslande, in der Eifel, an den preußischen Rheinufern, in Westphalen, in Schlesien ꝛc. sind tausende von hungernden Familien auf die Brodlosigkeit angewiesen, weil in Ermanglung eines schützenden Zolles die Eisenwerke nach und nach stillestehn und ihre Arbeiter entlassen; im Königreich Sachsen nagt eine Bevölkerung von 200,000 Menschen am Hungertuch, weil die industrielle Betriebsamkeit, welche sie bisher ernährte, der passiven Handelsfreiheit nicht länger die Spitze zu bieten vermag, und anstatt der deutschen Arbeiter nunmehr englische von den deutschen „Konsumenten" in Nahrung gesetzt werden. Nach dem Gewerbeblatt für Sachsen lagerten zu Anfang Januars in Dresden allein nicht weniger als 12,000 Zentner englischen Garns, wofür nun das sächsische Erzgebirge dem Fluch einer Hungersnoth überliefert ist, und binnen nicht ganz drei Jahren waren in Sachsen allein nicht weniger als 41 Spinnereien mit 171,343 Spindeln eingegangen, wobei denn „das Interesse einiger wenigen Kapitalisten", nach der Ausdrucksweise der Theoretiker, mit glücklichstem Erfolg zu Grunde ging, und eine Masse von dürftigen Arbeitern erwerblos auf das Pflaster geworfen wurde, damit man sie von Staats wegen vor den „Uebelständen einer übermäßigen Produktion" in Sicherheit stelle. Eine „übermäßige Produktion" in unserm Deutschland, das noch auf himmelweite

Entfernung nicht einmal den Bedarf seiner eigenen Konsumenten selber erzeugt!!

Man muß gestehen, der letzte Zollkongreß hat ein preiswürdiges Stück Arbeit geliefert. Von der deutschen Spinnerei hieß es damals, daß man sie nicht wohl zum Nachtheil der Engländer beschützen könne, weil sonst die um das Zehnfache stärker beschützte Weberei darunter nothleiden möchte, und weil überhaupt die deutschen Spinnereien noch nicht zahlreich genug seyen, um den Bedarf der einheimischen Webereien gänzlich decken zu helfen. Vermuthlich, d. h. dem logischen Zusammenhang nach, dachte man sich dabei, daß ein gewährter Zollschutz die Vermehrung der Spinnereien nothwendig hindern müßte, und daß daher eine fortgesetzte Schutzlosigkeit das zweckmäßigste Mittel seyn würde, um die vermißte Produktionsfülle vollends zu ergänzen, was sich jedoch in der Praxis unglücklicher Weise nicht bestätigen wollte.

Es wäre sehr zu wünschen, daß man, um nicht aus der Konsequenz zu fallen, den armen Nothleidenden im Erzgebirge nun einige tüchtige Theoretiker zuschickte, um den unwissenden Leuten auseinander zu setzen, daß ihr Hunger lediglich auf Täuschung beruhe. Denn wenn es auch richtig seyn mag, daß sie als „Produzenten" keinen Erwerb mehr finden, so müssen sie der Theorie zufolge ja doppelt und dreimal so viel als „Konsumenten" gewonnen haben!

Englische Handelsfreiheit.

(1842.)

Wenn man den Tories, als sie wieder an das Staatsruder gelangten, die Absicht eines blinden Festhaltens an allem Bestehenden zuschrieb, so hat man sich, wie jetzt der Augenschein zeigt, im Irrthum befunden; wenn man von den Whigs, falls sie länger im Amte geblieben wären, eine Förderung der „Handelsfreiheit“ erwartete, so würde man sich allen Umständen nach ebenfalls getäuscht gesehen haben.

Bei keiner Nation so sehr, als bei der englischen, hat die öffentliche Meinung einen so richtigen Takt, mit allen Neuerungen oder Umgestaltungen den Zeitpunkt abzuwarten, wo die Sache wirklich reif geworden, und auf so lange, bis dieser Zeitpunkt unverkennbar vorhanden, die Frucht noch wachsen und zeitigen zu lassen. Manche herbe Erfahrung, womit die Franzosen ihre rasche Ungeduld oder ihren Mangel an Voraussicht büßen mußten, ist den Engländern auf diese Weise erspart geblieben, und wenn sie dann ihre Neuerung ins Werk setzten, so war es eine vorbedachte und gründlich eingeleitete Maßregel, eine Schöpfung, welche ihre Haltbarkeit in sich selber trug und mit gesammelter Kraft und gesetzter Fassung in das Leben eintrat.

Wer die Umstände abzuwarten und von lange her seine Plane vorzubereiten versteht, der wird selten den Erfolg verfehlen. Wenn man die Knospe brechen will, verliert man die Frucht. Ist aber eine Umgestaltung wirklich reif geworden, ist sie zu einer Nothwendigkeit, zu einem Bedürfniß der Zeit herangewachsen, dann ist sie keine Parteisache mehr, sondern eine staatsmännisch zu erfassende Aufgabe, und der Tory mag sie durchführen, so gut

als der Whig, oder noch besser, weil eben in seiner Hand die Neuerung ihr Bedenkliches verliert und die Mittel des Umschwungs sicherer und stärker werden.

Was die Politik nach außen und zunächst in Bezug auf Handelsverhältnisse betrifft, so ist es ein recht hübscher Gemeinplatz für die Ideologen gewesen, zu Gunsten der Whigs Partei nehmen zu wollen, als ob dieselben mit vollen Segeln auf die „Handelsfreiheit" lossteuerten, welche sich in deutschen Lehrbüchern vorfindet. Die Entscheidung des Erfolgs hat man jetzt vor sich. Von dem alten System, welches England praktisch verfolgte, während man mit entgegengesetzten Redensarten deutsche „Träumer" zu kirren versuchte, haben die Whigs selbst so wenig abzuweichen gedacht, daß nun die Tories kommen und ohne Beschwer in ihre Fußstapfen treten, ja in einzelnen Punkten noch um etwas weiter gehen. Beweis genug, daß es sich um eine englische Nothwendigkeit, nicht um eine kosmopolitische „Freiheit" handelte!

Wie gänzlich unpraktisch und „träumerisch" mußten dem englischen Urtheil die „Sympathien" erscheinen, welche ein Theil der deutschen Presse den Whigs widmete; — den Whigs, weil sie — das Verdienst hatten, die „Whigs" zu seyn!

Das Krähwinkler Publikum.

(1841.)

Bei Gelegenheit der englischen Händel über die Getraidezölle sind in deutschen Blättern da und dort wieder Prachtexemplare von jener echten und unnachahmlichen Kleinstädterei zum Vorschein

gekommen, welche über fremde Angelegenheiten kannegießert, anstatt sich mit den eigenen zu beschäftigen. Der Eine setzt sich für die Whigs, der Andere für die Tories in Enthusiasmus, und Beide zusammen haben ein hochheiliges Interesse für diese hochwichtige Frage, nicht wie Deutsche, sondern wie Engländer. An die Rückwirkung auf Deutschland denkt man dabei nicht, theils weil von Deutschland Nichts in den englischen Blättern steht, theils weil man jetzt vor allen Dingen darauf gespannt ist, wie „die Sache wohl ausgehen" wird, und ob die Whigs oder die Tories oben bleiben. Ob ein Whig- oder ein Toryministerium für die äußeren Interessen Deutschlands wünschenswerther seyn möchte, ist eine Frage, welche ganz außer dem Bereich dieses kannegießernden Publikums liegt: man läßt die Geschichte der Gegenwart vor sich vorübergehen, wie man ein Theaterstück ansieht, ist abonnirter Zuschauer und Enthusiast, und glaubt es auf eine sehr hohe Stufe gebracht zu haben, wenn man sich eine Kritik über die fremden Spieler erlaubt, aber ohne jemals einen Gedanken zu haben, daß die eigenen Interessen einen Anspruch haben, in der laufenden Weltgeschichte mitzuspielen. Einen englisirten Zeitungs-Whig kann es ordentlich in seiner politischen Religion verletzen, wenn sich ein Bedenken geltend macht, ob die beabsichtigte Aenderung in den englischen Getraidezöllen gerade zum Vortheil von Deutschland gereichen werde, oder die Sorge für das Beste des deutschen Ackerbau's auch wirklich das leitende Motiv der Whigs gewesen sey; im Gegentheil, man ist diesen wackern Engländern dankbar, ohne daß sie es verlangen, und besinnt sich in seiner Herzensfreude, was für ein Gegengeschenk man ihnen etwa an Konzessionen anbieten dürfte, welche sie aus Zartgefühl bisher noch nicht in Anspruch genommen haben, da sie die Hauptsache bereits zu haben schienen.

Von diesem Schnitte ist ein Zeitungspublikum, welches zahlreicher seyn mag, als man zu glauben geneigt ist, und von öffent-

lichen Blättern desselben Schnittes in seinen geistigen Bedürfnissen bedient wird. Seit einer Reihe von Jahren hatte man dieses Publikum gewöhnt, mit fremden Interessen für sein Tagesgespräch vorlieb zu nehmen, während sich für seine eigenen Niemand interessirte, und fremde Gedanken nachzuleiern, anstatt eigene zu haben. Das französirte Interesse war dabei noch bei weitem zahlreicher repräsentirt, als das englisirte, weil die Kenntniß der französischen Sprache in Deutschland verbreiteter ist, als die der englischen, und weil auch die deutschen Blätter, in Ermanglung zulässigen Stoffs, ihre Spalten vorzugsweise mit Uebersetzungen aus dem Französischen füllten. Es sah nachgerade aus, als ob unsere Angelegenheiten in Paris verhandelt würden; die großen Interessen der deutschen Nation als eines Ganzen galten für eine „materielle" Frage, über die man verächtlich die Nase rümpfte, während ein Streit, ob Hr. X. oder Hr. Y. in Paris Minister werden dürfte, könnte, oder sollte, für etwas großartig „Geistiges" galt; ein großer Theil von Deutschland war förmlich eine moralische Zeitungsprovinz von Frankreich geworden.

Es ist eine der bedeutendsten Folgen der durch den Julivertrag herbeigeführten Verwicklungen, daß wir über diese unsägliche Krähwinkelei endlich um einen gewaltigen Schritt hinausgekommen sind. Man weiß, welchen tiefen Eindruck in Frankreich die Entwicklung dieses Umschwungs der Geister in Deutschland gemacht hat, und es ist fast possierlich anzusehen, wie durch die Rückwirkung dieses Eindrucks von Frankreich herüber nun auch jene Krähwinkelei selber vollends bekehrt wird. Für dieses seltsame Publikum waren nämlich die französischen Blätter so zu sagen die Akten der Zeitinteressen und der öffentlichen Meinung, und nach dem Juristensprüchlein: „Quod non est in actis, non est in mundo," war ihm die Bewegung der deutschen Ideen nicht einleuchtend, als bis sie von dem französischen Spiegel aufgefangen war. Jetzt, da sich in der Pairs- und in der Deputirtenkammer

der Eindruck davon blicken läßt, daß die Deutschen mit dem Bewußtseyn einer großen Nation aufzutreten beginnen, ist auch den deutschen Krähwinklern ein Licht über die Sache aufgegangen; jetzt, da die französischen Blätter zu merken anfangen, daß in Deutschland ein völliger Umschwung der öffentlichen Meinung zu Stande gekommen, steht die Thatsache auch für die Krähwinkler in den „Akten" verzeichnet; sie glauben daran, weil sie die Franzosen daran glauben sehen.

Beim Lichte betrachtet, haben wir in den Zeiten vor diesem Umschwung nicht die großartigste Rolle für eine Nation von 42 Millionen gespielt. Wir waren die politischen Zuschauer für alle Welt, hatten politischen Enthusiasmus für Jedermann, kümmerten uns um alle möglichen Interessen, nur nicht um die unsrigen, und bezeichneten als „Weltfragen" solche, welche die andern Nationen und nicht uns angingen. Daß die kriegerische Bewegung, mit welcher sich Deutschland gegen den Anspruch auf die Rheingränze erhob, uns in der Achtung des Auslandes höher stellen würde, Das mußten unsere Krähwinkler erst von den Franzosen erfahren; als aber die Bewegung noch im Gang war, (und sie war nothwendig genug,) da schüttelten sie die Köpfe, daß man die Franzosen „reizen" werde, hatten ihre Bedenken über Anregung von „Nationalhaß", und wären lieber mit dem Hut in der Hand und mit einer säuberlichen Bittschrift unter dem Arm in die Runde gegangen, um auf unanstößigem Wege um die Achtung des Auslandes zu suppliziren. Jetzt haben wir denn hoffentlich gelernt, daß es das nationale Kraftbewußtseyn und das Verständniß der nationalen Interessen ist, womit sich eine Nation Achtung erwirbt. Die erstarkende öffentliche Meinung in diesem Sinne wird der Aufgabe gewachsen seyn, auch den Engländern zu zeigen, daß der deutsche Michel klüger geworden, und an Handelsverstand und Energie für die Verfechtung seiner Interessen sich mit John Bull zu messen gesonnen ist.

Die Krähwinkler Zeitungen.

(1842.)

Wenn nicht eine so tragische nationale Selbstverleugnung dahinter stünde, so könnte man sich zuweilen wahrhaft ergötzen an der krähwinklischen Wichtigkeit, womit deutsche Zeitungen die kleinsten Brosamen auffsammeln, welche die französische Presse fallen läßt. Man braucht nur flüchtig in diesen Sammelsurien zu blättern, und die Beispiele kommen einem ungesucht zu hunderten in die Hand.

Als „neuste Nachricht" ist in einer deutschen Zeitung dieses Schlages zu lesen, daß der Unterpräfekt zu Plömel (Morbihan), Hr. Nouel de Latouche, von seiner Stelle abberufen und durch Hrn. Quesnal ersetzt worden ist, und zwar aus politischen Gründen. Europa wird Das bedauern, und Frankreich kann die Theilnahme heimgeben, wenn es von der nächsten Veränderung im Schultheißenamt zu Bornheim gefälligst Notiz nehmen will.

Nach einer andern deutschen Zeitung hat Hr. v. Larochejacquelin in der französischen Deputirtenkammer den vorgeschriebenen Eid mit den Worten: „Ich schwöre!" geleistet. Für Deutschland ist daraus zu entnehmen, daß man auch in Frankreich die Eide vermittelst Schwörens ablegt.

In einer dritten deutschen Zeitung finden wir aufgezeichnet, daß dem Vernehmen nach in Paris noch mehrere „Deputirtenreunionen" stattfinden werden, um über die Regentschaftsfrage zu debattiren. Die Sache ist in der That nicht unwahrscheinlich, denn es läßt sich annehmen, daß man über diese Frage theils nicht ohne Debatten hinauskommen wird, theils, um zu debattiren, auch zusammenkommen oder „sich reuniren" muß.

Eine vierte deutsche Zeitung ist aus guter Quelle unterrichtet, wem die Bewachung der Leiche des Herzogs von Orleans anvertraut ist, nämlich einem Stabsoffizier vom Gefolge des Königs oder der Prinzen, und sodann weiter vier Obersten oder Oberstleutnants, und zwar einem von der Nationalgarde, einem von der Marine, und zweien von der Landarmee. Zugleich bestätigt sich, daß selbige alle sechs Stunden abgelöst werden. Was man nicht Alles erlebt in dieser Welt!

Nach einer fünften deutschen Zeitung fuhr, was man nicht hätte erwarten sollen, die französische Deputirtenkammer mit „Verifikation" ihrer Vollmachten fort. Vermuthlich wird sie damit so lange fortfahren, bis sie damit fertig ist. Wer sich noch sonst Etwas hinzuzudenken weiß, dem ist Solches unbenommen.

In einer sechsten deutschen Zeitung wünscht sich ein Korrespondent Glück, einer so reichen Zeit, wie die unsrige, anzugehören, denn man kann lange leben, bis einem wieder solche großartige Schauspiele zu Gesicht kommen, wie sie zu Paris in Folge des Todesfalles des Herzogs von Orleans mit anzusehen waren. Auch ein hübscher Gedanke!

Eine siebente deutsche Zeitung macht ihren Lesern, welche zufällig nicht zu Paris wohnen, die getroffene Veranstaltung bekannt, daß am 31. Juli, 1. und 2. August die Kirche Notre-Dame präzis von 11 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags „dem Publikum geöffnet ist". Schade übrigens, daß diese Bekanntmachung erst in der Nummer des betreffenden Blattes vom 4. August erfolgte; denn der mögliche Zweck, daß man von Flachsenfingen aus vielleicht eine Partie nach Paris hätte machen können, um besagten freien Eintritt zu benützen, ist damit unglücklicher Weise weggefallen.

Möchten die Blätter, denen ihr Publikum solchen Pariser Häckerling abverlangt, wenigstens die Vorsicht gebrauchen, womit eine andere deutsche Zeitung ihr Gewissen wahrt, indem sie bei

spaltenlangem Abdruck derartiger Bagatellen, wie sie eine office-correspondance bringt, zugleich die Bemerkung beifügt, daß selbige hoffentlich Niemanden interessiren würden.

Der trefflichste Vorstwisch kann nicht pünktlicher vor der Thüre eines Nachbars aufkehren, als es die große Mehrzahl der deutschen Blätter mit ihrem Pariser Neuigkeitsbesen thut: auch der winzigste Abfall wird mit aufgelesen, und dem deutschen Philister, dessen Politik im Zugucken besteht, als Gegenstand der Beobachtung unter das Mikroskop gebracht. In der That, das Ausland muß einen hohen Begriff von dem politischen Geiste Deutschlands bekommen, wenn es denselben aus den Nachklatschereien in der deutschen Presse herauslesen soll!

Politisches Philisterthum.

(1842.)

Für das echte politische Philisterthum dauert der Karneval das ganze Jahr; wenigstens tritt keine Unterbrechung in den ungekünstelten Karrikaturen ein, welche dasselbe dem Zuschauer als ergötzlich-ernsthafte Gestalten vorüberzuführen pflegt. So viel abstechende Farben finden sich auf einer Hanswurst-Jacke nicht nebeneinander, als das Philisterthum politische Widersprüche mitsammen zu beherbergen im Stande ist, und mit den Sternen am Himmel haben seine Thorheiten die erhabene Eigenschaft gemein, daß sie sich nicht zählen lassen. Auch darf es in der

That für einen Akt von Lebensweisheit gelten, die Erscheinung als einen verlängerten Karnevalspaß aufzufassen; es ist die einzige genießbare Seite, welche man dem politischen Philisterthum abgewinnen kann.

Machen wir einen Versuch, von der bunten Musterkarte dieser Philistereien ein Bruchstück abzureißen, wie gerade die Fäden laufen, und wobei ein vollständiger Charakter so wenig in Anspruch genommen wird, als von dem Philisterthum selbst. Ein Konterfei muß sich nicht höher versteigen wollen, als das Urbild.

Der politische Philister, welcher besonders in Deutschland wild wachsen soll, kann jeder politischen Meinung zugezählt werden; insofern er überhaupt eine hat, so mag er auch ihrer mehrere besitzen. Es kann sich treffen, daß er alles Bestehende für gut und alles noch nicht Bestehende für „dummes Zeug" erklärt; in diesem Fall gleicht er jenem arabischen Kalifen, welcher die alexandrinische Bibliothek verbrannte. Entweder steht in den einfältigen Büchern Dasselbe, was im Koran, dann sind sie überflüssig; oder es steht etwas Anderes darin, und dann sind sie frevelhaft. In seinem Koran aber steht eigentlich der Egoismus.

Als ein radikaler Bürger ist der politische Philister im Stande, ganz Europa bei einem Glase Wein umzuorgeln, und der Gleichheit wegen zu köpfen, was hervorragen will; zur Abwechslung schmählt er zwischenhinein über den „Luxus der untern Klassen" und beklagt den zunehmenden „Uebermuth beim Gesinde".

Als Beamter kann der politische Philister ein papierener Revolutionär seyn, der zur täglichen Andacht den französischen National liest, und im Vertrauen mittheilt, daß er eigentlich ein Republikaner sey; — eine Eigenschaft, welche ihn jedoch keineswegs verhindert, in Angelegenheiten seiner Besoldung ein „räsonnabler" Mann zu seyn, und schon um seiner politischen Freisinnigkeit willen sich hoch über den schlichten Bürger erhaben zu

fühlen, der von einem aufgeklärten Beamtenstande zu bevormunden ist, wenn die Welt nicht untergehn soll.

Als Bürger hinwiederum kommt ihm der andere politische Philister hierin mit voller Anerkennung entgegen. Dreihundert Tage im Jahr ärgert er sich, daß der letzte Schreiber der letzten Kanzleistelle sich über den angesehensten oder vermöglichsten Gewerbsmann erhebt, als ob die Würde des Staates in groben Formen bestünde, und am dreihundert-und-ersten findet er, daß man der bürgerlichen Freiheit das Messer an den Hals setze, wenn nicht zuvörderst der Staatsdiener für seinen eigentlichen Vertreter gelten solle. Ihm selbst, behauptet er, fehle es dazu an Intelligenz.

Im übrigen verlangt der politische Philister vor allen Dingen den Erfolg, und richtet sich danach. Seinem Abgott von gestern weist er heute die Thüre, wenn es nicht glücklich gegangen, und so oft in einer Schlägerei Jemand den Kürzern gezogen, so tritt er ehrenfest hinzu und spricht mit Rechtsgefühl, wer die Prügel bekommen, dem sey es recht geschehen.

Aus Widersprüchen ist der gute Hampelmann nun einmal zusammengesetzt. Die Preßfreiheit ist das theuerste Gut eines verständigen Volkes; doch muß man dabei einen Unterschied machen. Es gibt auch abweichende, also schlechtweg unzulässige Meinungen; wird demnach eine derartige Zeitung durch die Gewalt unterdrückt, so hat der „wahrhaft freisinnige" Philister ein Hurrah zu rufen, und zu warten, bis die Reihe an ihn kommt, worauf denn eine ähnliche Maßregel wieder zur himmelschreienden Ungerechtigkeit wird.

Deßgleichen ist es dem politischen Philister eine alte Klage, daß der moderne Staat an dem Uebel des Zuvielregierens leidet, daß sich überall eine jederzeit lästige und oftmals unnöthige Bevormundung geltend macht, und daß Dies Alles eine Masse von Geld kostet, woran sich zu Jedermanns Bequemlichkeit ein Be-

deutendes ersparen ließe. Allein ein „aufgeklärter“ und „freigesinnter“ Philister läßt sich nicht in die Fesseln der Konsequenz schlagen. Täglich beschwert er sich, daß der Kanzleistaat ihn wie ein Kind am Gängelband führe, und täglich ist er bereit, gegen abweichende Tendenzen die Polizeigewalt ins Feld zu rufen, als da sind: gegen die Pietisten, gegen die Mystiker, gegen die Unkirchlichen, gegen die Rationalisten, gegen die Homöopathen, gegen die Allopathen, gegen die Ultramontanen, gegen die Philosophen, gegen Hexenmeister und Nicht-Hexenmeister, — kurz gegen alle Welt, gegen „Menschen und Nichtmenschen, und Solche, die es werden wollen“. Da die Meinungen, welche in solcher Weise zusammenschreien, von verschiedener Sorte sind, so braucht man ihre Rufe blos zu addiren, um zu finden, daß der Philister die Unterdrückung gegen Jedermann herbeiruft, auch gegen sich selber.

Aber das Philisterthum selbst ist unvergänglich, zumal in Deutschland. In England oder Frankreich ist doch der allerordinärste Philister wenigstens nationalgesinnt, und fühlt eine Regung in seinem Herzen, wenn es sich von der Ehre der Nation handelt. Der deutsche Philister weiß Nichts von dergleichen; er ist noch ganz der Krähwinkler Kleinstädter geblieben, wie ihn einst Kotzebue auf die Bühne gebracht. Sucht nach Nationalsinn in seiner Seele, und ihr werdet ein Stück weißes Papier finden; wenn je Etwas darauf zu lesen steht, so ist es ein fremder Nationalsinn, der sich von der Lektüre englischer und französischer Blätter auf seine papierene Seele abgeschwärzt hat.

Es klingt unwahrscheinlich, aber es ist buchstäblich wahr, daß der deutsche Philister englischen oder französischen Nationalstolz haben kann. Man muß ihn vorsichtig behandeln, wenn man nicht gegen einen solchen erborgten Sinn anstoßen will. Der Eine sieht so phlegmatisch aus, wie eine Auster; auf einmal pustet er und bläst sich zum Grimm auf: ihr habt Etwas über die

Franzosen gesagt, und damit seine geliehene Nationalseele getroffen. „Die Franzosen allein sind Kerls", sagt er.

Ein Anderer hat sich in die Engländer vergafft, und so lange in ihren Spiegel geguckt, bis er sich eine englische Seele einbildete. Wagt ihm zu bemerken, daß der chinesische Krieg sich um einen Gifthandel drehe, und ihr verursacht ihm konvulsivische Zuckungen des Nationalherzens, das er sich direkt von London einsetzen lassen. „Pah, die Engländer sind andere Kameraden!"

Sprecht einem Dritten von Nationalinteressen, und er wird euch mit der klügsten Miene von der Welt antworten: in Flachsenfingen tyrannisire der Bürgermeister seinen Gemeinderath, und in Kuhschnappel sey ihm der Rentmeister noch fünfzig Gulden schuldig, die er ihm durch einen falschen Prozeß abgejagt; in diesen Stücken möge man ihm erst daheim Ordnung machen, bis dahin aber werde er von den fremden Nationen seine Interessen mit Füßen treten lassen, — den Bürger- und Rentmeistern zu Leide.

Von dieser Sorte ist der politische Philister in Deutschland, und wer ihm gegen den Strich fährt, der ist ein Deutschthümler, ein Franzosen- und Brittenfresser, ein Hypernationaler, ein Reaktionär, und ein „Verschwörer gegen den Zollverein", — wie die Oberdeutsche Zeitung.

Die wiederkäuende Presse in Deutschland.

(1842.)

Die Kölnische Zeitung hat ein treffendes Wort gesprochen: die wiederkäuenden Blätter in Deutschland und ihre Leser sehen

die französischen und englischen Zustände, so wie die Weltbegebenheiten überhaupt, nicht mit den Augen einer Nation an, welche ein Selbstbewußtseyn und Interessen hat, sondern mit den Augen eines blosen Publikums, einer gaffenden, philisterhaften, und kleinstädtischen Menge, die lediglich fremde Interessen wiederkäut und für alles Mögliche Partei nimmt, ausgenommen für Das, was sie selber anginge.

Wenn die Franzosen solche Blätter läsen, dieses Angaffen von außen her müßte ihnen vorkommen, wie das Gebehrden des „Landjunkers in der Residenz", welches Kotzebue in einem seiner Lustspiele so ergötzlich geschildert hat. Ueber die Interessen von Deutschland kann man sich in einer derartigen Presse nicht Raths erholen, da sie weder eine Tendenz noch einen Gedanken dafür haben; wohl aber findet man die winzigsten Tagesstoffe aus allen Gassen von Paris in ihren Spalten zusammengekehrt, und mit einer wahrhaft tragikomischen Liebhaberei für Sammelsurien die abgelegten Fetzen der fremden Presse in neuem Aufputze zur Schau getragen.

Gott sey es gedankt, daß der nach außen geltende Charakter der deutschen Presse ein anderer geworden ist, als zur Zeit, wo diese Wiederkäuer fast ausschließlich den Platz behaupteten. Fragt sie nach ihren politischen Gedanken, und sie werden in einem langathmigen Register antworten: „Das Journal des Debats sagt — der Courrier français bemerkt — der National äußert — der Constitutionnel bringt in Anregung — die Gazette de France enthält einen Artikel" ꝛc. ꝛc. Erkundigt euch nach ihren politischen Interessen, und ihr werdet sie erwiedern hören: „Die englische income-taxe ist eine streitige Angelegenheit — die französischen Kapazitäten und Inkompatibilitäten sind ein höchst merkwürdiger Gegenstand — in den spanischen Cortes beschäftigte man sich gestern vor vierzehn Tagen mit einer Motion, welche für drei Schöppenstedter Eingangsartikel ausreichen wird — in Hinter-

amerika und neben dem Südpol gehen Dinge vor, die man beleuchten muß — aus Surinam vernimmt man, daß dort Etwas im Werke ist, worüber zur Zeit nichts Näheres verlautet" ꝛc. Haltet Nachforschung nach ihren Gesinnungen, und ihre Politik wird sich auf die großartige Ansicht jenes Krähwinklers zurückführen: „Na, ich bin Sie doch begierig, was aus all den Geschichten da am Ende noch werden wird; wer's erlebt, der wird zusehen."

Erweist ein Ausländer den Deutschen die Ehre, sie etwas weniges mit Schimpf und Spott zu überschütten: — man übersetze, was er geschrieben hat. Fällt ein fremder Reisender mit einer Anmaßung, der nur seine vollständige Ignoranz gleich kommt, über deutsche Interessen her: — in Zeit von vier Wochen wird ein halbes Dutzend Verdeutschungen dieser Ungebühr angekündigt seyn, und es wird nicht an irgend einem Winkelblatt fehlen, das so eben daran wiederkäut und seinen Lesern das Buch anempfiehlt, welches, „wenn es auch deutsche Sympathie nicht anrege", d. h. wenn es auch die gröblichsten Angriffe auf Deutschlands Nationalehre enthält, „doch zu jenen gehöre, deren Lektüre schon durch das Zeit- und Nationalinteresse jedem Gebildeten geboten sey".

Und auch auf solchen Wiesen grast ein Publikum! Hat man Unrecht gehabt, diese „Unparteilichkeit" als die bornirteste Gesinnungslosigkeit zu bezeichnen?

Irrthümer der französischen Presse.

(1841.)

Die Irrthümer der französischen Presse sind ein reicher Stoff, und wir maßen uns nicht an, denselben erschöpfen zu wollen; wir werden uns auf die Beleuchtung einiger Hauptirrthümer beschränken, welche auf Rechnung Deutschlands in der französischen Presse derzeit gerade an der Tagesordnung sind.

Es war eine Zeit, wo ein großer Theil des europäischen Kontinents gewöhnt war, von der französischen Presse seine politischen Inspirationen zu empfangen, und Deutschland stund in der vordersten Reihe dieser lernenden Politik. Es war die Zeit der parlamentarischen Kämpfe des französischen Liberalismus gegen die Grundsätze der Restauration. In Deutschland waren die Bourbons, da man ihnen zu Liebe Frankreich das deutsche Elsaß gelassen hatte, ein eben so unpopulärer Name, als in Frankreich, wo man ihnen nicht zu verzeihen vermochte, daß sie andere deutsche Lande wieder hatten herausgeben müssen. Der Liberalismus, welcher in der französischen Deputirtenkammer saß, hatte überdies seine Laufbahn zuvor mit einer Opposition gegen den Kaiser eröffnet, welche eben mit dessen Unglücksfällen zusammentraf, und ihn als einen Despoten aufgeopfert gerade in dem Augenblick, wo das Banner Napoleons das Banner der Vertheidigung des französischen Bodens war, und wo eine Republik, wie die römische, einen Diktator würde ernannt haben. Dies mochte unritterlich, es mochte vielleicht „unfranzösisch" seyn, aber Deutschland hatte keinen Grund, darüber böse zu werden. Durch einen jener seltsamen Widersprüche, welche in Frankreich so häufig sind, nahm dieselbe liberale Partei, welche den Kaiser hatte ver-

rathen helfen, später Napoleonische Elemente in sich auf, und eignete sich mit volltönenden Redensarten die Erbschaft Napoleonischen Ruhmes als ein Oppositionsmittel gegen seine Nachfolger zu. Für das französische Publikum hatte eine solche Inkonsequenz nichts Störendes; für das deutsche kam sie mit einer Umwandlung überein, welche in Deutschland selbst vor sich gegangen war. Die gleichmüthige Ruhe der Geschichte hatte die Eindrücke einer zeitgenössischen Aufregung abgelöst; Napoleon stund nur noch in der Größe seiner historischen Erscheinung da; durch ein riesenhaftes Unglück und einen lebendigen Tod waren alle Gedanken der Nemesis versöhnt; das Dichtergemüth der Deutschen griff diesen Stoff als einen poetischen auf, und umgab ihn mit allen Zaubern der deutschen Romantik. Gegen den französischen Enthusiasmus für die Glorie Napoleons hätte sich einwenden lassen, daß er eine wunderliche Nachschrift zu der historischen Thatsache sey, wie die ersten Männer des Landes und seine offiziellen Repräsentanten den Kaiser verrathen hatten; in Deutschland aber fand man es großartig, einem überwundenen Nationalfeinde ehrende Anerkennung zu zollen; genug, daß auch in dieser Beziehung die französische Opposition in Deutschland Berührungspunkte fand.

Auf diese Weise vermittelte es sich, daß, nicht lange nach einem kolossalen Volkskriege, das politische Deutschland anfing, bei dem öffentlichen Leben Frankreichs in die parlamentarische Schule zu gehn. Für die Auffassung der konstitutionellen Ideen lag uns diese Quelle zunächst; der französische Rednerstuhl und die französische Presse gewannen sich damit einen Einfluß, welcher weiter reichte, als vordem die militärischen Triumphe Frankreichs. In der Begeisterung für das sich verjüngende Griechenland wurde dieses Verhältniß noch fester gekittet. England allein, das freie Alt-England, divinirte mit seinem gesunden politischen Instinkt während des russischen Türkenkrieges, daß in den Siegen Ruß-

lands mehr als blos eine griechische Bedeutung liege; aber die Politik Großbritanniens blieb unverstanden und unpopulär in Deutschland, und man folgte blindlings den Inspirationen der französischen Presse, welche mit ihrem russischen Enthusiasmus damals die ersten Grundlagen zu dem Gedanken eines französisch-russischen Bündnisses baute. Darauf kam die Julirevolution, und mit ihr die höchste Steigerung des Einflusses der französischen Presse in Deutschland; glücklicher Weise aber lagen in dieser Steigerung selbst bereits die Keime zu einer Gegenwirkung, welche um wenige Jahre später sich geltend zu machen begann und seither fortwährend im Zunehmen begriffen ist. Die Erscheinung selbst liegt klar zu Tage; die Erklärungsgründe dafür sind nicht schwer zu finden. Die französische Rednerbühne und die französische Presse haben die „Sympathien" Deutschlands verloren, theils weil die parlamentarischen Namen, welche man zu verehren gewöhnt war, nach der Julirevolution in feindliche Richtungen zerfielen, die sich gegenseitig in den Staub zu ziehen bemüht waren, theils weil nach jener Krisis sich alle hinterhaltenen Gedanken demaskirten, und Deutschland sich in Bälde überzeugen konnte, daß die „Partei des Fortschritts" in dem Sturze der Bourbons hauptsächlich einen Sieg über die „Verträge von 1815", ein Gegenstück zu den Schlachten von Leipzig und Waterloo, einen Anspruch auf territoriale Vergrößerung Frankreichs erblicke. Die „Komödie von fünfzehn Jahren" war ausgespielt; woher sollten deutsche „Sympathien" für eine „Bewegung" kommen, deren ganze Lebensthätigkeit sich auf den Groll zurückführt, daß die Julirevolution bis jetzt noch nicht als ein Sieg über die Verträge von 1815 ausgebeutet worden?

Deutschland hat inzwischen selber denken, und sich mit eigenen Interessen, statt mit fremden, beschäftigen gelernt. Die französische Presse aber ist stehen geblieben auf dem Gesichtspunkte der Illusionen von 1830; sie träumt noch immer von Sympathien,

welche nicht mehr sind, und welche sie selbst hat vernichten helfen. Auch der neueste Aufschwung, in welchem die deutsche Nationalität ihr Selbstbewußtseyn beurkundete, hat die französische Presse nur theilweise in jenen Illusionen irre gemacht. Der Glaube, als ob ein bewunderungsvolles „Europa" in die französischen Zustände wie in einen Spiegel hineinsähe, ist der französischen Nationaleitelkeit zu schmeichelhaft, als daß man ihn in so kurzer Zeit zu überwinden vermöchte. In den Augen dieser Politiker sind wir noch immer die „Barbaren", welche an der französischen „Zivilisation" sich gerne ein Absehen nehmen möchten, und welche sich demgemäß glücklich preisen würden, an eine wegen ihrer Freiheit beneidete Nation unsere schönsten Provinzen abzugeben, sofern man uns dafür erlaubte, in dem Reste unseres Vaterlandes politische Experimente nach französischem Muster anstellen zu dürfen.

Dies ist der Hauptirrthum der französischen Presse, und er ist so fest gewurzelt, so sorgfältig gepflegt, so hoch emporgeschossen, daß er für eine ganze Genossenschaft von andern Irrthümern den Anhaltspunkt seines Stammes und den Schatten seiner Aeste hergibt. Auch in Betreff des Vertrages vom 15. Juli hat sich die Grundansicht der französischen Presse auf diesen Irrthum gestützt. Man ging wieder von der alten Voraussetzung aus, daß die Völker des europäischen Festlandes von den wundervollsten Sympathien für Frankreich erfüllt seyen, und kam so mit natürlichem Scharfblicke auf den Schluß, daß eine Erbitterung über diese „moralische Herrschaft" Frankreichs das eigentlichste Motiv jenes Vertrages gewesen, der demnach eine neue „Koalition" gegen Frankreich und seine Institutionen vorstelle. Es liegt eine ganz treuherzige französische Eitelkeit in dieser Auffassung, und insofern ist auch nichts Unnatürliches daran, als daß sie im grellsten Widerspruch mit den Thatsachen steht. Wenn die französische Presse glaubt, daß die politische Entwicklung Frankreichs der

Neid Europa's sey, so befindet sie sich in einem Irrthum, bei dem sie die Geschichte ihrer eigenen Wirksamkeit vergessen haben muß. Ihre Wirksamkeit aber war seit einer Reihe von Jahren auf Herabsetzung aller öffentlichen Akte ihres Landes gerichtet. Wenn diese Presse Recht hat, so ist Frankreich tief in den Staub erniedrigt; Alles, was geschieht, ist von den schmutzigsten Leidenschaften diktirt, es gibt keine Ehrlichkeit und kein Gewissen mehr, Feigheit und Niederträchtigkeit sind die herrschenden Motive, und das Gelindeste, was man von den französischen Zuständen sagen kann, ist, daß sie trostlos und erbarmenswürdig sind. Und neben diesen Versicherungen erzählt man uns von den „Sympathien", über welche Frankreich zu verfügen habe! Die französische Presse vergißt dabei, daß die Art und Weise, in welcher sie ihre Polemik führt, auch dem Auslande die Blößen und Aergernisse aufdeckt; daß die Steine, welche sie täglich auf die Regierung wirft, auch auf die Institutionen und öffentlichen Charaktere des Landes fallen; daß die Schmutzflecken, womit die Parteien sich gegenseitig zu überhäufen bemüht sind, auch als Flecken auf dem politischen Gesammtbilde haften bleiben. Und so ist es denn dahin gekommen, daß die heftigste Anfeindung Frankreichs nur bei der Presse dieses Landes zu borgen hätte, um in französischen Worten das Boshafteste und Giftigste gesagt zu finden, was gegen seine Regierung, gegen seine Institutionen, gegen seine Kammern, gegen seine politischen Charaktere und Zustände, kurz, gegen das Land selber irgend hätte gesagt werden können.

Möge sich die französische Presse darüber keine Illusionen machen: die schmutzige Wäsche, welche die Parteien unter sich aushingen, war auch für die Blicke des Auslandes ausgehängt; der Eindruck, welchen die Reihefolge dieser skandalösen Erscheinungen hervorbrachte, war das gerade Gegentheil von den „Sympathien", welche in der französischen Einbildungskraft existiren; der Glaube an eine politische Koalition aber, welche

gegen dieses unbeneidete „Vorbild" zu Felde ziehen wolle, ist eine Ungereimtheit, welche man nur einem Publikum bieten konnte, das in so gänzlicher Unkenntniß auswärtiger Zustände lebt, wie das französische.

Für eine deutsche Amnestie.

(1842.)

Als es sich um die Aussicht handelte, für Don Carlos in Spanien und Dom Miguel in Portugall unter gewissen Bedingungen die Anerkennung der großen Mächte zu erlangen, war eine der ersten Bedingungen, welche eine unbefangene Staatsweisheit den beiden Prätendenten zur Pflicht machte, die Tendenz einer Versöhnung der Gemüther und die Erlassung einer politischen Amnestie. Die Kunst, zur rechten Zeit zu vergessen, ist eine hochwichtige und eine menschlich-schöne Aufgabe nach der Beschwichtigung politischer Stürme. Deutschland ist politisch erstarkt und befestigt; es hat das Bewußtseyn seiner Erstarkung; das gemeinsame Verständniß über seine Nationalinteressen ist in langen Zeiträumen nicht so erhebend hervorgetreten, wie in der Gegenwart: — warum hat sich die Anerkennung und das freudige Bewußtseyn dieses moralischen Gewinns noch nicht in dem Gedanken einer allgemeinen politischen Amnestie von Seiten des Deutschen Bundes ausgesprochen?

Daß politische Stärke und das Bewußtseyn derselben so recht

eigentlich durch großartige Milde und Amnestie für politische Vergehungen besiegelt wird, ist ein längst anerkannter Satz der Staatskunst. Wer zu vergeben und zu vergessen weiß, von Dem hat man die Ueberzeugung in der Hand, daß er politischen Wirren überlegen ist und keine Feinde zu fürchten hat. Die andern Nationen werden uns nicht in vollem Maße glauben wollen, wie sehr Deutschland in sich selber kräftig geworden, so lange man noch deutsche Flüchtlinge als Verbannte auf fremdem Boden verweilen sieht.

Der Gedanke an die Rückkehr des verlorenen Sohnes in das Vaterhaus liegt so nahe, und hat so hochherzige Motive für sich! Die öffentliche Stimmung hat sich über alle Zerwürfnisse empor so großartig zur nationalen Einigung erhoben; — wenn irgend ein Zeitpunkt, so hat der gegenwärtige den Beruf zu einer Amnestie, welche hinter uns liegende Vergangenheiten der Vergessenheit übergibt!

Was die französische Propaganda am schlagendsten enttäuschte, das war die nationale Haltung deutscher Vertriebenen im Auslande während der kriegerischen Krisis, welche Deutschland mit einem Angriff bedrohte. Den Fremden war diese Erscheinung neu; es war das leuchtendste Zeichen des großen Umschwungs, welcher die deutsche Nationalität in dem Glanz ihrer alten Größe verjüngte. Deutsche Flüchtlinge, auf fremdes Gastrecht angewiesen, sah das Ausland den Stolz des deutschen Namens zur Schau tragen; sie, welche die Ufer des vaterländischen Stromes nicht betreten durften, sah man kampfbereit für den deutschen Rhein in die Schranken treten; ob auch vertrieben und flüchtig, sie fühlten sich vor Allem als Deutsche, und die Ehre des Vaterlandes, die Liebe und Hingebung für die Interessen der Nation, stund ihnen höher, als irgend eine der Parteimeinungen, welche sie zu Flüchtlingen gemacht.

Die Franzosen ihrerseits begriffen sehr wohl diese würdige

Haltung; es war Dasselbe, was sie in gleichem Falle für ihr französisches Vaterland gethan haben würden; aber nach ihren bisherigen Begriffen von deutschem Wesen war ihnen der Anblick unerwartet und fremdartig. Von deutschen Emigranten zuvörderst hatten sie sich politische „Sympathien" versprochen; sie sahen sich enttäuscht, aber sie konnten nicht umhin, diesen „Emigranten" dafür ihre Achtung zu zollen. Vergessen wir nicht, daß auf unsere Anerkennung ein solches Verhalten um so gerechtere Ansprüche hat; denn in der That, diese Vertriebenen haben sich in ihrer schwierigen Stellung deutscher benommen, als jene politischen Kannegießer im Heimathlande, welche das „Rheinlied" mit kleinen Witzeleien angriffen oder die ästhetische Nase darüber rümpften.

Mögen die deutschen Flüchtlinge verbrochen haben, was sie wollen: die Verirrungen des Parteigedankens sind moralisch gesühnt durch nationale Erhebung, und es ist an der Zeit, die politischen Sünden zu vergessen, welche so weitab hinter uns liegen. Von der fremden Erde richten sie sehnsüchtige Blicke nach dem theuern Heimathland; das Leben hat sie in eine rauhe Schule genommen, die Erfahrung manche Ueberschwänglichkeiten zerstört, manchen Jugendirrthum berichtigt; auch wo sie freundliche Verhältnisse gefunden haben, entbehren sie des Vaterlandes, das die Herzen seiner Söhne mit süßer Anziehungskraft an sich gefesselt hält. Soll niemals der Ruf der Milde und Versöhnung ertönen, der sie zurückkehren läßt? Soll für die Sehnsucht, welche in der Fremde schmachtet, kein politischer Ostermorgen anbrechen? Weiß nur das Evangelium von „verlorenen Söhnen", welche das Vaterhaus wieder aufnimmt?

Schon längst ist Oesterreich in seiner gewiegten Staatsweisheit mit dem großartigen Beispiel vorangegangen; in Hessen-Darmstadt und Würtemberg ist man dem Muster nachgefolgt; in Preußen sah man wenigstens eine bedingte Amnestie erscheinen.

Wohlan denn, so laßt keine Trennung bestehen zwischen deutschen Landen, deren Angehörige jetzt die gleiche Sühne für gleiches Vergehen hier gewährt und dort versagt finden. Die deutschen Flüchtlinge allesammt haben nur ein deutsches Vaterland; so lasse man ihnen denn ohne Unterschied der Länder auch eine gemeinsame Vergessenheit zu Theil werden. Der Tag, an welchem der Deutsche Bund eine allgemein deutsche Amnestie erläßt, wird ein heiterer und segensreicher Tag seyn; er wird den fremden Nationen die innere Stärke Deutschlands verkündigen, und ein bedeutsames Band weiter um unsere nationale Einigung geschlungen haben!

Rückblicke auf das Wirken der badischen Verfassung.

(1843.)

Wer sich mit der Masse von politischen Streitschriften bekannt macht, welche nach dem Umsturze des Rheinbundes die Fragen der neuen Gestaltung Deutschlands erörterten, der wird sich von einer Wahrnehmung betroffen finden, auf welche er nach den Voraussetzungen der jetzigen Zeit schwerlich gefaßt seyn konnte: — es ist dies der Eindruck einer vorherrschenden politischen Unerfahrenheit, der ihm in eigenthümlicher Weise aus fast allen diesen Erörterungen entgegentreten wird. Da kreuzen sich die Ansprüche und Erwartungen in buntester, sich gegenseitig widersprechender Mannigfaltigkeit; man will einen deutschen Kaiser

und will ihn nicht; man sieht eine deutsche Zentralgewalt bald als ein Hinderniß, bald als die vorzüglichste Bürgschaft der Freiheit an; man wünscht ein oberstes Reichsgericht und verwahrt sich wieder gegen jede Unterordnung; man gedenkt hier die Isolirung der Einzelstaaten und dort den nationalen Zusammenhalt durch das Mittel ständischer Verfassungen zu sichern. In gleichartigen Zielpunkten treffen verschiedenartige Motive zusammen, und von Anfängen aus, wo die Interessen sich zu vereinigen schienen, strebt man in abweichenden Richtungen auseinander.

So schwankten denn die öffentlichen Stimmen hin und her zwischen Reichserinnerungen und Napoleonischen Erbschaften, zwischen Souveränität und Nationalinteresse, zwischen Einzelmacht und Bundesgewalt, zwischen historischen und modernen Grundlagen. Es war ein Chaos, in welchem die Volksmeinung selbst sich erst zurechtzufinden bemüht war. Die älteren ständischen Verfassungen in Deutschland waren nach und nach in Abgang gekommen und zum Theil der Vergessenheit überliefert; das Zeitalter, welches man hinter sich ließ, hatte einen wohlwollenden Absolutismus oder ein aufgeklärtes Beamtenregiment als Staatsideal verfolgt; von dem germanischen Vorbilde, das man sich in England hätte holen können, wußte man zu wenig oder wies es als mittelalterlich ab; an Frankreich aber war Nichts abzusehen, als eine Musterkarte von Verfassungen, deren je eine die andere verdrängt hatte, bevor sie volljährig geworden und mit dem Volksleben hinlänglich verwachsen war.

Unter solchen Verhältnissen erklärt es sich von selbst, daß die deutschen Konstitutionen, welche nun der Reihe nach zur Erscheinung kamen, in ihrer Abfassung nicht überall die Merkzeichen einer politischen Erfahrenheit an sich trugen, die erst die Folge ihrer Wirksamkeit seyn konnte, wie denn z. B. die Wahlordnung, auf welche in praktischer Hinsicht das Hauptgewicht zu legen, bei den meisten derselben in ängstlicher Weise verkünstelt ist. Im

öffentlichen Wesen, wie im Privatleben, muß die Erfahrung, welche etwas Rechtes nützen soll, eine selbstgemachte seyn, und diese Erfahrung hatte man sich erst zu erwerben. Auch ging es keineswegs so schnell damit, als die Theoretiker sich Solches vorzustellen pflegen; aber genug, sie ist erworben worden, und sie hat ihre Früchte getragen. Aller Anfang ist schwer; man war noch wenig an offene Opposition gewöhnt; auf die erste Flitterzeit folgten auch parlamentarische Mißverständnisse und Reibungen, wie Dies schwer zu vermeiden war; — allein die öffentliche Gesinnung und der öffentliche Verstand sind inzwischen herangewachsen und erstarkt, und sie haben sich mit dem Verfassungsleben befreundet, wie man sich einem Freunde anschließt, mit dem man „einen Scheffel Salz" gegessen hat.

Was in dieser Beziehung das badische Land erfahren, das wird in der Hauptsache gleichmäßig mit den Entwicklungen zusammentreffen, welche auch in andern deutschen Landen den Bildungsgang des Verfassungswesens bezeichneten. Fünfundzwanzig Jahre sind noch kein langer Zeitraum in dem Leben eines Volkes; was dessenungeachtet in dieser Frist erstrebt und zuwege gebracht worden, das ist eine Errungenschaft, auf die wir mit befriedigtem Selbstbewußtseyn zurückblicken können. Als der erste Erfolg, welchen die ständische Mitwirkung und der Segen der Oeffentlichkeit gebracht, ist gleich in den Anfängen ein in allen Zweigen verbesserter Staats-Haushalt nebst der daraus gewonnenen Erhöhung des öffentlichen Kredits in Geltung getreten; ein zweiter Erfolg, in inniger Verbindung mit dem ersten, war die unerläßlich gewordene politische Nothwendigkeit, daß den Ständen gegenüber charakterhafte und gediegene Persönlichkeiten die Stellung auszufüllen hatten, welche den oberen Staatsämtern gebührt; für den dritten Haupterfolg, nicht den letzten im Rang, obwohl den naturgemäß spätesten unter den dreien, rechnen wir die allmählige Ausbildung des öffentlichen Sinnes zu jener politischen

Reife, welche sich nicht mehr ein Spielwerk aus schönen Redensarten macht oder mit blosem Formenwesen tändelt, wie es die Art der Neulinge ist, sondern mit männlicher Entschiedenheit überall das Praktische erfaßt, und durch die äußerliche Schale zu dem inneren Kerne vordringt.

Wir wissen sehr wohl, daß man uns auch Schattenseiten dieser Dinge entgegenhalten kann; allein wenn, wie dies unsere Ansicht ist, in diesen Entwicklungen ein politischer Bildungsgang, ein Uebergangszustand, eine Erfahrungsschule durchgemacht wurde, so möge man immerhin nicht verlangen, daß die Errungenschaft nach der Erfahrung, welche einen solchen Bildungsgang voraussetzte, noch einen Wunsch ermöglichen könnte, sich wieder auf den Standpunkt vor der Erfahrung versetzt zu sehen, von welchem aus Dies Alles erst wieder von vornen anzufangen wäre. Auf die Ideologen und Phrasenmacher sehen wir jetzt als auf politische Neulinge herab, und wir können es, weil wir uns unserer praktischen Errungenschaft bewußt sind; hätten wir selbst ebenfalls erst noch die Anfangsschule des Verfassungslebens durchzumachen, so würden wir in ähnlicher Weise den Irrungen blosgestellt seyn, über die wir uns jetzt erhoben fühlen, weil wir in ihnen ein Abbild unserer politischen Kinderzeit erblicken. Wo politische Gerechtsame festgestellt sind, da lernt man in praktischer Schule sein Recht wahren und das Recht des Andern achten; wo man noch auf der Vorschwelle politischer Erfahrung steht, da gilt es schon für eine Großthat, sich in die Opposition zu wagen, ohne daß sich das Publikum erst lange mit Nachfragen um die Begründung der Motive zu schaffen machte.

Ein anschauliches Beispiel Dessen, was wir hier nur in Umrissen andeuten, kann an den Fortschritten der nationalen Gesinnung in den oberdeutschen Landen nachgewiesen werden. Bekanntlich setzten sich, als im Sinne der Wiederkehr zu alten Rechtszuständen auf eine Vorschrift ständischer Verfassungen

gedrungen wurde, die Hauptstaaten des gewesenen Rheinbundes dagegen, und zwar im Interesse ihrer Souveränität und Isolirung; um nicht viel später hatte sich das Blatt dahin gewendet, daß diese Mittelstaaten, ebenmäßig im Interesse ihrer Souveränität und Isolirung, ständische Verfassungen einführten. Das „Manuskript aus Süddeutschland", welches im Geiste dieser Politik geschrieben war, wünschte sogar Oesterreich und Preußen aus dem Deutschen Bunde ausgeschieden und dafür die sogenannten „rein-deutschen" Staaten, nämlich den kümmerlichen Rest von Deutschland, als eine Art von neuem Rheinbunde konstituirt zu sehen; auch ist wohl zu glauben, daß es dieser konsequent aus dem alten Welfenthum fortgebildeten Meinung damals keineswegs an Sympathien in dem „konstitutionellen Deutschland" fehlte. Und jetzt, nachdem die politische Bildung ihren Kreislauf vollendet hat, ruht auf derselben eine nur um so festere nationale Gesinnung, und die Richtungen des Geistes im deutschen Süden mögen derzeit entschieden deutscher genannt werden, als es in einem beträchtlichen Theile des deutschen Nordens der Fall ist.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Gleichviel, aus welchen Elementen sich die neueren ständischen Verfassungen in Deutschland entwickelten: — im Verlauf des praktischen Lebens haben sie für deutsches Gesammtleben und die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes gewirkt.

Die deutsche Zensur.

(1842.)

Wer sich durch lange Gewohnheit mit einer eingesperrten Stuben- oder Kanzleiatmosphäre befreundet hat, der kann zuletzt kein freies Lüftchen mehr an sich kommen lassen, ohne sich ängstlich angeweht zu finden. In der frischen Natur ist ihm Alles zu ungeordnet, zu wenig in Fächer gebracht; die Bäume wachsen, und schlagen aus, und treiben Sprossen, ohne daß solches Vorhaben durch gehörige Reskripte geregelt wäre; der liebe Gott läßt so unsystematisch Regen und Sonnenschein durcheinander kommen, und es ruht ein schwerer Verdacht auf der Witterung, daß sie nicht mit Zuziehung eines Rathskollegiums tabellarisch eingetheilt, justirt, und administrirt wird, ehe man sie in die Welt läßt.

Die Zensur ist im Grunde nichts Anderes, als eine Stubenkrankheit, welche, anstatt sich unter freiem Himmel abzuhärten, von hinter dem Ofen her das politische Wetter zu kontrolliren vermeint. Ja, es fehlt sogar an Starkgläubigen nicht, welche sich einbilden, auf solche Weise das politische Wetter nicht blos kontrollirt, sondern sogar hervorgebracht zu haben.

Bisher waren wir der unmaßgeblichen Meinung, daß der deutschen Presse einiges Verdienst darum zukomme, wenn der Nationalsinn in Deutschland neuerlich einen höhern Aufschwung genommen, als dies vordem der Fall gewesen. Man belehrt uns eines Besseren: es soll die deutsche Zensur seyn, welche den Nationalgeist emporgebracht hat!

Wir haben mehrfach Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern darauf hinzuweisen, wie eine kleinstädtische, überängstliche Zen-

sur, indem sie das Auftreten einheimischer Gedanken hinderte, lediglich die Lektüre französischer Blätter ausgebreitet, dem Uebersetzen französischer Gedanken das Monopol gegeben, und auf diesem Wege eine geistlose Nachbeterei fremder und antinationaler Stimmen recht eigentlich gepflegt und gefördert hat. Wir wollen nicht darauf zurückkommen; man kann uns nicht zumuthen, mit jedem Neuling die Schule wieder von vornen durchzumachen. Die Zensur ist in ihrem ganzen Wesen negativ; sie ist gerade so unfruchtbar, als die andern Negationen, welche sie zu bekämpfen sucht. Eine Nationalgesinnung vollends ist noch niemals, so lange die Welt steht, durch ein negirendes Element geschaffen worden, und wenn man auf die deutschen Zensoren hätte warten müssen, um den französischen Eroberungsansprüchen Widerpart zu halten, so möchte es schlimm mu den guten Rhein gestanden seyn. Ja, die Zensur hat vielmehr den Eindruck, welchen nachmals die nationale Sprache der deutschen Presse machte, von Anfang hintertreiben helfen; theils direkt, indem sie die französischen Artikel nach dem hergebrachten Schlendrian tagtäglich übersetzen ließ, und daneben deutsche Entgegnungen da und dort als „aufregend" strich; theils indirekt, indem sie das ordinäre Publikum eines öffentlichen Geistes entwöhnt hatte, und der „zensirten" Presse, als solcher, im Auslande den Glauben schmälerte.

Wenn es noch eines weiteren Zeugnisses bedürfte, so brauchte man zum Ueberfluß nur noch auf den sprechenden Umstand hinzuweisen, daß die Zensur nirgends in Deutschland, auch während der Kriegsaussichten nicht, eine antinationale politische Färbung öffentlicher Blätter zu hindern vermochte, wovon die Beispiele zu Hunderten vorlagen, und daß gerade da die nationale Gesinnung am kräftigsten und gediegensten war, wo seit länger her die politische Presse am freisten gewesen.

Zensirte Blätter.

(1842.)

Die Zeit, wo man Den einen Franzosenfresser hieß, welcher nicht an den Abscheu Frankreichs vor Eroberungen glaubte, und wo es für „überdeutsch“ galt, die deutschen Interessen nicht hinter die aller übrigen Nationen zu setzen, scheint denn doch selbst unter den deutschen Philistern vorüber zu seyn. Auch Diejenigen, welche es nicht eingestehen wollen, sind von der Bewegung der Zeit in eine andere Politik hineingezogen worden, als die sie vormals die ihrige nannten. Wenn die Ideologen aus den philosophischen Luftschlössern von Wolkenkuckuksheim noch nicht ausgezogen sind, so hat man es wenigstens um so viel weiter gebracht, daß sie die gemeinsamen Interessen, welche Deutschland gegenüber dem Auslande hat, die Interessen, welche dem Armen Brod geben und den Gewerbsmann vermöglicher, also politisch unabhängiger machen sollen, nicht mehr als etwas „Materielles“ herabsetzen. Die Gesinnungslosigkeit der ordinären Presse in Deutschland, dem Auslande schon längst ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, beginnt denn doch auch dem abderitischen Theil des Publikums in dieser Eigenschaft fühlbarer zu werden. Man findet sich nicht mehr geistig befriedigt durch eine Politik, deren ganze Leistung darin bestund, daß sie das politische Leben fremder Nationen als einen Guckkasten betrachtete, vor dem sie Maulaffen feil hatte. Ja, man hat sich sogar zu der Ahnung erhoben, daß am Ende das nationale Interesse gegen außen allen Spaltungen im Innern voranstehn müsse, und daß es demzufolge als eine Geistlosigkeit ersten Rangs erscheine, die nationale Richtung z. B. als aristokratisch, oder als demokratisch, oder über-

haupt als eine Parteisache zu bezeichnen, während sie vielmehr die Lebensbedingung der Gesammtheit ist, und jede Nation, welche sich selber achtet, von allen Parteien, von dem Royalisten wie von dem Republikaner, von dem Konstitutionellen wie von dem Absolutisten, zuvörderst nationale Gesinnung fordert.

Wenn man damit vergleicht, mit welchem unglaublich dummen Gesichte der deutsche Michel mitunter vordem in die Welt guckte, so hat man alle Ursache, sich zu diesen Fortschritten und geistigen Eroberungen Glück zu wünschen; indessen sind es immerhin nicht mehr als blose Anfänge, welche man anderwärts bereits seit Jahrhunderten hinter sich hat, und bei denen man in Deutschland keineswegs stehen bleiben darf, wenn man nicht in die alte Geltungslosigkeit zurückfallen will. Um so trauriger ist es anzusehen, daß gerade jetzt, wo es sich entscheiden soll, ob der nationale Aufschwung von den Kriegsaussichten her eine fruchttragende Blüte gewesen, die ordinäre Presse wieder sichtlich in die Gesinnungslosigkeit versinkt, welche sie unter den strengeren Anforderungen des öffentlichen Geistes eine Zeitlang zu übertünchen gesucht hatte.

Die periodische Presse, die belletristische wie die politische, soll das geistige Leben und Daseyn einer Nation repräsentiren helfen; auch soll sich darin, wie man zu sagen pflegt, die „Intelligenz" der Zeit abspiegeln. Aber, du lieber Himmel, in welche kläglichen Zerrbilder verwandelt sich dieses Ideal, wenn man die beliebtesten Blätter des Philisterthums aufschlägt! Naive Selbstverachtung, Seelenlosigkeit, Fremdsucht, Nachäfferei, und Wegwerfung machen sich auf jeder Seite den Rang streitig. Da könnt ihr eine politische Zeitung zur Hand nehmen, und man meldet euch darin, daß die Nachrichten aus Athen „auf das allererfreulichste" lauten, denn obwohl der Widerwille gegen die Deutschen daselbst fortwähre, so gehe es doch jedem Fremden ohne Ausnahme so ꝛc. Welcher erhebende Nationalstolz in dem

Troste, daß, wenn die Griechen eine empörende Undankbarkeit gegen ihre deutschen Retter und Befreier zur Schau tragen, Dies in so fern erfreulich zu nennen sey, als es andern Nationen, was vielleicht nicht einmal wahr ist, um Nichts besser glücke; — ein Nationalstolz, welcher sich zum Lohn für seine Wohlthaten Prügel gefallen läßt, wenn er sie nur in Gesellschaft davon trägt! — Ihr wendet euch mit Unwillen ab und greift zu einem belletristischen Blatt; da stoßt ihr eben auf den Anfang einer Novelle, welche den nationalen Kriegsruhm preist. „Die Nationen auf dem Schlachtfelde haben, gleich den Spielern am grünen Tische, ihre Glücks- oder Unglücksperioden; Siege oder Niederlagen sind Folgen vom guten oder bösen Geschick, das stets Hand in Hand geht.“ So weit läßt sich die Sache annehmen. „Unser Land, das sich beständig als einen guten Spieler bewährte, errang um das Jahr 1691, als es selbst auf dem Schlachtfelde verlor, dennoch einen glänzenden Sieg.“ Unser Land! Ist damit Oberflachsenfingen gemeint, wo das Blatt erscheint, oder geht der Sieg auf ganz Deutschland? Wir werden sehen. „Ist der Feind an allen Gränzen, so gibt es nichts Angenehmeres, als ihn zu bekämpfen.“ Das ist patriotisch gedacht. „Deutschland, die Niederlande, Spaniens Gränzen, und Italien bildeten zu gleicher Zeit das Kriegstheater; Marschall Catinat“.... Ihr stockt. Was Teufel, das ist ja ein französischer Patriotismus, der aus diesem deutschen Novellisten redet; wenn er sagt: „unser Land“, so versteht er Frankreich, und wenn er sagt: „der Feind“, so versteht er die Deutschen darunter, ohne weiteres. — Pfui, weg damit; geschwind ein anderes Blatt. Auch hier eine Novelle. Ein französischer Offizier macht den Krieg in Deutschland mit, wird verwundet in ein Schloß gebracht, „durch einen Engel gerettet“, nämlich durch die Frau vom Hause gepflegt, und verführt sie dafür in aller Geschwindigkeit. „Man macht so schnelle Fortschritte in einem eroberten Lande!“ läßt der Deutsche

seinen Franzosen sagen. Man sieht, der Mann ist kein „Franzosenfresser"; er findet es sehr natürlich, daß die Weiber zu Dirnen werden, wenn die Männer auf dem Schlachtfelde unterlegen sind. „In einem eroberten Lande", was wollt ihr weiter! — Schnell zu etwas Besserm. Da erzählt Jemand „für Geist, Gemüth, und Publizität" von einem deutschen Bürger, der die Sache seines Vaterlandes an die Franzosen verrieth, weil er sich in die Tochter eines bei ihm einquartierten französischen Soldaten verliebt hatte. Am Ende hält er um das Mädchen an; der Vater stößt einen verächtlichen Fluch aus, besinnt sich aber, daß er seine Tochter nicht schutzlos in dem „Hundeland" zurücklassen wolle, wenn er den Tod fände, und sagt ihre Hand zu, falls er nicht zuvor noch einen Bessern fände. „Wenn der erste beste Franzose sie haben will, so ist unser Vertrag gebrochen." Und der deutsche Bürger ist damit „zufrieden", d. h. er ergibt sich mit einer Hundenatur in die Verachtung des Andern. Und die deutsche „Dichtkunst" ist schamlos genug, solche Dinge zu erfinden!

Seht ihr, so ist es mit eurer Presse bestellt; mit der belletristischen, wie mit der politischen. Ein Franzose würde sich eher die Zunge abbeißen, als sich mit dieser Wegwerfung gegen den heiligen Geist seiner Nationalität zu versündigen, und wenn ihm jemals in der Geistesabwesenheit eine solche Versündigung entschlüpfte, so würde ihn das französische Publikum dafür in Stücke reißen. Und ihr erröthet nicht, euch täglich mit derartigen Blättern zu nähren und sie euren Weibern und Kindern in die Hand zu geben? Und ihr habt einst von „Franzosenfressern" gesprochen, wenn ihr Jemanden traft, der sich nicht mit gleicher Seelenlosigkeit wegwarf?!

Politisches Gleichgewicht in der Presse.

(1841.)

Es geschieht den Franzosen jezuweilen, daß sie am Ende irgend eines Anlaufs sich bei einem ganz andern Ziele angekommen finden, als nach dem sie ausgerannt waren.

In ihrer ersten Revolution hatten sie es auf die konstitutionelle Monarchie abgesehen, und mit einem Mal fand es sich, daß das Ziel übersprungen war und Frankreich bis an den Hals im republikanischen Terrorismus steckte. Um sich herauszuhelfen, reichte man einem militärischen Diktator die Hand, und die Republik kam in das Vorzimmer eines Kaisers zu stehn. Abermals allgemeiner Enthusiasmus: anstatt Ludwigs XVI. hatte man in anderer Art einen neuen Ludwig XIV. gewonnen, welcher Napoleon hieß. Nun ging es mit Ruhm vollauf und den glänzendsten Hochgefühlen auf die Weltherrschaft los, bis an einem schönen Morgen „Europa" zum Gegenbesuch in Paris einzog. Der „unersättliche Eroberer" ward verlassen, kam zu einem großartigen Zwischenakt wieder, und sah zum zweiten Mal, wie man von ihm abfiel, um ihn mit seinem Unglück allein zu lassen.

Mit Jubel begrüßte man den langersehnten Friedenszustand, aber keineswegs, um ihn nun zu genießen, sondern um sich nach den Kriegsjahren zurückzusehnen und den „Verträgen von 1815" Fehde anzukündigen. Bei der Julirevolution spielte dieses Element der Unzufriedenheit in erster Reihe mit, und wäre gern zuvörderst auf den Rhein zugestürzt; allein auch hier wieder geschah das Unerwartete, und zwar diesmal nicht durch einen unversehenen Zwischenfall, sondern durch den gesunden Verstand einer Richtung, welche solcher gefährlichen Experimente müde

war. Die Partei des Kriegs flüchtete sich zu der Republik, welche früher vom Krieg aufgefressen worden war; die Verschwörer von fünfzehn Jahren her wurden Generalprokuratoren, und die Revolutionäre der Restaurationszeit fanden sich als Konservative zusammen. Als endlich nach dem Vertrage vom 15. Juli die Kriegslust noch einmal in Flammen emporschlug, da ging die Sache damit aus, daß man den Frieden in Geltung erhielt, und für den Krieg die Rechnung bezahlte.

Auch der Presse ist es inmitten dieser Veränderlichkeiten nicht anders ergangen, als daß ihr im Erfolg häufig das Gegentheil von Dem eintraf, was sie sich erwartet hatte. In den letzten Jahren der Restauration hatte die französische Presse den höchsten Gipfel der Macht und des Einflusses erstiegen; zu der Julirevolution trug sie vermittelst dieser Macht am wirksamsten und entschiedensten bei; mit dem Siege derselben, sollte man denken, hätte ihr eine Steigerung des Einflusses erwachsen müssen, welche ins Unabsehbare ging. Die Presse schien Das auch zu glauben, aber es ist anders gekommen. Die vermehrte Freiheit führte zu einer vermehrten Konkurrenz; dem Einfluß der Presse von einem Standpunkt aus stund der Einfluß der Presse von einem andern entgegen; seit so viele Meinungen nebeneinander auf den Schauplatz getreten waren, spaltete sich das Publikum, und durch die Freiheit eben fand sich die vormalige Omnipotenz beschränkt und das natürliche Gleichgewicht hergestellt.

Nun ziehe man für Deutschland die Nutzanwendung daraus. Die Preßfreiheit ist Nichts, als eine Regulirung politischen Gleichgewichts; sie ist ein Interesse für alle Meinungen, welche sich Geist zuschreiben.

Wer irgend die Aufgabe einer Politik mit Geist auffaßt, der will auch Freiheit des Wortes für sie. Die Gegner der Preßfreiheit befinden sich selber in diesem Fall, denn sie verlangen nicht, daß man sie, sondern daß man ihre Gegenpartei unter Zensur

halte, und wenn durch einen plötzlichen Umschwung diese Herren mit einem Male in eine Stellung geriethen, wie etwa die der Gazette de France gegenüber der neuen Dynastie Frankreichs war, sie würden die Ersten seyn, ein so natürliches Recht, als die Preßfreiheit, für sich in Anspruch zu nehmen. Sollten sie etwa bis dahin warten wollen, ehe sie der Preßfrage den Grundsatz einer Ordnung des Gleichgewichts abgewinnen?

Ueber Preßbeschränkungen.

(1843.)

Ein Zensurwesen, das sich so recht auf das Streichen verlegt, muß eigentlich sämmtliche schwache Seiten, die irgend Jemand haben kann, auf der eigenen Haut mitfühlen, um für Jedermann gerade an der Stelle empfindlich zu werden, wo er es nöthig hat und sich blöde weiß. Lasse sich's einer einfallen, zu schreiben, daß der Schnee scharlachroth, die Sonne schwarz, und der Mond grasgrün sey, so wird kein Zensor auf den Gedanken verfallen, daß man Solches streichen müsse, um die lesende Welt nicht irreführen zu lassen. Wo also gestrichen wird, da liegt eine Gefahr der Glaubwürdigkeit zu Grunde, d. h. eine schwache Seite, deren man sich bewußt ist, und diejenige Regierung, welche die Zensur mit der mindesten Aengstlichkeit ausübt, wird folglich in demselben Maße die Vermuthung für sich haben, daß ihr das reinste Bewußtseyn innewohne.

In einem Lande, das wir nicht nennen, begab es sich, daß ein

Würdeträger der katholischen Kirche einen Hirtenbrief erlassen wollte, worin er unter Anderm ermahnte, „die vorgeschriebenen Gebete nicht zu unterlassen und die in so vielen Ländern des Erdkreises gedrückte und verfolgte Kirche Gottes dabei einzuschließen.“ Der Satz stieß auf Anstände in Betreff der erforderlichen Staatsgenehmigung, weil zwar dem Anschein nach, wie man sich ausdrückte, damit das Königreich Spanien gemeint seyn solle, aber mißverständlicher Weise es gar leicht auch auf das eigene Land bezogen werden könne. Fragt sich: was ist von den Zuständen der Katholiken zu halten in dem Lande, wo jener Satz Anstoß gab, im Gegensatze zu andern Ländern, wo man solche Stellen unbedenklich findet?

Der Maßstab, den man dabei anlegt, wird ein allgemeiner seyn. Die Zensur ist ein Barometer für die schwachen Seiten des zensirenden Staates; der Preßzwang ist ein Selbstbekenntniß, daß man sich nicht stark fühle.

Wird damit einerseits eine Blöße nach innen gegeben, so thut sich anderseits eine noch schlimmere Blöße nach außen auf, indem in die offengelassene Lücke die Presse des Auslandes mit geistiger Herrschaft einrückt. Und nachgerade verfährt der Preßzwang so, als ob er wünschte, daß es so kommen solle.

Man hat es „schroff“ gefunden, als in der Oberdeutschen Zeitung einmal gesagt ward, der französischen Presse seyen in Deutschland weniger Hindernisse in den Weg gelegt, als der einheimischen. Jetzt scheinen wir uns vollends einem Zeitpunkte zu nähern, wo die französischen Blätter wieder gänzlich ihren alten Einfluß in Besitz nehmen und die öffentliche Meinung für Deutschland so zu sagen als eine Pariser Parole austheilen werden. Es ist lange Zeit so im Schwang gewesen; es wird von neuem in Gang kommen, sobald man der französischen Presse wieder das Monopol des politischen Gedankens zuweist, denn das Publikum wird alsdann lieber französische Ideen in den französischen

Blättern, als die absolute Gedankenlosigkeit in den deutschen lesen wollen.

Ein Widerspruch liegt in solchen Maßregeln nicht: es geht der deutschen Presse genau so, wie es der deutschen Industrie geht. Die deutschen Fabrikanten brauchen blos unter die Engländer zu gehen, um sich in Deutschland ihre Bahn zu brechen; die deutschen Zeitungen brauchen sich nur an die Franzosen zu halten, und man wird sie in Deutschland „passiren lassen", was heutzutage schon eine Art von Privilegium ist.

Die Leipziger Allgemeine Zeitung.

(Januar 1843.)

Das preußische Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung scheint aus einem bedauerlichen politischen Irrthum hervorgegangen zu seyn; — aus einem bedauerlichen, weil der Vorgang ein Rückschritt zu der negativen Politik des Verbotswesens ist, und weil uns jedes Verbot eines unter Zensur erscheinenden Blattes als ein politisches Unrecht, als eine contradictio in adjecto, als eine Inkonsequenz erscheint, welche eine Kette von Widersprüchen im Gefolge hat. Nach dem natürlichen Zusammenhang der Dinge ruht auf der Zensur auch die Verantwortlichkeit für Das, worüber sie sich allein die Entscheidung vorbehielt, und die Zensurerlaubniß muß von Staatswegen ein Freipaß seyn für Alles, was unter ihrer Firma in die Welt hinausgeht, oder die

Zensur hat sich selber negirt und der Stempel der Staatsgenehmigung sich für unzulässig und unecht ausgekündigt. Wie ließe sich nun damit das Verbot eines zensirten Blattes zusammenreimen? Wenn ihr eigenes Urtheil und eigene Verantwortlichkeit von der Presse verlangt, warum habt ihr statt eines Strafgesetzes die Zensur für sie ausersehen? Wenn eure Zensur Mißgriffe macht, warum wollt ihr die Presse dafür strafen, der doch die Zensur weder nach ihrer Auswahl noch nach ihrem freien Willen beigegeben, sondern vielmehr aufgedrungen ist? Wenn der Fehler an euern Beamten liegt, warum ändert ihr sie nicht? Wenn das Institut an sich nichts taugt, warum schafft ihr es nicht ab? Wenn die einzelnen Regierungen sich gegenseitig ihre Zensurwerke als falsche Münzen abschätzen, wie könnt ihr euch dann noch der Presse gegenüber auf die Richtigkeit eures allgemeinen Gedankentarifs berufen? Und wenn ihr die Zensur nicht respektirt, wer soll sie denn sonst respektiren?

Es ist einleuchtend, daß darin sowohl eine Inkonsequenz als eine Unbilligkeit liegt; es liegt aber auch ein Mangel an politischer Zweckmäßigkeit darin. Entweder hat das mißfällige Blatt Anklang im Publikum, oder es hat keinen; im letzteren Falle würde es unzweckmäßig seyn, ihm die Krone des Martyrthums aufzusetzen, anstatt es an seiner eigenen Schwäche sterben zu lassen; im ersteren Fall aber ist der Uebelstand anderswo zu suchen, als in einer Presse, welche blos die Kennzeichen des Tieferliegenden auf die Oberfläche bringt. In letzter Instanz handelt es sich hiebei somit um den Eindruck im Publikum, so wie denn überhaupt jede Bevormundung der Presse eigentlich eine Bevormundung des Publikums, d. h. ein Mißtrauen in die politische Reife desselben ist. Politische Reife aber setzt politische Erfahrung voraus, und politische Erfahrung will ihre Lehrlingsjahre haben, welche unvermeidlich zugleich die Flegeljahre der jungen Politik seyn werden; wer diesen Uebergangszustand ab-

schneiden will, der wird auch nicht zu dem Ergebniß der politischen Reife gelangen, die sich nur auf dem Wege der Erfahrung erreichen läßt. Nun ist aber die Verordnung des Königs von Preußen, welche der Presse einen freieren Spielraum eröffnete, nichts Anderes gewesen, als eine Anerkennung, daß die Zeit gekommen sey, sich auf den Uebergangszustand von der Vormundschaft zur Mündigkeit einzulassen, und was dabei an politischer Unreife zum Vorschein kam, das ist nichts Anderes, als die natürliche Nachwirkung und Erbschaft der Zustände, welche vorhergegangen waren.

An wunderlichen Probestücken hat es dabei allerdings so wenig gefehlt, als an lehrreichen Beispielen, daß die verlängerte Schule der Unmündigkeit so eigentlich keine positive Erziehung gewesen. Die Einen ergötzten sich an der Politik wie an einem bunten Spielwerk, und hielten weiter keine Färbung ein, als daß sie, wie Kinder und Wilde, die grellen und schreienden Farben für die schönsten nahmen; die Andern verlegten sich auf das Enthusiastische, wie sie es von Theaterkreisen und dem modischen Kunstgeschwätze her gewöhnt waren, und nahmen für oder gegen Staatsmänner Partei, wie sie es früher mit Tänzerinnen geübt hatten; wieder Andere verschluckten mit blinder Hast Alles ohne Unterschied, wenn es nur nach Opposition schmeckte, und waren noch zu heißhungrig mit dem neuen Gerichte, als daß sie ihren Gaumen mit Geschmack, Prüfung, und Auswahl hätten aufhalten sollen. Aus Berlin namentlich erschienen in öffentlichen Blättern Korrespondenzen, welche keinen höheren Beruf dokumentirten, als den, das Prinzip der Stadtklatsche auf die Staatsangelegenheiten überzutragen, und unter politischer Bildung Nichts weiter verstunden, als die Freude am Skandal, und das Recht, diese Freude nach Belieben auszulassen. Die Leipziger Allgemeine Zeitung hat es nicht abgelehnt, ihren Lesern dergleichen Klatschereien vorzusetzen, so wie ihr Publikum es zu wünschen schien,

und vielleicht mag Dies die weiter zurückliegende Ursache seyn, warum man das Blatt in Berlin verboten hat. Allein hat die Leipziger Allgemeine Zeitung diese Klatschereien den Berlinern vorgemacht? Nein, sie hat sie von dort empfangen und sofort unbesehen weiter gegeben. Wird man einen Uebelstand, der in politischer Unreife eines gegebenen Publikums liegt, durch ein Zwangsmittel verbessern, wodurch eine beliebige Zeitung bei Seite geschafft, das Publikum aber, das ihr die Inspirationen gab, in statu quo belassen wird? Erwartet man, daß sich in Folge einer blosen Negation das fehlende Positive herbeizaubern lasse? Und wenn die Klage über jene Presse im Grunde ihrem Publikum gilt, einem Publikum, dem man Mangel an politischem Urtheil und an politischer Selbständigkeit vorwirft: — ei, ist denn dies nicht eben das Publikum, welches die fünfundzwanzigjährige ältere Manier des Zensurwesens so gemacht hat, wie es jetzt ist, und hofft man es dadurch umzugestalten, daß man zu jener alten Manier, welche sich als so unfruchtbar erwiesen, zurückkehren will? Durch ein Polizeiverfahren gedenkt man die Presse zu verbessern, während gerade die polizeiliche Behandlung derselben, anstatt einer strafgesetzlichen, die sämmtlichen Uebelstände, über die man sich beklagt, nicht nur nicht verhindert, sondern recht eigentlich geschaffen und großgezogen hat?

Der Uebergangszustand aus dem Negativen in das Positive war angebahnt; daß er seine Schlacken und Unreinigkeiten mit sich führen würde, war vorauszusehen gewesen; will man das Eingeleitete weiter führen, so wird man den einfachen Ausweg im Auge behalten müssen, welcher die Presse durch sich selbst ins Gleichgewicht setzt, den Stachel der Extreme durch die Reaktion der Gewohnheit und Ermüdung abstumpft, und damit sicherer ihre Gefährlichkeit erschöpft, als wenn man sie durch die immer wieder auftauchende Lust des Verbotenen bereicherte. Der Ueberreiz des Neuen nützt sich auf die naturgemäßeste Weise von der

Welt ab, indem man ihn alt werden läßt, und, wie das Sprichwort sagt, es sorgt sich von selber dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wollte man aber von dem bereits halb überwundenen Uebergangszustande wieder zurücktreten, so würde man sich in einem unfruchtbaren Kreise herumdrehen, und, falls man auch zwanzig Jahre aussetzen könnte, bevor man die Probe von neuem anfinge, sich im einundzwanzigsten stets wieder bei denselben Schwierigkeiten finden; denn politische Reife ist nur das Ergebniß der politischen Erfahrung, und zwar der selbstgemachten Erfahrung, nicht der Erfahrungen anderer Leute. Es gibt kein Surrogat für Erfahrung, am wenigsten für politische. Allerdings könnte man durch Zwangsmittel die deutsche Presse wieder auf die Zustände von 1833 bis 1840 zurückführen, so daß sie sich geschickter wie ungeschickter Diskussionen enthielte, und dafür ihre Spalten mit übersetzter französischer Politik füllte, die Köpfe mit dem Echo französischer Gedanken beschäftigte, den Gemüthern französische Interessen eingänglich machte, und durch Alles Dieses eine mit Leib und Seele französische Partei in Deutschland stiftete, welche ein freiwilliges Elsässerthum diesseits des Rheins repräsentiren würde. Durch einen erneuerten Terrorismus des Verbotsystemes ließe sich dieser Zustand wieder zuwege bringen, so wie er schon einmal zuwege gebracht wurde; allein wir haben immer geglaubt, die freiere Bewegung der Presse in Deutschland, und so auch die preußische Verordnung in diesem Betreff, sey eben aus der Einsicht hervorgegangen, daß man um jeden Preis und aus dem dringendsten Nationalinteresse das deutsche Zeitungswesen nie wieder in jenen Schlamm dürfe versinken lassen.

Wenn man diese Auffassung hatte, so ist das Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung auch in dieser Beziehung eine Inkonsequenz; hatte man sie nicht, so ist keine Bürgschaft dafür da, warum das neu eingeschlagene System nicht auch noch weitere

Nachwehen bringen sollte. Was die Leipziger Allgemeine Zeitung betrifft, so haben wir in fast gar Nichts mit ihr übereingestimmt, und in keinerlei Art Ursache gehabt, uns zu ihren Freunden zu zählen; aber gerade deßhalb halten wir es für unsre doppelt heilige Pflicht, uns aus Anlaß ihres Verbotes des Prinzips der Preßfreiheit anzunehmen, welches ja ein Unding wäre, wenn es die Freiheit der Presse nur für diese oder jene Meinung, und nicht für alle Meinungen in Anspruch nähme, sofern sie blos für die Polizei verfolgbar sind, während man sie vor den Schranken der Gerichtshöfe unangefochten läßt. Das Verbot eines zensirten Blattes vollends ist ein reiner Akt von Kabinettsjustiz; es ist eine Strafe ohne Richterspruch, eine Verurtheilung ohne Prozeß, ein faktischer Zugriff ohne rechtliches Gehör für den Angeklagten, und, was vielleicht noch tiefer in die deutschen Verhältnisse eingreift, eine Impotenterklärung der Bundesbestimmungen, welche die Zensur als ein Schutzmittel aufgestellt haben. Oder was sollte denn am Ende herauskommen und in welches Licht würde die Bundeseinheit treten, wenn nun z. B. Sachsen seinerseits die Rheinische Zeitung Preußens verböte, und ein jeder Staat in der Aufreizung die bundesmäßige Zensur des andern in die Acht erklärte, und daraus ein Verletzungskrieg Aller gegen Alle entstünde, bei welchem das Bundesgesetz die Rolle eines Verschnittenen im Harem zu spielen hätte? Und wenn nun vollends ein Bundesverbot die Leipziger Allgemeine Zeitung getroffen hätte, wäre es nicht eine Gefahr für das monarchische Prinzip gewesen, dasselbe in Gestalt der sächsischen Regierung ihren Unterthanen gegenüber in der Weise zu gefährden, daß sie die Werke ihrer eigenen Hand, den Ausfluß ihrer Autorität, die Genehmhaltung ihrer Staatsbehörden, hintendrein hätte als abgeschätzt zurücknehmen, und ihre „Zensur" so zu sagen als „zensurwidrig" proklamiren müssen?

Man sieht, wir gehören nicht zu den Liberalen, welche sich in

der Theorie ganze Pausbacken voll Preßfreiheit aufblasen, und zu seiner Zeit auf dem praktischen Boden, als es sich um die Unterdrückung des Fränkischen Kuriers handelte, die Polizeigewalt mit ihrem lautesten Beifallsgeschrei begrüßten; wir wollen das Recht, und wollen es ehrlich, und wollen es für Jedermann, und wenn Das nicht recht in die liberalen, und nicht recht in die ministeriellen Schnurrpfeifen passen will, so wird man uns wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, daß ein politischer Charakter darin liegt!

Ueber Zeitungsverbote.

(Februar 1843.)

Woher kommt es, daß Zeitungsverbote bei dem Publikum einen so anstößigen Eindruck zu machen pflegen, und zwar ohne Rücksicht auf die politische Farbe, nämlich auch bei Solchen, welche der Farbe des betroffenen Blattes eher entgegengesetzt, als zugeneigt waren? Ohne Zweifel daher, weil das Verbot eines Blattes, dessen Tendenz in der That zu mißbilligen ist, im Grunde eine Verurtheilung des Publikums in sich schließt, dem man auf solche Weise die Urtheilsreife abspricht, oder das man für unfähig erklärt, zwischen gut und nicht-gut selber zu unterscheiden und selber zu wählen. Daß das verbotene Blatt Anklang im Publikum gehabt, liegt dabei immerhin mit in der Voraussetzung; denn zu welchem Zwecke hätte man, insofern nicht von einem

gerichtlichen Verfahren die Rede ist, gegen ein schon an sich unwirksames Blatt auch noch zu einer Ausnahmsmaßregel der Verhinderung greifen sollen? Nun kann es sich allerdings treffen, daß bei einem gegebenen Publikum die Reife des politischen Urtheils wirklich nicht in dem erforderlichen Maße vorhanden ist und die Abschneidung der freien Auswahl somit verhältnißmäßig motivirt erscheint; allein darum ist es nicht minder eine beschämende Herabsetzung für dasselbe, wenn man nun vor aller Welt auftritt und von seinen eigenen Angehörigen aussagt: „Da seht her, was wir hier zu Lande für ein blödsichtiges Publikum haben; noch nicht einmal schwarz und weiß kann es unterscheiden, und wir haben uns deßhalb genöthigt gesehen, ihm wieder eine Binde um die Augen zu legen, bis es besser sehen gelernt haben wird.“

Befindet sich ein Angehöriger dieses Publikums gerade im Auslande, so wird das Gefühl der Beschämung mit doppelter Schwere auf ihn fallen, wenn er sehen muß, daß man sein Land darum geringer ansieht, oder Jeden ohne Unterschied zu dem für urtheilslos erklärten Publikum mitrechnet. Und in der That kann man in dieser Beziehung, nämlich den Blicken des Auslandes gegenüber, nicht wohl sagen, daß die Sache nur einen Theil des Publikums treffe, indem man zwar in Gedanken einen Theil desselben als nicht mitgemeint unterscheiden, aber diese Unterscheidung nicht durch besondere Kokarden oder dergleichen bemerklich machen kann. Nun denke man sich einen solchen Mitbetroffenen zum Beispiel unter Franzosen, in einem der politischen Salons von Paris; — was wird er zu antworten haben, wenn die Konservativen zu ihm treten und sagen:

„Wir haben bisher immer euer Schulwesen und eure Volksbildung bewundert, aber es scheint, daß Dies Nichts mit dem öffentlichen Verstande des Volkes zu schaffen hat, da wir hören, daß ihr mit der Untauglichkeit oder Mittelmäßigkeit politischer Blätter nicht anders fertig zu werden vermögt, als durch Verbots-

maßregeln. Bei uns, wenn eine Zeitung dummes Zeug schreibt, wird sie von dem Publikum verurtheilt, und wenn sie sich gegen die Gesetze vergeht, von den Gerichten; im Uebrigen ist der konservative Gedanke bei uns auch in der Presse mächtig vertreten, behauptet in der Diskussion seine Ueberlegenheit, regiert durch die frei gewählte Gesinnung, und auf diese Weise glauben wir unserer Zukunft sicherer und den Gefahren des revolutionären Prinzips besser gewachsen zu seyn, als wenn diese Sicherheit in einer farblosen politischen Unschuld, d. h. in der Unerfahrenheit statt in der Erprobung bestehen sollte."

Die Hand auf das Herz gelegt, was würde der Angeredete Triftiges zu entgegnen haben? Und was hätte er dann weiter zu antworten, wenn hierauf auch die Revolutionäre zu ihm träten und sprächen:

„Beinahe hätte man uns weißgemacht, daß wir uns eine verlorene Mühe um eure Rheinlande gäben, aber wir sehen jetzt, daß unsere Hoffnungen einen neuen Boden gewinnen. Wenn ihr der öffentlichen Stimmung so sicher wäret, so würdet ihr nicht eine Zeitung nach der andern zu verbieten brauchen. Anstatt euch des Mittels der Presse selber zu bedienen, so wie man Kanonen gegen Kanonen aufführt, zieht ihr es vor, die Presse überhaupt bei Seite zu drücken; nun gut, wir wissen besser, was die Macht der Presse ist, und werden die Lücke, welche ihr herbeiwünscht, mit dem Einfluß unserer Presse ausfüllen. Der verführerische Reiz dieses Mittels ist bei euch noch unabgenützt, weil ihr die Gewohnheit niemals bis zur Abhärtung durchreifen ließet; dieser unfruchtbaren Negation gegenüber haben wir die Macht des Positiven in der Hand, wie es uns seiner Zeit mit dem deutschen Reiche gelungen war; wir werden euch, wenn ihr uns keine selbständige Presse mehr entgegen zu stellen habt, eine neue „Propaganda", und einen neuen „Basler Frieden", und einen

neuen „Rheinbund" in die Gemüther einschmuggeln, daß es eine Art haben soll."

Die Hand aufs Herz gelegt, was würde der Angeredete dagegen an Einreden beizubringen haben, die man ihm glauben würde?

Fassen wir nun, von dem Eindruck nach außen abgesehen, den Sachverhalt nach innen ins Auge, so heben sich zwei Thatsachen hervor, welche eben so bedeutsam als augenfällig sind. Wenn für Zeitungen, die man unbedingt unter seiner Zensur hat, auch noch Verbotsmaßregeln erforderlich werden, so ist damit förmlich und feierlich und auf die unzweideutigste Weise von der Welt erklärt und ausgerufen, daß die Zensur ein untaugliches und hilfloses Institut ist, indem sie die Hauptsache, nämlich die Verbreitung schlechter Tendenzen, nicht einmal in den Zeitungen, geschweige denn im Publikum zu verhindern vermag. Um also schlechten Tendenzen wirksam entgegenzuarbeiten, müßte man auf ein besseres Mittel denken, als auf die Zensur, welche als blose Negation so unfruchtbar ist, als es die kahle Negation auf der liberalen Seite zu seyn pflegt. Dies ist die eine Thatsache; die andere, welche damit zusammenhängt, betrifft das Publikum, dessen Urtheilslosigkeit eine schlechte Presse großgezogen hat. Nun fragt sich aber, wenn ein urtheilsloses Publikum an den Fehlern jener Presse schuld ist, wer hat denn dieses Publikum großgezogen? Ist es etwa im Laufe des kurzen Zeitraumes, während dessen man es mit einer freieren Bewegung der Presse versuchte, erst aus dem Boden herausgewachsen? Hat es nicht schon vorher sein Daseyn gehabt? Waren ihm nicht schon von lange her diejenigen Eigenschaften anerzogen, welche man jetzt als Mängel erkennt, und die bei dieser Gelegenheit nicht erst geschaffen, sondern blos sichtbar geworden sind?

Es würde schwer seyn, bei voller Unbefangenheit diese Fragen anders zu beantworten, als dahin, daß die beklagte Urtheils-

losigkeit des Publikums allerdings als die Fortwirkung einer länger andauernden Zeit, d. h. als eine überkommene Erbschaft des älteren Systemes betrachtet werden muß, welches dem Versuch mit einer freieren Presse voranging. Und was ergibt sich daraus? Eine ganz einfache Aufklärung. Fünfundzwanzig Jahre lang hat man die Leute nicht ins Wasser gelassen, und fünfundzwanzig Jahre lang haben sie nicht schwimmen gelernt: — was ist daran zu verwundern? Nun läßt man einmal das Gängelband fahren, das Wasser wird frei, alle Welt stürzt sich hinein, und siehe da, die Einen plumpen in die Tiefe, die Andern zappeln hin und her, wie es Neulingen zusteht, das Getümmel überpurzelt sich und hindert sich in täppischer Beweglichkeit am gewünschten Fortkommen: — was kann natürlicher seyn? Wollte man nun die Schwimmübungen wieder einstellen und die Leute nochmals fünfundzwanzig Jahre auf das Trockene setzen, um erst abzuwarten, wie man außerhalb des Wassers schwimmen lerne: — was sollte dabei herauskommen?

Wir wissen sehr wohl, daß man uns entgegenhalten wird, es handle sich nicht um eine Zurücknahme, sondern blos um eine ausnahmsweise Beschränkung des neueren Systemes, und wenn freilich wohl die Zensur sich zum Theil unfruchtbar erwiesen habe, so werde man dafür mit den Verboten um so weiter reichen; allein wir wissen auch, wie leicht auf einem so schiefgelegten Boden der erste Schritt zum zweiten und dritten führt, und eben die Versuchung zu einem Terrorismus des Verbotsystemes ist es, die wir für eine eben so unglückliche als naheliegende halten. Wenn man nicht einer positiven öffentlichen Meinung zu nationalen Zwecken bedarf, und wenn man den Entschluß hat, im Nothfall lieber gar keine Zeitungen haben zu wollen, als sich durch eine Rücksicht bestimmen zu lassen, so ist die Sache konsequent und vielleicht auch durchführbar; aber bis jetzt wenigstens ist man dabei stets auf halbem Wege stehen geblieben, womit blos Uebel-

stände erzielt waren. Gehen wir mit der Erfahrung zu Rathe. Zu verschiedenen Zeiten ist von Bundes wegen die Sichel des Verbotsystems durch Deutschland gegangen, und hat, unter Ignorirung des materiellen Eigenthumsrechtes, eine Anzahl Zeitblätter niedergelegt, welche sofort ohne Prozeß zu existiren aufhörten. Was ward damit für ein Gewinn errungen? Gelangte man auf diesem Wege dahin, bessere Tendenzen, sey es in den Zeitungen oder in dem Publikum, zuwege zu bringen? Nicht im mindesten. Das Publikum begehrte nach wie vor Zeitungen zu lesen, die Zeitungen begehrten nach wie vor einen politischen Inhalt zu haben, gleichviel welchen, und die Zensur sah es nach wie vor als ein Erforderniß der Duldung an, daß das Blatt wenigstens zur Ausfüllung seines Formats berechtigt sey; ja, es war an vielen Orten sogar Vorschrift, daß eine Zeitung gefüllt seyn müsse und keinerlei weiße Stellen aufzeigen dürfe. Man konnte weder alle Zeitungen verbieten, noch jeder einzelnen Zeitung Alles streichen. Wie half man sich? Man verpönte blos die einheimische Politik, als welche in den engen Räumen am nächsten anstieß, und füllte dafür Alles mit übersetzten französischen Gedanken und wiedergekäuten französischen Interessen aus; die französischen Ideen wurden den deutschen Köpfen ordentlich von Amts wegen eingetrichtert; eine polizeilich statthafte deutsche Zeitung mußte auf allerhöchsten Befehl aussehen, als ob Paris die Hauptstadt von Deutschland wäre und jeder Deutsche in den letzten Pariser Winkel tagtäglich als in einen Musterspiegel zu gucken hätte. Es gibt Hof- und Staatszeitungen, welche diesen Don-Quixote'schen Typus noch bis auf den gegenwärtigen Augenblick festhalten, und in ihrem ganzen Leben nichts Anderes geleistet haben, als eine unentgeldliche Propaganda der französischen Presse für Deutschland zu seyn. Was haben sie damit großgezogen? Gerade jenes Publikum, welches fix und fertig für die Rheinische und die Leipziger Allgemeine Zeitung bereit

lag, und dem man nun seine politische Unreife und Urtheilslosigkeit zum Vorwurf macht, weil es nicht eine Erfahrung erworben hat, die ihm verboten war.

Von dieser Art sind die Wirkungen der früheren Reaktionen gegen die Presse gewesen; die Nachwehen dauern leidiger Weise, wie man sieht, zum Theil noch fort. Was von dem Verbotsysteme verschont blieb, das waren in der Regel gerade die schlechtesten Zeitungen; farblose Blätter, welche sich durch ihre Unbedeutenheit retteten, und nach der Laune des Zufalls bald französisch, bald englisch, bald russisch, nur niemals deutsch waren. Der Schaden dieser Verwahrlosung ist nicht ausgeblieben. In der That, die andern Nationen mögen oft wunderliche Begriffe von der „Intelligenz" der Deutschen bekommen haben, wenn sie die politische Physiognomie der Nation nach dem stallgerechten Schöpsgesichte der Presse bemaßen! So bedarf es z. B. nur eines flüchtigen Blickes auf die Karte, um mit einiger Nachhilfe auch dem Unerfahrensten deutlich zu machen, daß es zu den obersten Interessen Deutschlands gehört, die Mündungen seiner Hauptströme, der Donau und des Rheines, auch in seinem eigenen Besitze zu haben, oder, falls Dies noch rückständig, sie zu leichterer Verfügbarkeit wenigstens nur in minder mächtigen Händen zu sehen. In England oder Frankreich würde für ein Nationalinteresse von dieser Bedeutung sich die gesammte Presse ohne Unterschied der Parteiungen in Einhelligkeit erheben. Nun wohl, in dem letzten Türkenkriege der Russen war das eine dieser deutschen Interessen wesentlich mitberührt: — und siehe da, die öffentliche Meinung in Deutschland, von einer gimpelhaften Presse irregeleitet, ereiferte sich zu Gunsten der Russen, und die einzige deutsche Macht, welche den politischen Blick und die Energie hatte, für die Interessen der Nation das Schwert in die Wagschale werfen zu wollen, wurde dafür mit politischen Verketzerungen belohnt. Und noch im Jahr 1840, als man den Londoner

Julivertrag durch die Brille der französischen Presse ansah, haben Berliner Kannegießer einen Beweis von aufgeklärter Intelligenz zu liefern geglaubt, indem sie im Theater den Vers beklatschten: „was gehn uns die Türken an"!

Der Fall, daß jenes hochwichtige deutsche Interesse wieder in laufende Verwicklungen eingreift, kann sich in einer nahen Zeit erneuern; der Fall, daß man in Bornirtheit das Interesse verkennen würde, kehrt dann hoffentlich nicht wieder. Allein eine nationale öffentliche Meinung will auch gepflegt seyn; wenigstens hoffen wir zu Gott, daß man in Bezug auf die Presse, die nur in selbständiger Geltung wirken kann, schon aus Erfahrungsklugheit nicht wieder auf jene Razzia's des Verbotsystems zurückkommen wird, welche niemals Etwas zu Stande brachten, als daß sie der deutschen Presse den Stempel der Dummheit aufdrückten und die öffentliche Meinung in den Verdacht der Mitschuld setzten.

In Sachen der deutschen Presse.

(März 1843.)

Wenn die Reihe der Zensurmißhandlungen bis an die Allgemeine Zeitung kommt, so nimmt sich Das allemal aus, als ob man geradezu erklärte, der deutschen Presse die Axt an die Wurzel legen zu wollen. Die Allgemeine Zeitung ist ein Blatt von politischem Takt und politischer Reife, das selbst in Zeiten,

wo es ganz andern Leuten schwindlicht wurde, sich in seiner Fassung und in seinem Charakter erhielt; — sie ist ein Blatt, das seiner Bestimmung gemäß für Rede und Gegenrede seine Spalten ohne eigene Parteinahme aufthat, das mit der Umsicht eines Grieswärtels den Kämpen verschiedener Farben innerhalb gewisser Schranken gleiche Sonne zuschied, und das um seiner Zurückhaltung und Bemessenheit willen gerade den extremen Parteien ein Gegenstand der Verlästerung und Verketzerung ward; — sie ist ein Blatt, dem eine wohlerworbene und inhaltsreiche Erfahrung zur Seite steht, und in dessen Wirksamkeit sich wichtigere Fäden der großen Politik gekreuzt haben, als in einem ganzen Dutzend von Amtirungskollegien zusammengerechnet; — sie ist endlich ein Blatt, das mit Geist und Ansehen die nationalen Interessen Deutschlands verfocht und der Meinung des Auslandes zu imponiren verstund, während die offiziellen und halboffiziellen Blätter sich mit Stillschweigen behalfen oder mit Uebersetzen aus der ausländischen Presse beschäftigt waren. Will man gar keine Zeitungen mehr in Deutschland haben, oder sollen die antinationalen Blätter, von denen es leider wimmelt, das Feld allein übrig behalten? Sollen wir in die traurigen Zeiten von 1833 bis 1840 zurückfallen, wo die ausländische Presse das Monopol des politischen Einflusses in Deutschland hatte?

Es scheint in der That, daß man bereits wieder vergessen hat, in welchen Abgrund von Gesinnungslosigkeit in Folge des damaligen Preßzwanges die deutschen Zeitungen und mit ihnen die öffentlichen Stimmungen versunken waren. Anstatt einen tüchtigen Nationalsinn, die einzige Grundlage der deutschen Einigkeit, vermittelst des mächtigen Einflusses der Presse zu pflegen, schwatzten die deutschen Zeitungen von damals die Gedanken und Empfindungen des Auslandes nach, und das lesende Publikum, als von Staats wegen auf fremde Interessen angewiesen, that es in gleicher Weise. Aus tausend Beispielen eines. Im Jahr

1838 behandelte man es noch als eine streitige Frage, ob das große Deutschland sein deutsches Luxemburg nicht an das kleine Belgien verlieren sollte, und die Belgier verführten einen Lärm, als ob es einem Kirchenraub gleichkäme, ihnen auch nur in Gedanken ein deutsches Besitzthum vorenthalten zu wollen. Wenn es irgend eine nationale Frage für Deutschland gab, so war es diese. Was that die deutsche Presse dabei? Sie war von der Zensur geschult, und übersetzte, was die Belgier sagten. Für wen nahm das große Publikum Partei? Unter gehörigen Preßzwang gestellt, interessirte es sich für Belgien, dessen Argumente die deutsche Presse füllten. Was wußte die Zensur daran besser zu machen? Nichts. Und für was mußten uns die Ausländer ansehen? Für deutsche Gimpel.

Die Sache nimmt sich heutzutage, wo wir um einige Schritte vorwärts gekommen sind, fast unglaublich aus; allein man schlage die deutschen Blätter jener Zeit auf, und man wird finden, daß es eine Unmöglichkeit seyn würde, die geistigen Zustände Deutschlands schwärzer zu mahlen, als sie es in der Wirklichkeit waren. Es konnte kein stärkeres Motiv für die fremde Diplomatie geben, den deutschen Ansprüchen recht hartnäckig Widerpart zu halten, als wenn sie die Aeußerungen der deutschen Presse las, welche der französischen und der belgischen zum willenlosen Echo diente. Zum Glück war die Festung Luxemburg als deutsche Bundesfestung von preußischen Truppen besetzt, und durch diese festere Garantie vor dem Schicksal bewahrt geblieben, welches so viele andere Festungen in die Hände der belgischen Revolution geliefert hatte. Hier war deutsche Nationalehre und deutsches Nationalinteresse repräsentirt, und der Befehlshaber von Luxemburg erklärte es für unzulässig, daß man im Bereiche der deutschen Bundesfestung ausländische Fahnen aufpflanze. Nun begab es sich am 22. April 1838, daß in dem Dorfe Straßen, eine Stunde von Luxemburg, das belgische Panier auf einem Freiheitsbaum

aufgesteckt ward, worauf aus der Festung eine Truppenabtheilung ausrückte, um diese Zeichen der Auflehnung gebührender Maßen niederzulegen, und in der Repräsentantenkammer zu Brüssel wurde sodann am 28. April diese einfache Geschichte zum Stoff einer stürmischen Debatte verarbeitet. Man setze den Fall, die Festung wäre eine französische gewesen, und man wird sich leichtlich die patriotische Entrüstung vorstellen können, womit die französische Presse über die Anmaßung der Belgier hergefallen wäre, im Angesichte einer französischen Festung, auf französischem Boden, fremde Farben aufpflanzen zu wollen. Die deutsche Presse würde diese französische Entrüstung sodann übersetzt haben; denn auf französische Nationalehre verstehen sich auch die ordinären Blätter in Deutschland, wenn man ihnen die französischen Zeitungen zu übersetzen gibt. So aber handelte es sich blos um Deutschland selber, und aus welcher Sprache hätten sie in diesem Fall deutsches Nationalgefühl übersetzen sollen? Also übersetzten sie die Schimpfreden der Belgier, ohne mehr dabei zu fühlen, als ein Ochse an seinen Hörnern fühlt, und die wohllöbliche Zensur stund zu Gevatter dabei. Ein sonst streng eingezwängtes Blatt unter andern ging so weit, daß es z. B. die pöbelhaften Worte in seine Spalten aufnahm: „Söldner der absoluten Gewalt haben mit ihren freiheittödtenden Händen die edeln Farben unserer Hoffnung beschmutzt.“ Und diese „beschmutzenden Söldner“, wie gleich hintendrein zu lesen, waren: „ein Bataillon preußischer Infanterie, begleitet von Husaren, Lanzenreitern, und einigen Pontonieren.“ Ein belgischer Deputirter hatte sich in der Repräsentantenkammer zu Brüssel in solchen Ausdrücken geäußert, und folglich war es die Aufgabe der übersetzenden Presse, diese Gemeinheiten weiter zu tragen. Gedacht wurde dabei von deutscher Seite Nichts; zu bemerken fand das betreffende Blatt ebenfalls Nichts dabei, als daß es eine „bedeutende Debatte“ gewesen, welche demgemäß schnell zu übersetzen war; die Zensur ihrerseits

fühlte gleichfalls Nichts, als daß es doch hübsch sey, endlich einmal Zeitungen zu haben, die sich des Denkens enthielten und dabei so getreulich alle Beschimpfungen des deutschen Namens in ihre Spalten übertrügen.

Eine andere Zeitung dieses Schlages ließ damals das ganze Strohfeuer des belgischen Enthusiasmus in ihren Spalten nachleuchten. Sie betete ohne Anstoß die Großsprechereien nach, daß jedes „Kind", jedes „Weib" im Luxemburgischen gegen die Deutschen „zu den Waffen eilen", und daß man „selbst die Brunnen vergiften" würde, „um den Feind zu tödten"; sie schloß sich in ihren Uebersetzungen der „Energie" an, womit man zu Brüssel „eine eklatante Genugthuung für das so widerrechtliche Verfahren der fremden Truppen" verlange; sie ließ sich von einem eigenen Korrespondenten dazu bemerken, wie es allerdings wahr sey, „daß man etwas mehr Moderation bei den Debatten haben konnte, ohne sich gerade Etwas zu vergeben", wie es aber „dieserhalb nicht minder wahr bleibe, daß man bei dieser Gelegenheit nur in der Form gefehlt, denn die Sache sey unleugbar so, wie sie vorgestellt worden". Und das Blatt, welches in solcher Weise die Verlästerungen eines deutschen Rechtes und eines preußischen Heerestheils aufnahm, war ein preußisches Blatt, und so wie dieses Blatt, so waren die deutschen Zeitungen dem Dutzend nach. Der deutsche Preßzwang hatte sie antinational gemacht; wenn es nicht seine Absicht gewesen, so konnte er den Thatsachen gegenüber wenigstens nicht in Abrede stellen, daß er in seiner Behandlung der Presse die möglichst unverständigen Mittel ins Werk gesetzt hatte. Die Mehrheit der deutschen Presse befand sich in Folge derselben im Zustande der tiefsten Erniedrigung; anstatt für die Nationalinteressen das Wort zu führen, war sie zu einem Gesindel herabgesunken, welches sich nach innen und nach außen niederduckte, welches daheim vor jedem Polizeidiener den Hut abzog, und zur Entschädigung dafür vor

fremden Nationen die deutsche Ehre und das deutsche Nationalgefühl durch den Koth schleifte.

Die Allgemeine Zeitung hat sich jederzeit in einem Charakter behauptet, welcher sie als eine der Ausnahmen über diese niedrige Masse emporhob; sie ist unter den verschiedenartigsten Umständen mit Takt und Würde national gewesen, und von dem Auslande in dieser Eigenschaft gewürdigt und geachtet worden. Streicht die Allgemeine Zeitung aus den Reihen der deutschen Presse aus, und ihr werdet einen Großbotschafter verloren haben, der bei der öffentlichen Meinung des Auslandes beglaubigt war, der unter fremden Nationen mit anerkannter Wirksamkeit die deutschen Interessen vertrat, und dem ihr auf keine andere Weise einen ersetzenden Nachfolger zu geben im Stande seyd. Ohne nationale Presse keine Pflege der nationalen Gesinnung, und ohne nationale Gesinnung keine Dauer der nationalen Einigkeit in Deutschland. Man sollte denken, die Wahrheit dieses Satzes könne nicht so gänzlich in Vergessenheit gerathen, denn wir brauchen gar nicht so weit zurückzublicken, um die historischen Belege dazu in der deutschen Geschichte zu finden. Wäre eine nationale Presse in Deutschland vorhanden gewesen, bevor die französischen Revolutionsstürme hereinbrachen, so hätte unmöglich der deutsche Nationalsinn in ein solches Nichts zusammenschwinden können, daß die Franzosen in einem Lande, das sie als Feinde angriffen und als plündernde Eroberer behandelten, allüberall befreundete Parteien für sich vorfanden. Und auf was stützte sich denn noch eine Zukunft deutscher Existenz, als alle Säulen des Bestehenden in Trümmer brachen? Auf die Staatsbeamten? Die hielten sich an den „Staat“, d. h. an ihre Besoldung, und blieben ihrem „Dienste“ getreu, gleichviel ob ein legitimer oder ein unrechtmäßiger Herrscher den Thron einnahm. Auf die „alten Geschlechter“? Die gingen dem Glanze der Hofgunst nach, gleichviel wer dessen Mittelpunkt war, und der

französische Usurpator, welcher zu Kassel thronte, war von einem so „stiftsfähigen" Hofstaat umgeben, als nur je die deutschen Fürsten, die er von ihren Thronen gejagt hatte. Auf die Höfe im Allgemeinen? Die waren schon lange vor der Krisis französische Inseln in Deutschland gewesen. Auf die Armeen? Die sah man alsbald unter deutschen Fahnen gegen andere deutsche Fahnen ausziehen. Auf die Reichsfürsten? Die ließen sich in den Rheinbund einschreiben. Es ist wahr, es hat unter allen diesen Kategorien Ausnahmen gegeben; allein wer vorzugsweise ist in jenen revolutionären Wirren national und konservativ geblieben, und wer vorzugsweise hat Deutschland gerettet? Nicht dieser oder jener Stand, nicht dieses oder jenes Staatsmittel, sondern die Volksgesinnung.

Wenn man kein nationales Ziel im Auge hat, so bedarf man allerdings weder einer nationalen Gesinnung noch einer nationalen Presse, welche diese Gesinnung zu pflegen und zu fördern hat, und die Zustände von 1838 können in diesem Falle für vollkommen regelrecht und wünschenswerth gelten. Wäre es im Buche des Schicksals geschrieben, daß es bis dahin kommen sollte, so werden sich die natürlichen Folgen zeigen, wenn aus der Fäulniß des türkischen Reiches die Keime eines europäischen Krieges aufgehn, oder wenn der König der Franzosen die müden Augen zuthut, um die Politik des Friedens mit ins Grab zu nehmen, und ein französischer Eroberungsgedanke würde dem Beamtenregiment alsdann den Dankzettel zu schreiben haben für einen Preßzwang, der die Nationalgesinnung in Deutschland zu Grunde gerichtet.

Die Schweiz und die Schweizer.

Die Schweiz und die Schweizer.

Die Schweiz und die Schweizer.

1839.

„Die Freiheit ist bei der Macht allein."
Schiller.

Die schweizerische Eidgenossenschaft ist eine wunderliche Zusammenfügung. Das Gebiet derselben hat eine der markirtesten Naturgränzen inne; es hat sie aber nicht zur Gränze, sondern zum Mittelpunkt, so daß eine Wasser- und Wetterscheide die Schweiz mitten auseinander schneidet. Es ist eine Zusammenfügung, wie wenn z. B. die Gebirgszüge, welche Böhmen eingränzen, sich davon politisch ablösen, und alsdann das Erzgebirge, der Böhmerwald, das Riesengebirge, anstatt natürliche Gränzmarken zu seyn, das unnatürliche Mittelstück eines Sonderstaates bilden sollten, der seine Gränzen in der Ebene hätte. Die Natur hat die Schweiz nicht zu einem politischen Ganzen bestimmt. Eine gleichartige Bevölkerung, eine innerliche Einheit nach Stamm und Sprache, kurz, eine eigene Nationalität könnte diesem Mangel an Naturgränzen als Gegengewicht dienen; allein die Schweiz schließt nicht ein gemeinsames Volk, sondern nur eine gemeinsame Einwohnerschaft in ihren Gränzen ein. So wie ihre Flüsse, so gehen auch ihre Völkerschaften nach fremden Richtungen ausein-

ander. Es gibt deutsche Schweizer, es gibt romanisch-französische Schweizer, es gibt italienische Schweizer, es gibt rhätische oder latinische Schweizer; in vier Zungen reden die Schweizer von ihrer Einheit, sprechen in vier Muttersprachen den Namen des Vaterlandes aus, fassen in vier Hauptstämmen vier gesonderte Volksnaturen und Eigenthümlichkeiten in sich. Die Gesammtzahl dieser Bevölkerung beläuft sich auf etwas über zwei Millionen. Auch eine Nationalität von diesem Umfang wäre heutigen Tags, wo die Nationalitäten Europa's so massenhaft auftreten, kaum Manns genug, um dem Anspruch an eine unabhängige, auf eigenem Schwerpunkt ruhende, sich frei und selbständig tragende Politik Genüge zu thun. Von den Schwingungen der größern Politik, dem Gesetz der Schwere nach, würde sich der leichtere Körper dominirt finden, auch wenn jene zwei Millionen ein Volk wären; der Einfluß ist naturgemäß; die Schweiz wird sich seiner nicht um so besser erwehren, als ihre Zusammensetzung eine künstliche ist. Aus Bruchstücken verschiedener Nationalitäten zusammengefügt, weist die Eidgenossenschaft noch überdies andere Fugen auf, die nach Verschiedenheit politischer und kirchlicher Interessen auseinander klaffen. Die große Trennung der abendländischen Christenheit in Katholizismus und Protestantismus geht auch durch die Schweiz als moralische Spaltung, und zwar gefährlicher dort, als anderwärts, weil die besondern Verhältnisse der Schweiz zugleich eine politische Parteiung daraus machen. In enge Räume gedrängt, verhalten sich die beiden Elemente, wie Essig und Oel, zusammengeschüttelt, aber ohne sich gegenseitig anzunehmen. Sollte irgendwo die kirchliche Zerwürfniß zu politischer Trennung führen, so würde es in der Schweiz geschehen; in der Schweiz gerade würden die schroffsten Gegensätze auf einander treffen, in der Schweiz ihre Reibungen am heftigsten und am nachhaltigsten seyn. Als innere Zersetzungselemente, auch unter anscheinend glatter Oberfläche, sind diese

Gegensätze bereits in Thätigkeit. So steht es um die Einheit der kirchlichen Interessen; mit der Einheit der politischen ist es um Nichts besser bestellt. Die Verfassungen der Kantone nebeneinander bieten eine politische Musterkarte dar, mit buntester Verschiedenheit im Einzelwesen, mit grell abstechenden Tendenzen, mit Gegensätzen bis zur Feindseligkeit, mit Reibungen, stark genug, um den Staatskörper in einem fortwährenden Fieber zu erhalten, aber zu schwach, um vermittelst einer heilsamen Krisis den Krankheitsstoff auszuwerfen. Und wie die Verfassungen, so die Interessen. Hier die Landsgemeinde, dort Wahlordnungen mit Zwischenstufen; da Hirtenvolk, dort Fabrikstaat; hier patriarchalische Einfachheit, da vielregierendes Beamtenthum; in dem einen Kanton die Landschaft gegen die Stadt, in dem andern das Gebirge gegen das Blachland, in einem dritten der Reformirte gegen den Katholiken, oder der Altgefreite gegen den Neubürger, und im Ganzen bald Kantonalsouveränität das Losungswort gegen den Bund, bald die Bundesgewalt das Panier für einfallende Exekutionstruppen: — das ist die „Einheit der Interessen" im Schweizerland. Und solchem Ueberfluß an Trennungselementen gegenüber mangelt denn die Bedingung einer Nationalität, welche ihnen das Gleichgewicht zu halten vermöchte; mangelt jene Einheit der Volksnatur und des Stammcharakters, welche da, wo sie vorhanden ist, auch nach den schwersten Irrungen immerdar wieder zur Eintracht und geistigen Verständigung hindrängt. Auch andere Länder haben ihre Entwicklungskämpfe, ihre inneren Wirren gehabt, oder haben sie noch andauernd; liegt dabei nur eine gesunde Nationalität zu Grunde, so mag man sich getrösten, daß aus dem Kampfe ein Sieg, aus den Wirren ein Abschluß, aus den Gegensätzen, wenn sie sich erst durchgearbeitet, eine höhere Einheit hervorgehn werde. Es ist das Grundübel der Eidgenossenschaft, daß ihr diese Bedingung abgeht. Anstatt eine Nation zu seyn, ist sie eine Sammlung von Bruchstücken anderer; als

ein Konglomerat ungleicher Völkerschaften, ohne Einheit der Sprache und des Stammes, mit einer Naturgränze in der Mitte, dazu durch kirchliche und politische Interessen in allen Richtungen getrennt, macht sie ein Staatswesen aus, das die Thatsache seines Bestandes, aber nicht die Gewährschaft einer innern Nothwendigkeit für sich hat. [1])

Der Bestand selbst ist so zu sagen eine passive, oder wenigstens eine neutrale Eigenschaft. Denn was dieses unorganische Ganze bis auf unsere Tage herab erhalten hat, durch europäische Stürme hindurch, die so manche politische Existenz mit der Wurzel ausrissen, das war seit lange nicht mehr die eigene Kraft, sondern das sogenannte System eines europäischen Gleichgewichts, d. h. die Eifersucht der Mächte, die denn der Schweiz zu Statten kam, wie sie der Türkei das Leben fristet. Es wollte keine Macht einer andern den Besitz dieser Pässe und Kriegsstraßen gönnen, und da man der Schweiz nicht die Kraft des Selbstschutzes zutraute, so kam zum Schluß ein politisches Zwitterding heraus, das man mit dem Namen einer „ewigen Neutralität" belegte. Was dabei die „Ewigkeit" betrifft, so ist es bekanntlich ein vergänglich Ding um die irdischen Ewigkeiten; der Begriff im Ganzen aber weist bedeutsam auf eine Gebundenheit hin, die nicht mehr die volle Unabhängigkeit übrig läßt. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß eine ewige Neutralität nicht mehr eine Selbstwahl, sondern ein Muß, daß sie nicht sowohl eine gestattete, als vielmehr eine auferlegte oder vorgeschriebene Neutralität ist, und daß aus der Verpflichtung dazu den Mächten, welche sie eingesetzt haben, das Recht erwächst, dieselbe zu überwachen, zu interpretiren, zu berichtigen, und möglicher Weise für verwirkt zu erklären. In Konflikten einer größeren Politik hängt die Einhaltung des Bedings dieser Neutralität überdies nicht einmal von der Gewissenhaftigkeit der Schweiz selbst, sondern von der Gewissenhaftigkeit eines beliebigen Nachbars ab, indem die Ver-

letzung von einer Seite hinreichend ist, die von der andern als abgenöthigte Ausgleichung nach sich zu ziehen. Die „schweizerische Neutralität“ hat Etwas von der griechischen Unabhängigkeit an sich, welche ein römischer Konsul bei den olympischen Spielen ausrufen ließ. Im Uebrigen ist damit nicht sowohl ein neuer Zustand geschaffen, als vielmehr über einen bereits vorhandenen, den des Unvermögens zur aktiven Selbständigkeit, blos ein urkundliches Zeugniß ausgestellt worden. Schon lange vor dieser Impotenzerklärung, so oft etwas Großes in Europa vorging, hatte sich die Schweiz unthätig oder neutral verhalten; die französische Revolution vollends drängte ihr die passive Rolle auf. Das Zerwürfniß Europa's gab sich ein Stelldichein in der Schweiz; bis von Rußland her, Deutschland und Frankreich ungerechnet, sah man Heere einrücken, um sich auf diesen „freien Bergen“ ihre Schlachten zu liefern. Am Ende behielt Frankreich die Oberhand, und die gewesenen Eidgenossen fanden sich als neugebackene „Helvetier“ wieder, welche die politischen Exerzitien der Pariser nachdrillen mußten. Napoleon, der „Vermittler“ der Schweiz, maß ihr Verfassungen an, wie man einem Rekruten den Kommißrock anmißt; den Zuschnitt richtete er nach seinen Bedürfnissen ein; dem Kaiser der Franzosen hatte das „Land der Freiheit“ Kriegsdienste zu leisten, so wie es den Königen vor ihm Hoftruppen geliefert hatte. Als Napoleons Stern sich zum Untergang neigte, fiel der Schweiz wieder eine andere Passivität zu: sie hatte sich befreien zu lassen. Welche klägliche Rolle sie in jener Zeit spielte, und wie hochweg die aktiv auftretenden Völker auf sie herabsahen, davon schien blos sie selber keinen Begriff zu haben. [2]) Der höchste Gedanke, zu dem sie sich erhob, war der einer Neutralität, die sich halb als Ansuchen, halb als eigener Wille aufstellte; man schob sie bei Seite, ohne daß es eines Schwertstreichs bedurfte. Nun war die Reihe, der Schweiz eine Verfassung zu „vermitteln“, an dem Osten, so wie sie früher

an dem Westen gewesen war. Auch brachte man glücklich die Eidgenossenschaft wieder in einen Guß, wie er eben passend erschien, und fügte das Geschenk ewiger Neutralität hinzu, d. h. die Vorschrift, sich nicht wieder von Frankreich erfassen zu lassen, als welches des nächsten Zugriffs verdächtig blieb. Ohne Mittel, in einem europäischen Konflikte sich selbst zu schützen, wird diese Neutralität bestehen, so lange es der Drang der Umstände gestattet; in der Zwischenzeit bleibt sie ein offener Anspruch, an der Gestaltung schweizerischer Zustände ein fortlaufendes ostensibles Interesse zu nehmen. Zweimal in kurzer Frist sah sich die Schweiz mit Absperrung ihrer Gränzen und „hermetischer Blokade" bedroht; das eine wie das andere Mal wurde die schließliche Nachgiebigkeit, ob auch als freier Akt nur eine Rechtsgewährung, zu einem Bilde der Demüthigung durch ein vorausgegangenes Strohfeuer von Ingrimm, das ohne Wirkung ausflackerte. Erfahrungen genug, um die Schweiz fühlen zu lassen, daß ein kleiner Staat, der nicht den Verband einer großen Nationalität für sich hat, in dem heutigen Europa nur eine bedingte Unabhängigkeit zu behaupten vermag.

Man hat gesagt, wenn dem Stamme nach die Schweizer keine Nation seyen, so seyen sie es durch historische Eigenthümlichkeit; in Ermanglung einer angestammten Nationalität habe geschichtliche Entwicklung ein Surrogat dafür eingesetzt. Allein streng genommen ermangelt die Schweiz einer gemeinsamen Geschichte nicht minder, als sie einer gemeinsamen Nationalität ermangelt. Den Anfang einer „Schweizergeschichte", wiewohl noch ohne den Namen von Schweizern, macht ein glücklicher Bauernkrieg; eine Auflehnung gegen Herrengewalt und Herrendruck ganz in derselben Weise, wie sie von andern deutschen Bauern später in größerem Maßstabe versucht ward, aber mißlang. Einmal gewonnen, hatte der Erfolg Zeit, sich zu befestigen; die Entlegenheit des Landstrichs, seine Armuth, seine Un-

bedeutsamkeit in den Augen der größeren Welt waren seine Sicherung dabei. An eine besondere „Eigenthümlichkeit" und deren Abscheidung von Deutschland dachte dieser Aufstand so wenig, daß er vielmehr gerade auf die Reichsfreiheit seine Ansprüche baute; zu etwas Weiterem wären ihm sowohl Gedanken als Hilfsmittel zu kurz gewesen. Bei dem Reich eben suchten die „drei Landgemeinden" Schutz und Berechtigung, mit dem Reiche wollten sie in unmittelbarem Verband erhalten seyn, und in diesem Sinn erlangten sie von Kaiser Ludwig dem Bayer, wider dessen Gegenpartei sie bei Morgarten gekämpft, die erbetene Bestätigung ihres Bundes. Nun gab es denn Eid- oder Bundesgenossen in diesen Landen, aber es gab noch keine Schweizer; die „gemeinsame Geschichte" bis dahin ist eine Geschichte dreier Alpenthäler, bei welcher die Vorfahren der übrigen Schweizer von heutzutage ganz und gar unbetheiligt waren. Im Verlauf eines Menschenalters traten sodann einige benachbarte Städte hinzu, zum Theil Reichsstädte, welche Finanzen und Kriegsmacht hatten, und auf diese Art erwuchs allmählig ein größeres Bündniß, aus Einzelverbindungen der neuen mit den drei alten Orten zusammengesetzt, zuerst nur auf bestimmte Fristen geschlossen, von Bedürfnissen des Augenblicks eingegeben und nach Interessen der Oertlichkeit weiter geführt. Es war eine Einigung, wie die andern Einigungen im Reiche auch, und in Nichts von deren „geschichtlicher Entwicklung" verschieden. Für Kaiser und Reich hatte der Bund seine Vorbehalte; auch nahm man lediglich keinen Anstoß daran, wenn es reichsfreie Gemeinden waren, die er an sich zog, und wo es zu Händeln kam, da geschah es, weil er den Nachbarn Unterthanen entfremdete, und der Aufnahme in seine Genossenschaft eine Wirkung zuschrieb, als ob er Reichsfreiheit zu ertheilen hätte. Dies Alles lag in dem allgemeinen Gange des Zeitalters; wir finden dieselben Bünde und dieselben Händel in andern Theilen von Deutschland gleichmäßig vor. So wie

der Anfang der Eidgenossenschaft, so war auch ihr erstes Wachsthum noch keine Absonderung von Deutschland; es ist ein Stück deutscher Geschichte, das sich darin entwickelt, und das auch als Provinzialgeschichte noch lange nicht dem Umfang der heutigen Schweiz gemeinsam ist. Von 1315, wo die „drei Waldstätte" ihren Bund verbrieften, bis 1353, wo sich ihnen Bern verbündete, stieg die Zahl der hinzukommenden Orte auf fünf; von da an bis gegen das Ende des folgenden Jahrhunderts hin, 128 Jahre lang, blieb die Eidgenossenschaft auf diese acht „alten Kantone" beschränkt. In diesen Zeitraum fällt die allmählige Entstehung des Schweizernamens, indem man die Benennung eines einzelnen Kantons auf das Ganze übertrug; in diesen Zeitraum fallen auch die glorreichen Siege der Schweizer, zum Theil eben gegen die Vorfahren späterer Mitschweizer erfochten, und was demnach die neueren Kantone an diesem Erbe historischer Glorie mit in Anspruch nehmen, das ist eine Zigeunererbschaft. [3]) Eine Nationalität konnten diese Siege den Schweizern eben so wenig geben, als etwa die Hussiten oder die Janitscharen dadurch zu einer Nation wurden, daß sie ein tapferes Fußvolk auf die Schlachtfelder stellten; lag eine „historische Eigenthümlichkeit" darin, so war es eine solche, welche den acht Orten ausschließlich zukam, und der Natur der Sache nach weder die Unbetheiligten noch gar die Ueberwundenen in sich faßte. Denn in demselben Zeitraum begannen die Eidgenossen auch zu erobern, d. h. Unterthanen zu erwerben, die blos ihre Herren wechselten, und es möchte eine unhistorische Eigenthümlichkeit seyn, einen „gemeinsamen" Ruhm zu statuiren, weil die Vorfahren der Einen von den Vorfahren der Andern besiegt und erobert worden. Unter den Eidgenossen selbst, mitten im Lauf ihrer Siege, war das Band „geschichtlicher Einheit" noch nicht so fest geschlungen, um Trennung der Interessen und gesonderte Stellungen zu verhüten; bald schlossen sich einzelne Kantone aus, wie Bern von dem Tage

bei Sempach, bald traten sie in Gegensatz, wie noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts Zürich, als es mit Oesterreich zusammen gegen die „Schweizer" in Waffen stand. Auswärtige Kriege hatte auch die Hansa geführt, ohne sich darum von Deutschland zu scheiden; auch sie war eine kriegerische Macht, so gut als die Eidgenossenschaft in ihrer Blütezeit. Daß bei der letztern daraus eine Abscheidung hervorging, rührte von dem besondern Umstand her, daß ihre Bundeslande örtlichen Zusammenhang hatten, und daß sie seit den Burgunderkriegen mit der französischen Politik in Berührung trat. Eine „nationale" Geschichte läßt sich wohl nicht von ausländischem Einfluß herleiten; französische Gelder brachten weiter keinen „historischen Beruf" ins Land; auch hatte man andere Dinge zu thun, als sich mit den Spitzfindigkeiten einer geschichtlichen Berechtigung zu befassen. Der deutsche Reichsverband ohnehin fing auch anderwärts an, locker zu werden. Es genügte, daß man Kaiser und Reich nicht mehr nöthig hatte, und die ehemaligen Vorbehalte in diesem Betreff kamen zunächst faktisch außer Geltung. Um die Zeit Maximilians I., mit einem Zuwachs von fünf weiteren Kantonen, sagte sich die Eidgenossenschaft auch äußerlich vom Reiche los; um 150 Jahre später, nachdem in den Religionskriegen noch einmal die Gefahr eines innern Zerfalles gedroht, brachte ihr der westphälische Friede die Anerkennung dieses Sonderwesens. Die Schweiz war ein Staat geworden; die Umtaufung einer mittelalterlichen Hansa, die sich durch das Phlegma des Bestehenden erhielt, so wie das Eis sich erhält in einer Temperatur, die keines erzeugen würde. Aktiv, wie in der burgundischen Zeit, sah man sie nicht mehr auftreten; der westphälische Friede hatte sie so zu sagen in Pensionsstand versetzt. Nach außen lehnte sich der neue Staat an Frankreich an; nach innen gab sich die „gemeinsame Geschichte" in Bürgerkriegen und Bauernaufständen zu erkennen. Was endlich die neun jüngsten Kantone betrifft, die erst seit der

französischen Revolution hinzugekommen, so sind es theils frühere „Unterthanenlande", also die Besiegten des historischen Ruhms, theils frühere Seitenverbündete oder „zugewandte Orte", die der Glanzperiode der Eidgenossenschaft überhaupt fremd geblieben waren; ihren nunmehrigen Antheil an der „historischen Nationalität" der Schweiz haben sie durch Verfügungen Frankreichs und Bestimmungen des Wiener Kongresses empfangen. [4])

Nun hat man freilich diese Geschichte auch ungeschichtlich behandelt und das neuere Schweizerthum schon der älteren Vergangenheit unterzulegen versucht. Nachdem man den Rahmen eines Staates für die Eidgenossenschaft überkommen, erachtete man es für angemessen, denselben auch mit einer entsprechenden Nationalität auszufüllen. Es wurde die erdenklichste Bemühung dafür aufgewendet. Man ging bis auf die Römerzeiten zurück und griff dort die alten Helvetier auf, um sie als „Vorfahren" der neuen Schweizer zu adoptiren; ein Zusammenhang, wobei man blos die Kleinigkeit von Völkerwanderung überhüpfte, die zwischen den Helvetiern und ihren angeblichen Nachkommen das Land mit einer Springflut abgespült hatte. Diesem helvetischen Stammbaum setzte man sofort schweizerische Aeste an. Das Stück Bauernkrieg in einem oberdeutschen Alpenwinkel wurde zur Befreiung eines „Volkes" von dem Joch einer Fremdherrschaft; das nachfolgende Wachsthum des Bundes, eine Entfremdung alemannischer Volkstheile, die man von ihrem Stamm abriß, galt für das Zusammenfinden einer Nationalität, die vorher getrennt gewesen; der Besitz eines guten Fußvolkes in einer Zeit, die noch in Ueberschätzung des Reiterdienstes befangen war, sollte einen Nationalberuf geschaffen haben; kurz, aus der großen deutschen Nationalität hob sich ein Provinzialgedanke aus, der sich eine Nationalität extra zuschrieb. Auch die Poesie, um die Wirklichkeit der Dinge „den goldnen Duft der Morgenröthe webend", ließ sich von dieser Politik mißbrauchen. Sagenhafte

Umrisse verdichtete man zu historischer Gestaltung; aus Tell und Winkelried formte man Remus und Romulus des Schweizerthums; die streitige Nationalität mußte sich von selbst verstehen, wenn man ihre poetischen Schutzheiligen feierte. Allein geschichtlich betrachtet verschwimmen diese Gebilde als „eitel Mondschein im Wasser". Die Sage von Wilhelm Tell, schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts zweifelhaft angesehen, ist von der historischen Kritik seitdem vollends in Dunst aufgelöst worden. [5]) Es ist ein Verlust, der sich verschmerzen läßt; denn auch so, wie die Sage erzählt, bleibt die That immerhin ein Meuchelmord, von persönlicher Rache eingegeben, aus dem Versteck eines Hinterhaltes vollführt, zur „Befreiung von Uri" Nichts beitragend, und auch ohne die letztere so gut als gefahrlos für den Thäter, als welcher nur ein paar Berge zu übersteigen brauchte, um gleich seinem Vorgänger, der den andern Landvogt umgebracht, in Sicherheit zu seyn. Selbst Schillers Meisterhand hat diesen Fehler im Stoff nicht zu bewältigen vermocht; sein Nachspiel mit „Johannes Parricida" beweist, daß er des Makels inne geworden war. Die Sage von Arnold Winkelried erscheint wenigstens nicht sittlich unrein; jedoch ist sie um Nichts besser äußerlich beglaubigt, und nebstdem mit innern Widersprüchen ausgestattet. Zuerst führt sie Reiter auf, die ihren unberittenen Feind „verachten", dessenungeachtet aber von den Pferden steigen, um sich mit besserem Schutz „vertheidigen" zu können; sodann stellt sie diese Schwergewappneten in ein geschlossenes Viereck, Mann hinter Mann, Harnisch an Harnisch, von einer Lanzenreihe starrend, die sich auf zwei Mannslängen und darüber ausstreckt; endlich läßt sie einen Vorkämpfer sich auf einen Punkt dieser eisernen Linie stürzen, einen Armvoll Lanzenspitzen, schwer greifbar, während der Gegenmann die Wucht handhabte, mit Einsetzung seiner Brust zusammenfassen, darnieder drücken, und solchergestalt auf 14 Fuß Lanzenabstand und noch durch die Tiefe

der Aufstellung hindurch eine Bresche offen legen, durch welche das Viereck eingerissen wird. Als ein Nebenumstand wird dann im weitern Verlauf eingeflochten, daß diese Reiterlanzen inwendig hohl waren, und daß sie in Stücke sprangen, wenn man mit den Hellebarden darauf schlug. Widersprüche genug, um die Erzählung schon von vorn herein verdächtig zu machen. Die Absicht der Eidgenossen war, ihrer Besatzung in Sempach zu Hilfe zu kommen; auch hatten sie Kriegskunde genug, um nicht außerhalb dieses Zwecks auf ein Treffen einzugehn, das ihnen als ungünstig erschienen wäre. Hielt sich der Feind abseits, so konnten sie ihn zwanglos stehen lassen und sich mit der Besatzung vereinigen; gedachte er ihnen den Paß zu verlegen, so war Dies nicht wohl vermittelst eines Vierecks thunlich, welches unbeweglich stand und umgehbar war; wollten sie geflissentlich ohne die Besatzung fechten, so hatten sie an Lanzen, die ein Streich mit der Hellebarde zersplitterte, keine übermächtige Waffe gegen sich. Der unterlegte Anlaß für das Opfer Winkelrieds wird damit unwahrscheinlich; ganz außer Möglichkeit aber tritt dasselbe, wenn der Feind gar keine Schlachtordnung gemacht hatte, und die Schweizer überdies der angegriffene Theil waren. Und so gerade, mit allen Erfordernissen innerer Glaubwürdigkeit, erzählt eine gleichzeitige Quelle. [6]) Herzog Leopold lag vor Sempach, das ihm abgenommen war und das er wieder gewinnen wollte; von Seiten der Schweizer rückte ein Heerhaufen an, um den Belagerten Verstärkung zu bringen oder sie zu entsetzen. An Zahl, wenn man die Besatzung von Sempach nicht rechnete, waren die beiden Heere gleich. Die Eidgenossen hatten ihr wohlausgerüstetes Fußvolk; der Herzog zunächst seine Ritterschaft, d. h. schwere Reiterei. Auf leichte Truppen sahen diese Geharnischten mit Uebermuth herab; auch fand sich eine Menge jungen Volkes darunter, das nach Auszeichnung brannte, um sich auf dem Schlachtfelde den Ritterschlag zu verdienen. Von dieser Seite

ging denn auch der Angriff aus. Als die Marschkolonne der Schweizer zum Vorschein kam, wandte sich ein Theil der Belagerer, während der andere die Stellung gegen Sempach hielt, zum Kampfe wider den neuen Feind. Der Herzog selbst ging mit dem Beispiel voran, vom Pferde zu steigen, um den Angriff zu Fuß zu unternehmen; ein Verfahren, das in der Kriegsgeschichte des Mittelalters häufig vorkommt, und zuweilen von kluger Berechnung, zuweilen auch von dem Gepränge einer Tapferkeit eingegeben war, die in dem Verzicht auf das Roß ihr Selbstvertrauen zur Schau stellte. In drängender Hast, vereinzelt, ohne Plan noch Ordnung stürzten sich diese Abgesessenen dem Feind entgegen, der inzwischen seinen „Schlachtkeil" gebildet hatte. Der Kampf stellte sich ungleich. Es war ein schwüler Sommertag, und die Gepanzerten „erstickten fast" in ihren Rüstungen; etwelche, wie Dies ebenfalls nicht selten vorkam, erstickten wirklich, und wurden nachher unverwundet unter den Todten gefunden. Von beiden Seiten ward „ritterlich gefochten"; eine Zeitlang schwankte der Sieg; am Ende, dem Vortheil der leichteren Bewaffnung entsprechend, neigte er sich den Schweizern zu. Den andern Theil des Heeres, der da Zuschauer geblieben, und die Knechte, welche die Pferde gehalten, jagte der Anblick der Niederlage in die Flucht. Ein Schwergewappneter ohne Pferd, wenn einmal kampfunfähig gesetzt, hatte kein Mittel der Rettung vor sich; den Reitern allesammt, welche zu Fuß gefochten, war kein Schicksal übrig, als sich tödten zu lassen. Dies war das Treffen bei Sempach; ein Sieg der Schweizer, und ein Ruhm ihrer Waffen, aber ohne die That Winkelrieds. Wenn man heutigen Tags eine Abtheilung Kürassiere absitzen ließe, um sie unter gleichen Umständen einer Infanteriemasse entgegen zu führen, der Ausgang würde derselbe seyn, ohne daß es der Aufopferung eines Winkelrieds bedürfte. Von dem vielgefeierten Ausrufe, den man ihm nachträglich in den Mund gelegt,

(„der Freiheit eine Gasse!") weiß selbst Tschudi noch Nichts, der doch um mehr als anderthalb Jahrhunderte später geschrieben, und in seine Verarbeitung der Schweizergeschichte sichtlich die Farbe seiner eigenen Zeit eingetragen hat. Für das 14. Jahrhundert ist das Stichwort zu theatralisch, schon seiner Fassung nach; dem Gedanken selbst, welcher die Eidgenossen bei Sempach eine Theorie politischer Freiheit vertreten läßt, liegt eine so durchaus moderne Anschauung zu Grunde, daß auch dem Sinne nach der Ausruf nicht in das Jahr 1386 passen will. Die damalige Eidgenossenschaft, wie die Hansa und andere Bünde jenes Zeitalters auch, stand für ein gemeinschaftliches Interesse zusammen, dessen sie sich sehr wohl bewußt war; dieses Interesse jedoch war von handfest materieller Natur, und mit dem Sieg einer „Idee" hätte sich der eine wie der andere Bund nicht mögen abspeisen lassen.

Schweizerische Patrioten zwar und auswärtige Ideologen, von einem solchen modernen Gedanken ausgehend, haben in der Entstehung der Eidgenossenschaft eine Morgenröthe der Volksrechte, in den Siegen der Schweizer Siege europäischer Freiheit gesehen. In der Freiheit eigentlich sollte die „Nationalität" der Eidgenossen bestehen; Wilhelm Tell und Arnold Winkelried sollten so zu sagen die Liberalen des 14. Jahrhunderts gewesen seyn. Allein die Geschichte schüttelt den Kopf zu derartigen Zumuthungen. Ein Volksthum von ausländischem Joch war nicht zu befreien gewesen, weil dazu sowohl eine Nationalität als eine Fremdherrschaft, also zwei unumgängliche Erfordernisse fehlten; eine Freiheit nach innen hatte man nicht erst zu erfinden gehabt, weil die Reichsfreiheit, die man im Auge hatte, dem vollen Anspruch Genüge that. Etwas neu Erdachtes oder frisch Anbrechendes lag darin nicht. Freie Bauern gab es im übrigen Reiche noch eben so gut; freie Städte ohnehin; es hatte sich keine „Idee der Freiheit" erst in die Alpen geflüchtet, und ging auch keine „Idee der

Freiheit" erst aus den Alpen hervor. Die Siege der Schweizer breiteten nicht eidgenössische Freiheit aus, sondern eidgenössische Herrschaft. Sogar der Bauer der Urkantone, kaum erst der Herrengewalt ledig geworden, sprach nicht gleiches Recht für Andere, sondern Herrengewalt für sich an. Haec est, wie von den Römern der alte Livius gesagt, natura plebis: aut humiliter servit, aut superbe imperat. Die Eidgenossenschaft lieferte einen fortlaufenden Kommentar zu dem düstern Spruche: sie nahm sich Unterthanenlande und setzte ihnen Landvögte vor, die es den Fabeln von Geßler oft in der Wirklichkeit gleichthaten. [7]) Eine „Idee der Freiheit" war weder das Ziel noch der Inhalt der Eidgenossenschaft. Die unterthänigen Gebiete, nach dem Ausdruck eines schweizerischen Schriftstellers, hatten die Freiheit monarchischer Unterthanen zu beneiden; die Kantone selbst, die man die herrschenden nannte, schlossen mehr Knechtschaft, als Freiheit in sich. Ganz ohne Unterthanen war keiner derselben. Wo ein Kanton wirklich frei war, hatte er wenigstens auswärtige Vogteien; wo sich die Hauptstadt als frei aushob, da herrschte sie über die Landschaft; wo „regierungsfähige Geschlechter" die Gewalt an sich gerissen hatten, da waren auch die Städte nicht wirklich frei. Die „gemeinsame Freiheit" war aus Herren und Knechten zusammengesetzt. Im Kanton Schwyz, schon einem hochgefreiten Lande, gebot nur die eine Hälfte über die andere; im Kanton Bern regierte eine Anzahl von Familien über eine Bevölkerung, welche das Dritttheil der Schweiz ausmachte; in der Schweiz insgesammt, während man geläufig von schweizerischer Freiheit redete, herrschte bis in die französische Revolutionszeit herein eine Minderheit von nicht 100,000 Freien über etwa anderthalb Millionen Unterthäniger, unter vielfachen Titeln, Formen, und Privilegien, aber mit straffem Zügel der Herrschaft. [8]) Eine Reihefolge blutiger Aufstände legt in der eidgenössischen Geschichte Zeugniß ab, wie schwer diese Herrschaft

drückte; der Tell der Sage, wenn er wieder auferstanden wäre, würde den „Hut auf der Stange" hundertfach wiedergefunden haben. Aus der gemeinsamen Freiheit wäre da schwer eine Nationalität zu erziehen gewesen. Die Bewandtniß war die, daß es an Beidem fehlte; der Schaden wuchs, je älter er ward, und die Ereignisse von 1797 an deckten ihn in seiner ganzen Blöße auf. Es war der Besitz der Herrschaft, für welchen ein Theil der alten Orte gegen Frankreich focht; es war eine Verheißung der Freiheit, für die sich die Beherrschten als französischer Anhang zusammenthaten. Dem alten Schweizerthum trat eine neue Freiwerdung entgegen. Von Nationalität war dabei so wenig zu verspüren, daß in dem Zwiespalte die Freiheit nach außen verloren ging; die Freiheit nach innen aber schied sich von da an in zwei Arten von Freiheit, welche prinzipmäßig in Feindschaft stehen. Die Fortsetzung eines Schweizerthums und die Zuthat modernen Staatswesens sind natürliche Gegensätze. Ein Machtspruch Frankreichs hatte in Gestalt der helvetischen Republik das letztere durchgeführt; ein zweiter, weil solche Einheit der Natur des Schweizerthums widerstrebte, traf um fünf Jahre später eine „Vermittlung", die dem Kantonsgeiste Luft gab. Im Namen der Freiheit begrüßte man das Mittelding; im Namen der Freiheit griff man, als es der Sturz Napoleons verstattete, noch weiter ins Alte zurück; im Namen der Freiheit schob man nach der Julirevolution wieder moderne Neuerungen ein. Die Wage schwankt zwischen altem und neuem Schweizerthum; in dem Widerstreit beider kann nicht wohl eine Nationalität ihren Entstehungspunkt haben. Lag sie in der „alten" Freiheit, so steht ihr die Neuerung entgegen; soll sie in der Neuerung liegen, so wartet sie erst auf das Fertigwerden; dringt aber gänzlich das neuernde Staatswesen durch, so wird sich die Schweiz vollends jener Besonderheit verlustig finden, die ihren Anspruch auf ein Schweizerthum ausmachte.

Was man in der alten Schweiz, insoweit sie frei war, die schweizerische Freiheit zu nennen pflegte, das war einfacher Weise eine Fortdauer des Mittelalters: keine Unterordnung unter die Idee des Staates; wenig Leistung des Einzelnen an die Gesammtheit und dafür wenig Begehr einer Gegenleistung; Abgeschlossenheit kleiner Kreise, die sich wechselseitig abstoßen; freies Gehenlassen der Individualitäten; kurz, die Abwesenheit eines Regierungsgedankens und einer Regierungsgewalt im heutigen Sinne; eine Zurückführung der Gebundenheit durch den Staat auf das Minimum, ohne welches er auseinander fallen würde. Es war das Extrem auf der negativen Seite, wie man in den modernen Staaten unseres Welttheils, durch Zentralisation und Zuvielregieren, das Extrem auf der positiven Seite erreicht hat. Es war eine ähnliche Freiheit, wie die, deren sich noch bis auf den heutigen Tag der Türke erfreut; denn auch der Türke zahlt nur eine geringe Grundsteuer, reist ohne Paß, weiß Nichts von Kanzleiherrschaft, kennt keine politische Polizei, kannte bis vor kurzem keine Konskription, und kann sogar Pascha und Großwessir werden, ohne aus einem „regimentsfähigen Geschlechte" zu seyn.[9]) Es war eine ähnliche Freiheit, wie die, welche der spanische Bauer vor Augen hat, wenn er sich das Königthum des vorigen Jahrhunderts zurückwünscht: eine Regierung, welche für ihn keine ist; welche nicht Geld genug hat, um sich mehr Geld zu machen, nicht Arme genug, um bis in seine Zustände herabzugreifen, nicht Administration genug, um zu viel zu regieren; welche aus der Hand in den Mund lebt, wie er selber, und im Uebrigen den Himmel sorgen läßt. Eine so viel wie möglich wohlfeile und so wenig wie möglich regierende Regierung wird immerdar das Ideal für den Bauernstand seyn, als welcher auch die geringsten Anforderungen an den Staat macht, und in seinen einfachen Verhältnissen Administration und Steuerwesen oft nur für ein herkömmliches Uebel ansieht, und zwar häufig

genug nicht einmal für ein nothwendiges. Die drei Urkantone waren der wahre Typus eines nach solcher Auffassung gestalteten Gemeinwesens. Die Städte ihrerseits bewegten sich in Zuständen, wie sie die deutschen Reichsstädte bis zu ihrem Untergang so behaglich fanden. Die übrige Bevölkerung, die sich außerhalb dieser Behaglichkeiten gestellt sah, erstrebte nichts Höheres, als gleiche Zustände; auch als sie in neuerer Zeit sich unter dem Banner moderner Theorien zu Revolutionen führen ließ, hatte sie im Grunde kein anderes Ziel im Auge, als gleichfalls eine individuelle Ungebundenheit und Isolirung, ein Staatswesen für sich extra, ein besonderes Kantönchen weiter ins Werk zu setzen, und ohne Zweifel würde sie nicht versäumt haben, auch Unterthanenlande für ihren Antheil zu begehren, wenn nach ihrer Befreiung noch welche übrig geblieben wären.

Die Grundlage der „Schweizerfreiheit" war eine mittelalterliche geblieben; auf dieser Grundlage jedoch hatte sich eine moderne Kleinstädterei auferbaut, die man für „Nationalität" ausgab. Aus einer Hansa zum Staate geworden, konservirte die Schweiz ihr Entstehungselement, weil darin ihr Anspruch auf politische Existenz beruhte, aber nicht als ein lebendiges, geistig fortwachsendes, sondern vertrocknet, wie eine Pflanze, die man in ein Herbarium eingelegt. Der von seinem Stamm getrennte Zweig hatte keine Triebkraft mehr. Es war ein überständiges, verknöchertes Mittelalter, ohne die Naturfrische und Lebensfülle seines Urbildes, mit modernen Widersprüchen versetzt, und zwischen alter und neuer Zeit in einer Mitte schwebend, welche die Schattenseiten beider vereinigte. Die Neigung zur Besonderheit, um sich nicht in Splitterwesen zu verlieren, bedurfte eines Gegengewichts durch einen großen Nationalverband, wie ihn die Gemeinschaft mit Kaiser und Reich darbot; in der Schweiz, wo man dieses Gegengewichts entbehrte, artete die Pflege des Individuellen in Verschrobenheit und Spießbürgerei aus. Das

deutsche Mittelalter war großartig und weltmännisch gewesen; die schweizerische Verlängerung desselben übersetzte es ins Kleinliche und Philisterhafte. In so engen Verhältnissen schrumpfte auch der Gedanke ein; die Entwicklung verkrüppelte sich; die Schweiz blieb zurück, je mehr sie in der Verschweizerung fortschritt. Vom dreißigjährigen Krieg an, mit der zunehmenden Lockerung des Reichsverbandes, war auch im übrigen Deutschland Kleinstädterei aufgekommen; in der Schweiz ist man noch heute nicht über diese Zwischenstufe hinaus. Republikanisch ist die Maske, und spießbürgerlich die Physiognomie der Schweiz. Es grassirt eine Titelsucht, wie an einem Duodezhofe. Die Amtstitel müssen sich vervielfältigen, um für die Nachfrage auszureichen, und das erstreckte Register zieht auch Die mit nach, welche in ihrem Leben einmal Etwas *gewesen* sind. Hinter den wirklichen Schultheißen, Landammännern, Klein- und Großräthen, Seckelmeistern ꝛc. folgen in langer Reihe, wie römische Konsularen in Taschenformat, die Alt-Schultheißen, Alt-Landammänner, Alt- Klein- und Großräthe, Alt-Seckelmeister ꝛc.; es mangelt Nichts, als daß man noch eine Vorstecksylbe erfände für Solche, die es *beinahe* geworden wären. Zu dem Runkelrüben-Assessor von Krähwinkel würde eine eidgenössische Stadt noch die Alt-Runkelassessoren gefügt haben. Sogar von der krähwinklichsten Figur des vorigen Jahrhunderts, dem verfranschten „Junker", der seine Muttersprache vergessen, haben sich in der Schweiz bürgerliche Seitenverwandte erhalten: französisch radebrechend, um sich auf deutsch nicht einen Gesindedialekt anmerken zu lassen, und mit Anspruch auf Vornehmigkeit einen lothringischen Haarkräusler oder elsässischen Oberkellner kopirend. Das Städteleben überhaupt, unter einem oberflächlichen Anstrich von neuerer Farbe, weist noch die Grundzüge der reichsstädtischen Perückenzeit auf, welche die Originale zu Wielands Abderiten lieferte. Das Heerwesen dürfte unverlegen seyn, noch Seiten-

stücke zur alten Reichsarmee beizubringen. [10]) Das Parteigetriebe führt theilweise auf Spannungen zurück, wie sie zwischen Schulmeister und Pastor oder zwischen Barbier und Doktor in enger Nachbarschaft obwalten. Die Presse endlich, anstatt sich über die Krähwinkelei zu stellen, löst die kleine Politik in noch kleinere Persönlichkeiten auf, und plätschert als Sumpfvogel in politischen Pfützen herum. Um es kurz zu sagen, die Schweiz ist in ihrer Art rokoko geblieben; neben einem Vermächtnisse des Mittelalters schleppen ihre Zustände den Haarbeutel des 18. Jahrhunderts nach.

Wenn in der Kleinstädterei ihre Nationalität bestand, so hat sie sich forterhalten; wenn in der alten Freiheit, so hat ihr der neuere Staatstrieb ein Ende gemacht. Indem er sie zur Gemeinsamkeit ausdehnen wollte, riß er den Faden durch; denn ihrer Natur nach war jene Schweizerfreiheit gar nicht fähig, eine gemeinsame zu werden. So wie im alten Athen die Bürgerschaft ihre Freiheit pflegte, während ein Sklavenwesen daneben den Haushalt bestritt, so hob sich in der alten Schweiz ein Stück Freiheit aus, dem die Leistungen der Ungefreiten zur Hinterlage dienten. Es war eine Ausnahmsfreiheit, die zur Unmöglichkeit wurde, sobald ihr die Unterthanen abhanden kamen. Die alte Schweiz brauchte Landvogteien, so wie das alte Spanien Kolonien brauchte, um sich im alten Bestand zu erhalten. Der Spanier des Mutterlandes, auch ohne politische Rechte zu üben, lebte frei, weil von der Schlaffheit des Staatswesens sich selbst überlassen, und lebte behaglich, weil von Administration und Steuermaßregeln nur wenig in Anspruch genommen. Die Einkünfte des spanischen Amerika's, die Gold- und Silberflotten mußten die Mittel liefern zur Fristung einer derartigen Staatsexistenz. Als diese Zuschüsse wegfielen, hatte der alte Zustand keinen Boden mehr, und man mußte bedacht seyn, der Zukunft Spaniens eine neue Grundlage zu suchen. Das Bedürfniß einer politischen

Umgestaltung lag in dem Bedürfniß der Finanzen; die „neuen Ideen" waren nicht sowohl die Quelle einer Neuerung, als vielmehr ein Ausfluß derselben; der Geldmangel des Staats erheischte ein zugreifendes Regierungswesen, und dieser Unbequemlichkeit gegenüber stellte sich der Gedanke politischer Oppositionsformen ein. Zuvor war wenig und wohlfeil regiert worden; jetzt kamen Anforderungen zum Vorschein, welche beiderseits ihre Gegensätze ausbildeten und ihre Wirren mit sich brachten. Der Wendepunkt war in dem Verluste der Kolonien gelegen. Was nun dem alten Spanien seine Kolonien, das waren der alten Schweiz die Unterthanenlande, der fremde Kriegsdienst, die Geldmittel, welche unter verschiedenem Titel vom Auslande zuflossen. Der ganze Organismus des Staatslebens beruhte darauf. Die Unterthanenlande machten den eigentlichen Bürger zu einem privilegirten Herren; die Statthaltereien bereicherten die regierenden Geschlechter, und gewährten ihnen die Mittel, sich auch für unbesoldeten Staatsdienst mit dem Aufwand der nöthigen Ausbildung zu belasten; der fremde Kriegsdienst ernährte einen Ueberschuß der Bevölkerung, und erzog der Schweiz Offiziere auf Kosten des Auslandes; die Diplomatie auswärtiger Mächte, welche sich in der Schweiz um Einfluß stritten, trat bei mannigfachen Veranlassungen als Jupiter mit dem „goldenen Regen" auf. [11]) Dies Alles, mit Ausnahme eines Restes von Söldnerdienst in Rom und Neapel, hat jetzt aufgehört. Eine Wiederkehr der vorigen Zustände, in der Schweiz, wie in Spanien, ist eine Unmöglichkeit, welche mit der Frage bloser Verfassungsformen gar Nichts zu schaffen hat; in der Schweiz, wie in Spanien, steht hinter dem Prinzipienstreite die schlichte Thatsache, daß dem herrschenden Theile von ehemals die Freiwerdung der Beherrschten und der Ausfall ihrer Zubußen in die Quere gekommen ist. Die alte Schweizerfreiheit, die das Surrogat einer Nationalität vorstellen sollte, ist damit unwiederbringlich verloren gegangen; die neue

hingegen, welche jenes Surrogat fortzuführen hätte, besteht eben in der Abweichung vom alten Schweizerthum. Aus Unterthanen hat sie Freie, aus Freien aber Administrirte gemacht; den einfachen Despotismus einer Aristokratie hat sie durch den vielgestaltigen einer Beamtenherrschaft, eine wohlfeile Art von Regierungslosigkeit durch eine theure Staatsplackerei ersetzt. Der Beamtenstaat, so weit er durchdrang, war nicht einmal ein Freiheitsgewinn; der Liberalismus im Ganzen wenigstens nichts eigenthümlich Schweizerisches, als insofern er in Kleinstädterei und Rückständigkeit des Gedankens seinen Antheil am „Haarbeutel" auf sich nahm. Seichte Aufklärung und Allmacht der Amtshierarchie brachte er als neu in die Schweiz; in andern Ländern waren es Ideale des vorigen Jahrhunderts, und zwar des „erleuchteten Absolutismus" gewesen. Auch Spanien leidet an derartigen Rückständigkeiten; auch in Spanien liegt unter ähnlichen Gegensätzen die alte Zeit mit der neuen in Fehde; aber jenseits dieser Aehnlichkeit tritt der unermeßliche Unterschied hervor, daß aus der streitigen Freiheit nicht erst eine spanische Nationalität hervorgehn soll. In Spanien kann der Kampf zwischen dem historischen und dem modernen Element zu einem Heil, zu einer Wiedergeburt, zu einer haltbaren Schöpfung führen; denn es sind die Bedingungen einer Zukunft, es ist ein Staat mit genügender Basis, es ist eine Nation vorhanden, und der Fanatismus selbst, womit ein Gegensatz den andern zu unterjochen sucht, ist ein Beweis für die Energie, womit diese Nation nach moralischer Einheit drängt. In der schweizerischen Eidgenossenschaft dreht sich derselbe Kampf in einem trostlosen Zirkel herum, weil kein Staat für eine Nation und keine Nation für einen Staat vorhanden ist; weil der Fanatismus der Parteien nicht zur Einheit, sondern zur Versplitterung hindrängt; weil das historische Element gipfeldürr geworden und das moderne ohne Wurzelschlag

geblieben, ja, mit dem Fortbestehn eines Schweizerthums zusammengedacht, ohne Wurzelfähigkeit ist.

Der moderne Liberalismus, so wie er von Frankreich herüber gekommen, ist auf die Schweiz angewandt ein Widerspruch von Hause aus. Sofern er nicht durch den Kontrast kleiner Mittel mit großen Anläufen, durch eine weitschichtige Staatsmaschinerie auf winzigen Spielräumen, durch die Einbildung, Nußschalen als Linienschiffe schwimmen zu lassen, lächerlich werden soll, so muß er zuvörderst ein Staatswesen haben, das Masse genug hat, um auf sich selber zu stehn; ein Staatswesen, in dem vorher die Einheit durchgeführt worden, die er als Bedingung voraussetzt. In Frankreich hatte das Königthum von Ludwig XI. an diese Vorarbeit übernommen; in Frankreich deßhalb ist der schärfste Gegensatz mit dem Schweizerthum ausgebildet, welches der Einheit ermangelt. Der Einheit zulieb, weil sie die Macht nach außen verstärkte, lernte Frankreich die Freiheit missen; die Republik selbst noch würde eher die Freiheit, als die Einheit aufgegeben haben. Napoleon und der Liberalismus nach ihm hielten die gleiche Richtung ein. Auf Zentralisation großer Staatskräfte ist dieser Liberalismus gebaut; dem Schweizerthum, als welches aus Absonderung entstanden, tritt er als unmittelbarer Widerspruch entgegen. Gerade Das, was den Ursprung eines Schweizerthums bildete, hatte in Frankreich weichen müssen, um dem modernen Staatswesen Platz zu machen. Das Schweizerthum sollte in der Freiheit bestehen; seine Freiheit war die Freiheit des Mittelalters; die Freiheit des Mittelalters bestund in der Lockerheit des Staatsverbandes. Die Gemeinde, der Bezirk, die Provinz nahmen sich so viel Selbständigkeit, als sie erlangen konnten; für sie handelte es sich nicht um Beschränkungen der vollziehenden Gewalt, wie in den modernen Zuständen, sondern sie selbst schrieben sich die aktive Rolle zu, und überließen dem

Staate die einschränkende und opponirende; von politischen Prinzipien war dabei keine Rede, indem man nicht andere Formen nach den seinigen zuschneiden, sondern seinen eigenen Zuschnitt für sich besonders haben wollte. Aus einem Extrem dieser Freiheit war die schweizerische Eidgenossenschaft hervorgegangen. Im Reiche selbst war der Kaiser da, um solche Freiheit in Einheit zusammenzufassen; in der Schweiz, als man dem Kaiser abgesagt, blieb Nichts als die Versplitterung übrig. Der französische Liberalismus nun hat das schweizerische Extrem umgekehrt. Von alter Freiheit hatte er Nichts mehr vorgefunden; die neue stülpte er dem zentralisirten Staat auf den Kopf. Der Staat absorbirt Alles; die Gewalten im Mittelpunkte, die vollziehende, die gesetzgebende, verfahren mit Omnipotenz; die einzelnen Bestandtheile des Staats, anstatt eine Eigenthümlichkeit frei zu behalten, müssen sich dem Absolutismus eines Prinzips unterwerfen, das die Einheit bis zur Gleichförmigkeit vorschreibt. Auf Macht nach außen hat es diese Tendenz zuvörderst abgesehen; dem Interesse der Größe steht auch die Freiheit nach, und kein Opfer darf zu theuer erscheinen, wenn es im Namen des Nationalruhms verlangt wird. Nun sehe man diese weitschreitende Politik auf die engen Kantone der kleinen Schweiz angewendet! Wo der neue Liberalismus obenauf kam, da mußte er, seinem Prinzip nach, dem alten Schweizerthum die Fortsetzung aufkündigen; er mußte alte Eigenheiten verletzen, alte Freiheiten umstoßen, und alte Selbständigkeiten unter Vormundschaft nehmen; er mußte dem volksthümlichen Attribut der alten Schweiz, schlecht, aber wohlfeil regiert zu seyn, den Abschied geben; mit einem Wort, er mußte Opfer verlangen, wie sie in Frankreich gebracht worden; allein der Preis dieser Opfer, die Nationalgröße, fehlte auf seinem Altar, weil das Kantonswesen weder Größe noch Nationalität in sich schloß. So hat denn der Liberalismus, den man künstlich auf den mittelalterlichen Stamm der Schweiz gezweigt, nur

Auswüchse und Schmarotzerpflanzen gezogen. Auf Zentralisation der Staatskräfte, auf den Absolutismus einer nach allen Seiten eingreifenden und regulirenden Staatsgewalt angewiesen, fand er sich in unausgesetztem Widerspruch mit dem ganzen historischen Charakter der Elemente, die er vor sich hatte. Er schrieb dem Staat viele Pflichten und viele Bedürfnisse zu, brauchte für die Bedürfnisse ein Steuersystem, für die Pflichten einen Mittelpunkt mit bewegender Kraft, mit Gesetzmacherei, Vielregieren, Beamtenregiment; kurz, eine Regierungsmaschine mit vielerlei Hebeln und Räderwerk, und einer bequem zu drehenden Handhabe für ihn, den Maschinenmeister. Die alte schweizerische Freiheit aber, die Freiheit, wie sie heute noch das Volk auffaßt, bestand eben in der Abwesenheit dieses Apparates; in der Ablehnung aller Regierungsthätigkeit, welche, sey sie gut oder schlimm, über das Minimum hinausgeht; in der Behaglichkeit endlich, womit der Bestandtheil vor dem Ganzen, die Gemeinde vor dem Bezirk, der Bezirk vor dem Kanton, sich als Ziel und Mittelpunkt setzte. Aus dem Gegensatze und den Reibungen dieser feindseligen Elemente, in den verschiedenen Kantonen so oder so repräsentirt, entsteht die heillose Konfusion, welche das Charakterbild der heutigen Schweiz ausmacht. Daß die Schweiz keine Einheit vertrage, hatte das Schicksal der „helvetischen Republik" gezeigt; der moderne Liberalismus, indem er die mit dem Ganzen verunglückte Zentralisation auf einzelne Kantone übertrug, hatte nur einen Zwiespalt weiter geschaffen. Das alte Schweizerthum war gegen modernes Staatswesen; das moderne Staatswesen hätte Zentralisirung der Gesammtschweiz erfordert; die Zentralisirung von Einzelkantonen war ein Zusammenfassen von Absonderung, und ein Widerspruch gegen alte Freiheit und neue Volkseinheit nebeneinander.

Von diesem Letzteren hat denn auch der schweizerische Liberalismus selber ein dunkles Gefühl überkommen; er fing alsbald seinerseits an, den „Kantönlisgeist" lächerlich zu machen, und

stellte sein Vorhaben hoch darüber auf eine „Reform der Bundesverfassung". Dies ist nun das neuste Schiboleth, der letzte Zauberspruch, dem die Kraft innewohnen soll, einen Nationalgeist herauf zu beschwören und der Schweiz eine haltbare Zukunft zu gestalten. Die schweizerische Eidgenossenschaft soll zu einem organischen Ganzen zusammenwachsen, und nach dem Muster der nordamerikanischen Union sich einen Mittelpunkt geben, wo neben den Einzelkantonen zugleich die Gesammtbevölkerung, mit Wegdenkung der Kantonsschranken addirt, durch Abgeordnete nach der Kopfzahl vertreten wäre. Welche Nationalsprache dieser Kongreß, unter den vier Hauptzungen der Einwohnerschaft, als die Sprache der Schweiz und ihrer Vertreter erwählen dürfte, Das hat man vorläufig im Dunkeln gelassen; jedoch ist es einleuchtend, daß ein Januskopf mit vier Gesichtern nur sehr unvollkommen die Einheit einer „Nation" vorstellen könnte. Der Kongreß der Vereinigten Staaten spricht blos englisch. Sollte es werkstellig werden, sein Vorbild in der Eidgenossenschaft nachzuahmen, und die Briefträger, die man unter dem Namen einer Tagsatzung zusammenschickt, in einen Senat und ein Haus der Repräsentanten zu verwandeln, so müßte die Schweiz erst auf das Erforderniß bedacht seyn, sich eine gemeinsame Sprache zu schaffen. Es ist ein schlimmes Ding um eine Debatte, die sich durch viererlei Sprachen winden soll; ein noch schlimmeres um eine „Nationalität", die viererlei Dolmetscher nöthig hat, um sich selber verständlich zu werden.[12]) An Nationalgröße würde auch die Einheit der Schweiz dem amerikanischen Muster nicht an die Seite reichen; allein es galt für einen so kühnen Aufschwung, sich von dem Gedanken einer aarauischen, bernischen, oder solothurnischen Staatseinheit zu dem einer schweizerischen zu erheben, daß man in der Begeisterung darüber leichtlich die prosaischen Nebenfragen außer Acht ließ. Das Daseyn einer Nationalität untersuchte man nicht, sondern man setzte es voraus. Auch mochte man fühlen,

daß schon der Bedarf eines Beweises für ihr Daseyn fast als Verneinung derselben erscheinen müsse. Ein Volksthum, welches nicht vorhanden, erst zu erzeugen, — durch eine Nationalverfassung die Nation, durch ein Symptom die Sache, durch eine Form den Stoff erst ins Leben rufen zu wollen, das sollte wenigstens nicht der eingestandene Zweck der beantragten „Bundesreform" seyn. Zu besserer Verdeckung des Mangels hätte man etwa die deutsche Sprache zur amtlichen machen, und sich dabei gleichfalls auf das Beispiel des amerikanischen Kongresses berufen können, als welcher die Sprache Englands rede, ohne sich darum für englisch anzusehen. Allein als weitere Bedingung bleibt dann immerhin vorauszusetzen übrig, daß die Schweiz in der That nach solcher Einheit verlange; daß der Stoff die Form suche, nicht die Form den Stoff; daß nicht nur eine papierene Tendenz, sondern die Richtung des Volkslebens auf ein derartiges Ziel hindränge. Diese Grundbedingung läßt sich schlechtweg nicht überspringen; wenn die „Bundesreform" eine messianische Idee für die Schweiz vorstellen soll, so muß zum allermindesten erst dieser Grundartikel als Glaubenswahrheit gesetzt seyn. Mit ihm steht und fällt die politische Religion, welche darauf gebaut werden soll; wenn er sich als unhaltbar erweist, so ist die Impotenz der ganzen Bestrebung dargethan, und die Frage, wie sich zur Noth die Sache ausführen ließe, wird eine müßige.

Nun weist aber die ganze Geschichte der Eidgenossenschaft den Entwicklungsgang einer gradaus entgegengesetzten Volksrichtung nach. Ein „Kantönlisgeist", dem deutschen Reiche gegenüber, war der Anfang der Schweiz, als sie sich von Deutschland ablöste. Aus dem alten „Bundt Ober-Tütsch-Landen" machte der westphälische Friede ein anerkanntes Staatswesen; einen Volksnamen für die Eidgenossen hatte schon vorher ein Fund des Zufalls beigebracht. Der Körper war gegeben: — es handelte sich darum, ihm eine Seele einzuhauchen; den Provinzialsinn, welchem die

Absonderung gelungen, wenigstens als solchen mit einem Einheitsgeiste zu durchdringen; auf das negirende Element, nachdem es sein Ziel erreicht, nunmehr ein positives und schöpferisches folgen zu lassen. Jedoch von alle Dem findet sich in der schweizerischen Geschichte auch nicht eine Spur vor; die Schweiz fühlte gar kein Bedürfniß danach; am Ziel des negirenden Elements war ihre Aufgabe zu Ende. Eine „schweizerische Nationalität", durch einen Unabhängigkeitskrieg „in Freiheit gesetzt", würde den endlichen Sieg ganz anders ausgelegt, würde in der erlangten Selbständigkeit vor Allem den Drang gefühlt haben, das bisher gebundene Prinzip nun recht auf die Spitze zu stellen, und ihr „befreites" Volksthum zu innigster Festigkeit zusammenzudrängen. Die Eidgenossenschaft nicht so. Von jenem westphälischen Frieden an, der sie als Staat anerkannte, ist sie niemals und bei keiner Veranlassung als aktive Einheit aufgetreten. Der Absonderungsgeist, den sie gegen Kaiser und Reich bethätigt hatte, trug sich in ihre neuen Verhältnisse über, um nunmehr dort als Trennungselement fortzuwirken. Wie vordem gegen einen deutschen Mittelpunkt, so sträubte man sich jetzt gegen einen schweizerischen. Das Prinzip, welches einen Schweizerstaat geschaffen, wendete sich gegen seine eigene Schöpfung, und je kleiner die Unterabtheilungen wurden, welche den Trennungsgeist fortsetzten, um so sichtlicher wuchs es zur Karrikatur seiner selbst aus. Dies war die Ausbildung einer „schweizerischen Nationalität". Auch die neuere Zeit, während man vielerlei Floskeln über diese Nationalität zum besten gab, hat keine andre Entwicklung gebracht. Nachdem die Schweiz lange Zeit als „Todtliegendes" ihren Platz in Europa eingenommen, fuhren die Stürme der französischen Revolution darüber hin. Allein ein Nationalgeist erhob sich nicht aus der Tiefe. Die helvetische Republik eben fiel wieder zusammen, weil sie auf der irrigen Annahme einer Nationalität beruhte. Die Schweiz bat um die Gunst, aus Splittern bestehen

zu dürfen. Auch Bern, das verhältnißmäßig noch eine gewisse Größe vorstellte, erlag der Tendenz des Schweizergeistes, nach Zerstücklung zu ringen; der Neid seiner „Eidgenossen" wünschte sich Glück, es auseinander gerissen zu sehen. Man blieb getreu dem „Geiste der Väter": dem Kantönlisgeist. Was 1814 und 15 vor sich gegangen, soll nicht als Selbstbestimmung gerechnet werden; eine Tendenz nach Einheit übrigens fand sich auch unter den Wünschen der Schweizer nicht. Das Jahr 1830 aber führte zu Veränderungen, welche lediglich von innern Bewegungen ausgingen; was sich von dort herschreibt, muß wohl als der Ausdruck eines einheimischen Willens, als ein Merkzeichen eigentlichen Schweizergeistes zu betrachten seyn. Und was haben diese Revolutionen gebracht? Eine sich fort und fort weiter spaltende Zerstücklung; Halbirungen kleiner Kantönchen zu noch kleineren; Trennung und kleinstädtische Selbständigkeiten allenthalben; eine Vereinigung dürftiger Abgerissenheiten zu irgend etwas Größerem nirgendwo. Die fressende Schärfe des Zersetzungselementes, das der Schweiz als Fluch in ihre Absonderung nachfolgte, scheint sich, troz aller „neuen Ideen", eher verstärkt als gemindert zu haben. Basel schied sich in Stadt und Landschaft; Schwyz steht als äußerer und innerer Bezirk auseinander; Wallis möchte in Ober- und Unterwallis zerfallen; die Juragegend neigt sich von Bern ab. Es ist gar keine Gränze dieser „nationalen Entwicklung" abzusehen, als bis etwa jedes Thal und jeder Marktflecken sich zu einem souveränen Staate, jeder Gemeindeausschuß zu einem Kongreß, jeder Schultheiß zu einem regierenden erhoben hat.[13])

Man sieht, der Einheitsgedanke schwimmt gegen den Strom der Eidgenossenschaft. Die Tendenz der Eidgenossenschaft aber schwimmt gegen den Strom des Jahrhunderts. Während allerwärts die Nationalitäten sich zusammenballen, wie Eisenkugeln, löst sich die Schweiz weich und bröcklich in kleine Mengtheile

auf. Monarchien sind in Verfall gerathen, weil sie unter Erbtheilung gesetzt wurden; das polnische Wahlreich ist zu Grunde gegangen, weil jeder Edelhof gleichsam ein Kantönchen geworden war; die republikanische Schweiz drängt sich dem gleichen Verfall durch eine abderitische Volksrichtung zu. Es ist das Prinzip ihrer Entstehung, an dessen Konsequenzen sie verblutet. Die Freiheit ist gegen die Einheit, und die Einheit ist gegen das Schweizerthum; die Eidgenossenschaft müßte ihren Ursprung und ihren Fortgang verleugnen, wenn ihr Losungswort die Einheit werden sollte. Aus einem deutschen Kantönlisgeist ist sie entstanden; wer sofort den schweizerischen ausrotten will, regt eine Einheit an, die über die Schweiz hinausführt. Einen Beruf zur Nationalität möge da herausfinden, wer kann; die „Bundesreform", welche sie ausbrüten sollte, würde als Grasmücke auf Kuckukseiern sitzen. Der Gedanke selbst ist eine Negation der Eidgenossenschaft. Um ihn zuzulassen, müßte sie sich von ihrer Geschichte lossagen; mit ihrer Geschichte aber hätte sie den Grund und Boden ihres politischen Daseyns aufgegeben. Man nehme der Schweiz ihre historischen Erbstücke vollends; man entkleide sie der Eigenheit, eine kleinstädtische Behaglichkeit der Absonderung, einen Auswuchs des Mittelalters mit dem Haarbeutel des 18. Jahrhunderts zu repräsentiren: was in aller Welt bliebe ihr dann noch für eine Berechtigung übrig, in deren Namen sie einen besondern Fortbestand anzusprechen hätte? Eine Nationalität? Vergangenheit und Gegenwart verneinen sie. Eine Naturgränze? Das Schweizerland hat sie in der Mitte. Gemeinsame Interessen? Das politische Leben der Schweizer besteht fast nur noch in der Reibung feindseliger. Eine gemeinsame Sprache? Die Eidgenossenschaft spricht ihrer vier. Ein Beruf, die Päße der Alpen zu hüten, und zwischen Ost und West eine sperrende Kriegsschranke zu seyn? Die Schweiz hat sich dazu unvermögend erwiesen. Die Trägheitskraft einer einmal vorhandenen Staats-

existenz? Das ist ein Krug, der so lange zum Brunnen geht, bis er bricht. In der eigenen Stärke wenigstens ruhte seither keine Gewährschaft der Unzerbrechlichkeit. Durch die ganze neuere Geschichte hindurch, in allen Entwicklungskämpfen, welche seit der französischen Revolution die großen Nationen fochten, hat die Eidgenossenschaft stets die Gesetze des Siegers empfangen; ihr Daseyn wurde immerdar als ein Gegenstand politischer Toleranz, ihre Fortdauer als ein Geschenk des jeweiligen Diktators behandelt. Eine neue Diktatur würde sie weder stärker noch einiger finden, als sie in jenen Prüfungszeiten gewesen. Ihre innere Zerrissenheit vielmehr, ihr fortwährendes Abhetzen unter politischen und kirchlichen Streitigkeiten, ihr Spießruthenlaufen durch eine Reihe unfruchtbarer Experimente hindurch, nimmt sich fast als die Vorarbeit eines Verhängnisses aus, dessen Vollendung im Schoße der Zukunft liegt. Es ist gleichsam ein G e s c h ä f t der Eidgenossenschaft, den Glauben an ihren innern Beruf zu untergraben; wenn aber die Staatskunst nicht mehr an einen Schweizerstaat g l a u b t, dann fällt bei erneuerten Wendepunkten weg, was ihn seither erhalten hat.

Daß die Schweiz eigentlich zu s c h w a c h sey, um als Staat einem europäischen Zwecke zu genügen, war schon von länger her fühlbar geworden; nur zog man befangener Weise blos den einseitigen Schluß daraus, daß man sie folglich verstärken müsse. Heinrich IV. von Frankreich, mit seinem abenteuerlichen Plan einer europäischen Fürstenrepublik, hatte unter Anderm auch eine Vergrößerung der Schweiz in petto. Elisabeth von England, so wie sie dem neuen Holland noch weitere Stücke von Niederdeutschland zudachte, wollte der Schweiz ihrerseits die burgundische Freigrafschaft und das Elsaß gönnen. Ein deutscher Ideolog endlich, von wegen des „Alpencharakters", und aus Gründen „natürlicher Diplomatik", die auch an Frankreich das linke Rheinufer weisen, hat noch in neuster Zeit Tyrol zu einem Anhängsel der Schweiz

auserſehen. [14]) So weit nun iſt die Staatskunſt, als ihr das letzte Mal eine Umgeſtaltung Europa's oblag, zwar nicht gegangen; jedoch ſchien ſie demſelben Geleiſe alter Traditionen zu folgen, die noch den Glauben an eine ſchweizeriſche Beſtimmung vorausſetzten. Der vormalige Beſtand der Eidgenoſſenſchaft, ſo wie er bis 1798 geweſen, war nicht mehr vorhanden und wurde auch nicht mehr hergeſtellt; was man vor ſich hatte, war eine Schöpfung Napoleons. Schrieb man ihr keinen Staatsberuf zu, ſo konnte man ſie für aufgehoben erklären oder wenigſtens ihrer eigenen Fürſorge überlaſſen; wie man ſie aber vergrößern mochte, dafür wäre ſchwer ein Grund aufzufinden, als eben das alte Gefühl, daß ſie den Eindruck der Kleinheit mache. Durch einige Zutheilungen dachte man dieſes Eindrucks los zu werden. Sogar Deutſchland, ſiegreich in einem welthiſtoriſchen Kampfe, während deſſen die Schweiz paſſiv auf den Ueberwinder gewartet, mußte Beſtandtheile zuſchießen, die noch bis auf die franzöſiſchen Revolutionskriege zum deutſchen Reiche gehört hatten. An ein Prinzip der Zutheilung dachte man dabei lediglich nicht; es war ſchlechthin eine Gnadenſache, und die Beſtimmung der Gränzen deßhalb auch ſo rein willkührlich, daß weder ein hiſtoriſcher Charakter, noch den Oertlichkeiten oder dem Volksſtamm nach eine natürliche Gränze herauskam. Auf dieſe Art wurde denn, wunderlich genug, der Schauplatz des ſchweizeriſchen Kleinheitsgeiſtes um etwas breiter getreten, der Kleinheit ſelbſt aber mit nichten eine Abhilfe gebracht. Für eine europäiſche Selbſtändigkeit war die Schweiz klein und ſchwach geblieben, nach wie vorher; verhältnißmäßig mußte ſie ſich ſogar kleiner finden, als ſie zur Zeit Maximilians I. geweſen war. Den Erforderniſſen der damaligen Zeit gegenüber war die Schweiz noch eine Macht; ein Ganzes, das Schutz und Trutz zu bieten vermochte, wie heutzutage ein großer Staat; eine Selbſtändigkeit aus eigener Kraft, nicht aus Geſtattung der Machthaber. Das äußere An-

sehen erhöhte das innere Selbstgefühl; der Ruf der Freiheit mochte Sympathien erwecken, die der Schweiz als moralische Verstärkung dienten. Jetzt, da die Maßstäbe anders geworden, reicht auch die vergrößerte Schweiz nicht mehr zur Macht hinan; die vormalige Größe hat sich in Kleinheit verkehrt, und in der Kleinheit ist auch der Nimbus von sonst dahin geschwunden. Der Name der „Schweizerfreiheit" wäre heutigen Tags kein politisches Banner mehr. Die alte Freiheit, mit ihren Landvogteien und Unterthanenlanden, hatte zuletzt gleichsam einen Gränzkordon gegen Sympathien gezogen; die neue aber, mit der Bemühung weitläufigen Aemterwesens für einen Kantönlisgeist, mit vervielfachten Regierungen, Parlamenten, Gesandtschaften, und dem ganzen Triebwerk großer Maschinerien für spannenlange Räumlichkeiten, weist kein Ergebniß auf, das den Neid eines Nachbars zu reizen im Stande wäre. In Tyrol namentlich pflegt man seinen „Alpencharakter" so frei, als im Schweizerland, hat aber das Selbstgefühl obendrein, einem großen und mächtigen Ganzen anzugehören. Der Zug des Jahrhunderts, auf große Entwicklungen und weite Gesichtskreise gerichtet, in der Enge des Raums zugleich eine Enge des Gedankens ersehend, läßt keine Sympathien mehr für Kleinheit übrig. Auch eine Staatseinheit der Schweiz, so wie sie die Bundesreform bringen sollte, vermöchte daran Nichts besser zu machen. Der Schweizer dieses Entwurfes, der „Schweizer im großen Sinne des Worts", wie ihn die Projektirung benannt hat, würde für die größere Welt immerhin eine Kleinheit bleiben. Durch Sympathien der Völker, durch neue Geschenke der Diplomatie wird die Schweiz nicht mehr vergrößert werden; um so schlimmer für sie, wenn das Jahrhundert sie klein findet.

Eine Verstärkung von innen heraus müßte von der Kraft einer Nationalität ausgehen, für die man erst Surrogate sucht. Am ehesten noch, wenn überhaupt, wäre ein Surrogat dieser Art in

den Zeiten der schweizerischen Größe erlangbar gewesen. Ein provinziales Volksthum, so wie das holländische etwa, hätte sich möglicher Weise damals ausbilden können, wenn die Eidgenossenschaft sich noch weiter ausgebreitet, wenn sie das ganze Gebiet der alemannischen Mundart in ihren Bund gezogen, und sich damit eine eigene Sprache gewonnen hätte; eine Sprache, die auf den Grundlagen des Mittelhochdeutschen, anstatt zum Neuhochdeutschen mit überzugehen, zugleich als Schriftsprache haltbar war. Daß ein Gedanke solcher Ergänzung niemals angeregt, niemals ein geistiges Bedürfniß derselben gefühlt wurde, ist der sprechendste Beweis, daß die damalige Schweiz gar keinen Anspruch auf Nationalität machte. Zwar schreibt man dem alten Bern „hochfliegende römische Entwürfe" zu, weil es einmal den Schwarzwald erobern wollte; auch macht man geltend, daß im Waldshuter Frieden von 1468 dieses Vorhaben „nur durch Geld hintertrieben worden". Allein von Ausbreitung einer Nationalität oder Ergänzung einer natürlichen Einheit war dabei keine Rede; stark „römisch" war der Gedanke auch nicht, da er sich mit Geld abfinden ließ; um endlich den innersten Lebensdrang eines Volkes zu beweisen, dürfte er nicht durchgefallen seyn. Was nun in jener Zeit zur Noth erreichbar gewesen wäre, ist in der Gegenwart baare Unmöglichkeit; die Schweiz müßte eine Sprache erfinden, um eine eigene und gemeinsame zu haben. Auch geht dahin gar ihr Begehren nicht. Die „Nationalität", die sie im Munde führt, ist eigentlich Nichts mehr, als ein falscher Ausdruck für den Gedanken politischer Absonderung. Von geistiger Gemeinschaft mit Deutschland hatte sie sich niemals losgesagt; die politische Absonderung selbst war nur vom Uebermaß eines deutschen Nationalfehlers ausgegangen. Der Kern der Eidgenossenschaft war immerdar deutschen Volksthums. In äußerer Gestaltung setzte sich das Sonderwesen fort; in innerem Geistesleben aber, in Poesie und Kunst, in Forschung und Wissenschaft,

war die Schweiz eine Provinz Deutschlands geblieben. Und darin unterscheidet sie sich von Holland, das sich auch literarisch verballhornte. Der schweizerische Schriftsteller, anstatt auf ein Duodezpublikum angewiesen zu seyn, hatte das umfassende Gebiet der allgemein deutschen Lesewelt vor sich. Die deutsche Literatur ihrerseits zog in die Schweiz ein, wie ein Statthalter in seine Kreis-Hauptstadt; den deutschen Klassikern setzte die Schweiz selbst gleichsam den Hut Geßlers auf. Von deutschen Universitäten holte auch der Schweizer seine Bildung. Für jegliche deutsche Geistesrichtung, für alle Inspirationen und Moden des Literarischen, für sämmtliche Regung und Bewegung, die nur nicht eben politisch eingriff, pflegte sich auch ein schweizerisches Kontingent von Anhängern einzustellen. Produktiv wirkte die Schweiz weniger mit; es war eine Gewohnheit geistiger Einfuhr, die mit der Zahl der Bevölkerung im Verhältniß stand, und sich nur neben der Einbildung einer politischen Ueberlegenheit seltsam ausnahm. In der neusten Zeit scheint man Dies auch gefühlt zu haben. Die Stiftung zweier schweizerischen Hochschulen — denn zum Verständniß über eine als Gesammtuniversität reichte die „Nationalität" nicht aus — schloß theilweise eine Absicht der Emanzipirung in sich; jedoch strebte der Versuch fruchtlos gegen die Natur der Umstände an. Sowohl Zürich als Bern sind minder schweizerische Hochschulen, als eben deutsche auf schweizerischem Boden geworden, und was sie an geistigem Range vor sich gebracht, das verdanken sie der letzteren Eigenschaft. Eine Provinz wird sich allezeit vor der Nation, der Geist eines kleinen Ganzen allezeit vor dem eines großen neigen müssen. Die deutsche Schweiz, wenn sie deutsches Volksthum abstreifen wollte, hätte nichts Geringeres zu thun, als ihre ganze Bildung mit einem Schwamm zu überfahren, und alsdann mit Null wiederum von vornen anzufangen. Auf die Länge aber zieht ein geistiges Uebergewicht nothwendig auch ein politisches nach sich. Die Schweiz

konnte welfisch gesinnt bleiben, trotz aller Einflüsse deutscher Literatur, weil diese selbst, und zwar Jahrhunderte lang, von welfischem Geiste durchdrungen war; jetzt, da im Mutterland wieder der gibellinische vorherrschend geworden, tritt auch die literarische Berührung in Gegensatz mit der Fortführung eines schweizerischen Sonderwesens.

Auch die Interessen drängen die Schweiz nach einer andern Zukunft hin. Die Ideen sind größer geworden, weil sich die Interessen gestreckt haben. In der alten Zeit, wo man nach dem Lauf eines Postwagens maß, konnten Länder als weitläufig erscheinen, die in der neuen, wo man mit Dampfkräften umfährt, sich als zu klein anlassen, um einen größern Verband missen zu können. Die Größe ist kein Luxus mehr, sie ist ein Bedürfniß. Große Handelssysteme, große Verkehrsrichtungen, große Gesammtkräfte zu Schutz und Trutz sind die Losung der Zeit; es ist ein Instinkt der Selbsterhaltung, der sie als Nothwendigkeit fordert. Man kann sich nicht mehr nach kurzer Decke einrichten; man kann nicht mehr klein bleiben wollen, denn wer nicht mit größer wird, der schwindet in Nichts zusammen. Die Schweiz als Absonderung wird diesen Interessen gegenüber kleiner, als sie jemals gewesen. Wo das Bedürfniß nach Einheit drängt, sieht sie ihre Fugen auseinander klaffen und die Gesinnung selbst in Stücke zerfallen. Auch eine „Bundesreform" mit Staatseinheit würde dem Uebel nicht gewachsen seyn, weil die Interessen allerwärts über die Gränze hinaus reichen. Kommt eine Abhilfe der schweizerischen Münzwirren in Anregung: die nördliche Schweiz steckt den süddeutschen, die westliche Schweiz den französischen Münzfuß als das Panier ihrer Wünsche auf. Von einer schweizerischen Nationalmünze spricht Niemand; man läßt sich eher die Fortdauer der Konfusion auch fürder gefallen, als daß man einem blosen Mitstand nachgäbe. Soll für Handel und Industrie eine Maßregel des Heils getroffen werden: die deutsche Schweiz

möchte dem deutschen, die welsche dem französischen Mauthsystem ein Zugeständniß abgewonnen sehen, das aus der Isolirung erlöste. Von einer Nationalgröße, die in dieser Isolirung läge, will Nichts verlauten. Was hier im Frieden als Fuge sichtbar wird, könnte in einer europäischen Krisis als Spaltung hervortreten. Die Interessen ziehen die Schweiz auseinander; die Einheit selbst ist eine Frage der Trennung für sie. Nun mag es seyn, daß die Konsequenz dieser Interessen eigentlich den Neigungen der Schweiz zuwiderläuft. Allein die Interessen sind stärker, als Neigungen; die Interessen trennen und vereinigen, ziehen neue Ideen nach sich, und stoßen alte Neigungen um; in einer Nationalität allein würde eine stärkere Macht liegen.

So wie die Schweiz jetzt ist, besteht sie aus Trennungselementen. Die Neuerung, dem historischen Element gegenüber, hat sich auch von den geschichtlichen Grundlagen losgesagt, und an die Stelle derselben allgemeine Theorien gesetzt, die weder schweizerisch sind noch eine schweizerische Staatsexistenz nöthig haben. Nur die Urschweiz eigentlich, die Wiege der Eidgenossenschaft, führt noch einen schweizerischen Typus fort, der aber mit der übrigen Schweiz weiter Nichts zu schaffen hat, sondern eben so gut, wie seine Anfänge unter Kaiser und Reich, Bestandtheil einer größern Gesammtheit seyn könnte. Auch Napoleon, obwohl der „Vermittler" der Schweiz, sah sie keineswegs als ein natürliches Ganzes an. Noch 1811 drohte er einmal dem schweizerischen Gesandten, das Schweizerland vollends zu seinem Reiche zu schlagen, und nur etwa die Urkantone, als „merkwürdige Alterthümer", wie er sagte, fortbestehen zu lassen.[15]) Französisch übrigens war die natürliche Bestimmung der Schweiz ebenfalls nicht, wenigstens nicht die des Ganzen. Der groteske Ueberbau ließ die Fugen der Grundlage verkennen, oder vielmehr, es hätte zweier Napoleone, eines deutschen und eines französischen bedurft, um eine Verständigung über die natürliche Völkerscheide zuwege zu

bringen. Jene Zeit überhaupt faßte mehr die Naturgränzen des Bodens ins Auge, während die neuere seitdem wieder die Naturgränzen der Menschen, d. h. der Sprache und des Stammcharakters geltend gemacht hat. Die letztern erst sind die Marksteine einer geistigen Natürlichkeit. Wo sie mit den ersteren in Eins zusammenfallen, hat man Gränzlinien von unwandelbarer Geltung; wo noch eine Ausgleichung im Streite liegt, steht wenigstens der geistige Anhaltspunkt eines Volksthums höher, als das Festkleben an blosen Rippen der Erdoberfläche. Die heutige Schweiz hat weder das eine noch das andere Prinzip für sich. Eine dereinstige Ausgleichung bleibt der Zukunft aufbehalten; wenn das zerstörende Element in der Eidgenossenschaft sein Werk vollendet hat, wird sich das Bedürfniß eines aufbauenden anmelden. Ob früh, ob spät, ob auf diesen oder jenen Schicksalswegen: wenn eine innere Nothwendigkeit darin liegt, so wird sie zur Erfüllung gelangen. Noch niemals, so weit die Geschichte reicht, ist einem fertigen Verhängniß der Vollziehungsspruch, der reifen Erndte einer geistigen Nothwendigkeit noch niemals der Schnitter ausgeblieben. Die Zukunft deutet sich in der Gegenwart; auch den Ereignissen gehn ihre Saatkörner und ihre Fruchtkeime voran. „An dem Feigenbaum aber lernet ein Gleichniß: wenn jetzt seine Zweige saftig werden und Blätter gewinnen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist.“

Anmerkungen.

1.

Nach den 1837 beim Vorort eingereichten amtlichen Verzeichnissen zählte die Eidgenossenschaft, in 62 Städten, 100 Marktflecken, 7400 Dörfern und Weilern, 2,184,096 Einwohner. Diese Einwohnerzahl vertheilt sich, in runden Summen, unter 21 ganze und 2 halbe souveräne Kantone, wie folgt: Bern, 400,000; Zürich, 231,000; Waadt, 183,000; Aargau, 182,000; St. Gallen, 158,000; Luzern, 124,000; Tessin, 113,000; Graubündten, 95,000; Freiburg, 91,000; Thurgau, 84,000; Wallis, 75,000; Solothurn, 63,000; Genf, 58,000; Neuenburg, 58,000; Appenzell, 50,000; Basel-Landschaft, 41,000; Schwyz, 40,000; Schaffhausen, 31,000; Glarus, 29,000; Basel-Stadt, 24,000; Unterwalden, 22,000; Zug, 15,000; Uri, 13,000. Den Stämmen nach befinden sich in der Eidgenossenschaft (nach einer ältern Zählung): 1,459,289 Deutsche, 460,112 Franzosen, 122,070 Italiener, 49,000 Mischlinge mit romanischer oder latinischer Zunge, und 1840 Juden. Rein deutsch sind 14 Kantone: Zürich, Aargau, St. Gallen, Luzern, Thurgau, Solothurn, Appenzell, Basel-Landschaft (halber Kanton), Schwyz, Schaffhausen, Glarus, Basel-Stadt (h. K.), Unterwalden, Zug, Uri; rein italienisch: Tessin; rein französisch (burgundisch-savoyardisch): Neuenburg, Waadt, und Genf. Zweifach getheilt sind: Bern, vorwiegend deutsch mit 58,000 Franzosen, und Freiburg, vorwiegend französisch mit 34,000 Deutschen; dreifach getheilt: Wallis, mit 45,000 Franzosen oder Mischlingen, 25,000 Deutschen, und 5000 Italienern; Graubündten mit etwa 40,000 Einwohnern romanischer, ungefähr eben so vielen deutscher, und 10,000 italienischer Zunge. Den kirchlichen Glaubensbekenntnissen nach theilt sich die Schweiz, nach einer Angabe von 1842, in 1,292,871 Protestanten, 882,859 Katholiken, und 1755 Israeliten. Die Glaubensbekenntnisse sind so bunt vertheilt, als die Sprachen: 9 Kantone sind katholisch, 6 fast durchaus protestantisch, 7 gemischt, und obwohl nahehin zwei Dritttheile der Gesammteinwohnerschaft

dem protestantischen Bekenntniß angehören, so gibt es doch keinen Kanton, in welchem sich nicht katholische Pfarreien befänden.

Rougemont (Précis d'éthnographie, de statistique, et de géographie historique, Neuchatel, 1835 - 37) theilt nach der Konfessionsverschiedenheit ab, wie folgt: Protestantisch sind $^{12}/_{20}$, katholisch $^{8}/_{20}$ der Gesammtbevölkerung. Die Protestanten gehören größtentheils dem Kalvinismus an. Katholiken gibt es wenig im flachen Land, Protestanten wenig in den Alpen. Ganz oder fast ganz protestantisch sind die Kantone Zürich, Basel, Schaffhausen, Waadt, und Neuenburg; katholisch die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg, Solothurn, Tessin, und Wallis. In Appenzell ist Innerrhoden katholisch, und Außerrhoden protestantisch. In St. Gallen sind $^{12}/_{20}$ der Bevölkerung katholisch, im Aargau $^{9}/_{20}$, in Bündten $^{8}/_{20}$, in Genf $^{6}/_{20}$, im Thurgau $^{4}/_{20}$, in Glarus $^{3}/_{20}$, in Bern etwas über $^{2}/_{20}$.

Nach der Stammesverschiedenheit zählt Rougemont „deutsche Schweizer" ($^{2}/_{3}$ der Gesammtbevölkerung), „französische und romanische Schweizer" (beinahe $^{1}/_{4}$), „italienische Schweizer" (120,000), und „rhätische Schweizer" (40,000). Die Sprachscheide zwischen den „deutschen" und den „französisch-romanischen Schweizern" zieht sich über das Matterhorn, Siders, die Teufelshörner, den Gränzen von Waadt und Bern, Simmenthal und Greyerz nach, über Freiburg, Murten, an der Brüw und Ziehl hin, über Biel, und längs der Gränze von Solothurn und dem vormaligen Bisthum Basel. Die „italienischen Schweizer" haben Tessin und drei Thäler von Bündten inne. In dem übrigen Bündten, mit Ausnahme der deutschen Bezirke, wird rhätisch oder latinisch gesprochen. So Rougemont, der unter der rhätischen Zunge die romanische in Bündten (romansch), unter den „romanischen" Schweizern aber (Suisses romans), die er von den „französischen" unterscheidet, während er beide zusammenreiht, die romanisirte celtische Bevölkerung in Unterwallis versteht. Die welschen Schweizer überhaupt sind eine Mischung aus romanisirten Celten, Burgundern, und Alemannen; im 12. Jahrhundert wurde auch in den Städten (in Lausanne und Genf) noch romanisch geredet. Das Rhätische oder Churwelsche theilt sich in zwei Dialekte, deren einer latinisch oder ladinisch, der andere romanisch im engern Sinne heißt, während beide Bezeichnungen zugleich auch vom Ganzen gebraucht werden. Was Graubündten betrifft, so theilt ihm auch Rougemont 95,000 Einwohner zu; neuere Angaben dagegen führen nur 84,000 auf, wonach sich die Anzahl der dortigen Deutschen um so viel geringer stellen würde, da

man 40,000 für die lateinische, und 10,000 für die italienische Zunge rechnet.

Die Angaben des Areals der Eidgenossenschaft schwanken zwischen 696 und 847 Quadratmeilen; eine Summirung der neusten Angaben bei den einzelnen Kantonen ergibt 718,41.

2.

Die deutschen Zeit- und Flugschriften jener Periode sprechen nicht anders, als mit Verachtung von dem Verhalten der Schweiz. Als Beispiel mögen die Worte eines Artikels in Ludens Nemesis (Bd. 1, St. 4, 1814) hier Platz finden:

„In Deutschland ist Alles zu den Waffen geeilt, um die errungene Freiheit zu behaupten, um den Weltdespoten zu vernichten. Die Schweizer aber, Deutsche, wie wir, sind so ausgeartet, daß sie müßige Zuschauer bleiben wollten, während ihre Brüder sich für sie erschlagen ließen. Sie wollten ihre Freiheit nicht mit eigenem Blute, sondern mit dem unsrigen erkaufen; sie wollten durch eine faule Neutralität uns unsern Kampf noch schwer machen, um dann die während ihres Müßiggangs blutig gebrochenen Früchte lachend mit zu verzehren. Pfui der Schande! Pfui der Schweizer! Verdient ein solches deutsches Land Schonung? Seit Jahrhunderten hängt die Schweiz als ein lahmes Glied an unserm Leibe, und saugt unsere Säfte, ohne sich dafür zu bewegen. Daß man es abhaue, ist Schaden für das Glied, Mißstaltung für den Leib; also werde es wieder belebt durch innige Verbindung mit dem Leibe. Die Schweiz sey von nun an wieder ein deutscher Kreis; sie bitte, ihr den Abfall, den Müßiggang, die Pflichtvergessenheit zu verzeihen, und sie wieder anzunehmen, wie einen verlornen Sohn."

„Die Schweiz gleicht einer alten Ritterburg, die der Herr verlassen hat, um zum heiligen Grabe zu pilgern. Er ist nicht zurückgekommen: zeitige Verwalter führen nun das Regiment. Zur Verschönerung, zur Verbesserung des Gebäudes ist Nichts geschehen; was verfiel, blieb eingefallen; durch die Fenster bläst der Wind, oder sie sind mit Papier verklebt; die Thore sind verwittert; die Gräben von abgefallenen Ziegeln und eingestürzten Mauern verschüttet; der Uhrzeiger steht still; der Wetterhahn hängt schief und zeigt gewöhnlich unrechten Wind; der Brunnen ist nicht gereinigt: man muß das Wasser aus dem Flusse holen; zu diesem führt den Berg herunter eine zerfallene Treppe, aber über ihn führt keine Brücke; das Thor liegt voll von Bettlern, Krummen, und

Lahmen; einer von diesen hält den Wachtspieß; im Hofe laufen Hunde, Schweine, Ochsen, Schafe, Pferde, und Hühner untereinander herum; der Burgweg ist kaum noch für ein Tragpferd brauchbar; Viehhirten, Reitknechte, und übriges Schloßgesinde versehen, wenn's noth thut, die Stelle von Rittern und Knappen, und zanken sich um den Oberbefehl."

„Dies ist ein nicht übertriebenes Bild von der Schweiz. Wer es nicht glaubt, der gehe hin! In jedem Dorfe wird er von einer Menge Bettler und Krüppel um Almosen angefallen; in jedem Wirthshause, an jeden Kutscher, auf jeder Post muß er ohne Maß bezahlen; da scheuet er sich, wankende Brücken zu befahren; dort hört er die Bauern über ihre Freiheit schwatzen; da hält ein Schuster in irgend einer Wirthsstube vor einem Ammann, der ein Schneider seyn mag, als Advokat Reden, und hier zankt sich nachher derselbe im Nebenzimmer am Weintische mit seinem Gegenadvokaten über den Prozeß; auf der Straße schlendert und jodelt ihm ein Haufen Bursche entgegen, von denen er in der Ferne glauben muß, daß sie etwa nach der Fastnacht vom nächsten Dorfe kommen und aus Uebermuth und Weintrieb die Zaunpfähle ausgerissen haben; diese Burschen nennen die Schweizer „Soldaten". Ein Vorübergehender ruft etwa: „He, Züribieter, wie viel het d' Schwyz Kantune g'han?" — Dryzeh. — „Wie viel het sie jetz?" — Nyzeh. — „Isch dir's recht?" — Mir isch gliich. — „He, du Bärner, was sägsch du därzu? — Mini Here wölle dryzeh: ih ha Nichs därvo. — „Du, Aargäuer?" — Un mini wölle nyzeh: mir syn dryzeh mannsgnug. — „Luzärner?" — Ih bliib by dryzeh. — „Un du, Bündter?" — Ih bi ä Bündter. — Dies ist ungefähr der Patriotismus der Schweizer."

Ein anderer Artikel, in dem ersten Stücke der genannten Zeitschrift, geschrieben im Dezember 1813, predigte den Schweizern den „heiligen Krieg", — einen heiligen Krieg den Schweizern, die in Jahrhunderten keinen Krieg geführt hatten, als für's Geld! — und hielt ihnen warnend das Beispiel der Melier vor, welche in dem Kriege zwischen Lacedämon und Athen um Neutralität ansuchten. Auf die bittlichen Vorstellungen der Melier antworteten nämlich die Athener: „Die Rede sey hier nicht davon, sondern ob sie, die Melier, der Athener Obergewalt anerkennen und dadurch ihr Unglück vermeiden wollten, oder nicht; von Rechten könne nur unter Gleichen gesprochen werden; offene Feindschaft sey besser, als verstellte Freundschaft; mit der Hoffnung sey es eine schöne Sache, besonders wenn man die gehörigen Mittel besitze, sie zu begründen, sonst habe

man Beispiele, daß man mit den schönsten Hoffnungen zu Grunde gegangen; und was die Götter betreffe, so vertrauten sie denselben mit völliger Zuversicht, da es ein allgemeines Naturgesetz sey, daß der Starke über den Schwachen herrsche." Hierauf machten die Melier einen Versuch der Gegenwehr, wurden aber durch die Gewalt der Waffen bezwungen. Man sieht, was die Nemesis mit der Anführung ihres Beispiels sagen wollte.

3.

Ordnung der Kantone nach der Zeitfolge, in welcher sie zur Eidgenossenschaft kamen: Uri, Schwyz, und Unterwalden (Bund der drei „Waldstette" 1308, verbrieft 1315); Luzern (seit 1332); Zürich (s. 1351); Glarus und Zug (s. 1352); Bern (s. 1353); Freiburg und Solothurn (s. 1481); Basel und Schaffhausen (s. 1501); Appenzell (s. 1513); St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt (s. 1803); Wallis (s. 1814); Neuenburg und Genf (s. 1815). Die erstgenannten 8 Kantone sind die sogenannten „acht alten Orte"; eine Gemeinschaft, in welcher eigentlich nur die drei „Waldstette" die „wahre alte Schweiz" ausmachten, indem die fünf andern Kantone mit ihnen verbündet und nur durch sie miteinander verknüpft waren.

Die Rechte von Kaiser und Reich wurden in diesen Einigungen überall vorbehalten; von Luzern und Zug, obwohl der Thatsache selbst gegenüber eine Verhöhnung, sogar die Rechte der Herzoge von Oesterreich. In der Urkunde von 1315, Einigung von Uri, Schwyz, und Unterwalden nach der Schlacht bei Morgarten, bedurfte es keiner besondern Klausel, da sie sich von selbst verstand; denn die „drei Thäler" sprachen ja die Reichsfreiheit an, und ließen durch Kaiser Ludwig den Bayer, 1316, die „Höfe, Gerechtigkeiten, und Güter" der Herzoge von Oesterreich in den Thälern Schwyz, Uri, und Unterwalden für „dem Reich verwirkt und gänzlich zu eigen heimgefallen" erklären. Bundesbrief zwischen Luzern und den Waldstetten, 1332: „Wir, der Schultheiß, der Ammann, die Räte, und die Burgere gemeinlich der Statt zu Lucern, die Landtlüt von Uri, von Schwitz, und von Underwalden...... Zu dem Ersten, so habend wir, die obgenanten von Lucern, vorgehept und ußgelassen dien hochgebornen unsern Herren, den Hertzogen von Oesterrich, die Rechtungen und die Dienst, die wir Inen durch Recht tun söllent, und Ir Gerichte in unser Statt..... Und wir, die vorgenanten von Uri, von Schwitz, und von Underwalden, habend ouch vorbehept und ußgelassen unserem Durchlüchtigen Herren dem Keiser und dem Heiligen Römischen Rich die Rechtung,

die wir Jnen tun söllent, als wir von alter guter Gewonheit harkommen sind, ohn all Gevärd." Fast gleichlautende Vorbehalte für Kaiser und Reich in dem Bundesbriefe der „vier Waldstette" mit Zürich, 1351, und in dem der „drei Waldstette" mit Bern, 1353. Für Zug findet sich in dem Bundesbriefe von 1352 ein gleicher Vorbehalt, wie in dem von 1332 für Luzern; für Glarus ein ähnlicher, nur ohne ausdrückliche Benennung Oesterreichs: „vorbehept und ußgelassen..... alle Dienst und Rechtung, so unser jegklich Irer Herschafft billich und durch Recht tun soll, und es von Alter Harkommen ist". Erst 1450 wurden für Glarus, 1454 für Luzern und Zug die Bundesbriefe umgeschrieben, die Klauseln „von der Herrschafft von Oesterrich wegen" ausgethan, und dafür, wie bei den andern fünf Orten, die Vorbehalte auf Kaiser und Reich gestellt.

Von 1353 bis 1481 machten die acht alten Orte allein die Eidgenossenschaft aus. In diese Zeit fallen die Siege der Eidgenossen, von welchen die modernen Schweizer nun, obwohl in jenen Schlachten theils ohne, theils gegen ihre Vorfahren von der Eidgenossenschaft gefochten ward, als von den „Siegen ihrer Väter" zu sprechen pflegen: 1315 bei Morgarten, 1339 bei Laupen, 1386 bei Sempach, 1388 bei Näfels, 1444 bei St. Jakob, 1476 bei Granson und Murten. Den Ruhm der beiden letzten hatten die alten Schweizer überdies mit ihren Bundesgenossen, dem Herzog Siegmund von Oesterreich, dem Bischoff von Straßburg, den Städten des Breisgau's und Elsaßes &c. zu theilen.

Von 1513 bis 1798 blieb es bei den 13 Kantonen, daher noch heutzutage französische Publizisten hin und wieder in den Irrthum fallen, von der jetzigen Schweiz den Ausdruck: „die dreizehn Kantone" zu gebrauchen.

4.

Vollgraff, in seiner „modernen Politik", stellt die älteren Verhältnisse in folgender Uebersicht zusammen:

Seit 1513 bis 1798 zählte die schweizerische Eidgenossenschaft blos 13 herrschende Kantone, mit 25 Herrschaften, Landvogteien, und Schutzstädten &c., und 11 zugewandten Orten, welche letztere theils Associés hießen, wenn sie Sitz und Stimme auf der Tagsatzung hatten, theils blos Alliés waren, d. h. blos in Freundschaftsbündniß mit einzelnen Kantonen standen. Die Landvogteien oder Herrschaften waren durch Eroberung, Kauf, und Pfandschaft erworbene Eigenthumslande einzelner Kantone, und über ihren Verlust, ihre Verwandlung in freie Kantone können sich letztere noch zur Stunde nicht trösten.

I. Die herrschenden Kantone.

Die bis 1798 allein verbundenen 13 Kantone waren folgende:

1) Appenzell, Inner- und Außerrhoden.
2) Basel, die Stadt.
3) Bern. Ihm gehörte, außer dem deutschen Lande, das Land Waadt, und unter seiner Oberherrlichkeit standen die 4 freien Städte im Aargau: Aarau, Zofingen, Lenzburg, und Brugg.
4) Freiburg. Das Gebiet der Stadt zerfiel in die alte Landschaft und 19 Landvogteien.
5) Glarus. Unterthänig war ihm die Grafschaft Werdenberg.
6) Luzern.
7) Schaffhausen.
8) Schwytz. Unterthänig waren ihm die s. g. Höfe Küßnacht und March; unter seinem Schutze und seiner Hoheit stand die Waldstadt Einsiedeln.
9) Solothurn. Die Unterthanen der Stadt waren in 11 Landvogteien eingetheilt.
10) Unterwalden.
11) Uri. Unterthänig war ihm das Liviner Thal; unter seinem Schutze stand das Urserenthal auf dem St. Gotthard.
12) Zug. Die Unterthanen der Stadt waren in 5 Obervogteien getheilt.
13) Zürich. Die Unterthanen der Stadt waren in 18 innere und 18 äußere Obervogteien getheilt, und die beiden Städte Stein am Rhein und Winterthur standen unter seiner Oberherrlichkeit.

II. Die Landvogteien ꝛc.

1) Die Landvogtei Grafschaft Baden zwischen Aar, Rhein, und Reuß. Sie stand seit 1712 unter der Oberherrschaft von Zürich, Bern, und Glarus, so jedoch, daß die Stadt Baden mit ihren 8 Aemtern unmittelbar diesen Kantonen gehörte, und sie über die 3 übrigen, dem Bisthum Konstanz zustehenden Vogteien und niederen Gerichte blos die Hoheit hatten.
2) Die Stadt Bremgarten, an Nr. 1 gränzend; stand unter der Oberherrschaft von Zürich, Bern, und Glarus.
3) Das Stift und die Herrschaft Engelberg; stand unter dem Schutz der 4 Waldstädte.
4) Die Landvogtei Eschallens, im Kanton Bern gelegen. Gehörte seit 1484 den Kantonen Bern und Freiburg.

5) Freie Aemter, obere, an Baden gränzend; waren den 8 alten Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug, und Glarus unterthänig.

6) Freie Aemter, untere; waren den Kantonen Zürich, Bern, und Glarus unterthänig.

7) Landvogtei Gambs. Ergab sich 1497 an Schwytz und Glarus, mit Vorbehalt ihrer Freiheiten.

8) Landvogtei Gaster. Wurde 1438 von Oesterreich an Schwytz und Glarus verpfändet, und war seitdem diesen unterthänig.

9) Der Flecken Gersau. Stand unter dem Schutz der 4 Waldstädte.

10) Landvogtei Grandson am Neuenburger See. Gehörte seit 1484 den Städten Bern und Freiburg.

11 = 17) Die sieben italienischen Landvogteien, und zwar:

a) Bellinzona,
b) Riviera,
c) Valle di Bregno.

} Gehörten den Kantonen Uri, Schwytz, und Unterwalden.

d) Lugano,
e) Locarno,
f) Val Maggia,
g) Mendris.

} Gehörten den übrigen 10 Kantonen, mit Ausschluß von Appenzell.

18) Die Stadt Mellingen. Stand unter der Oberherrschaft von Zürich, Bern, und Glarus.

19) Landvogtei Murten. Gehörte seit 1475 den Städten Bern und Freiburg.

20) Die Stadt und das Gebiet Rapperschweil. Stund seit 1712 unter der Oberherrschaft der Kantone Zürich und Bern.

21) Landvogtei Rheinthal. Gehörte den 8 alten Kantonen und Appenzell; der Abt zu St. Gallen zog jedoch als solcher die meisten Einkünfte daraus.

22) Landvogtei Sargans. Die Grafen von Werdenberg verkauften sie 1485 an die 8 alten Kantone.

23) Landvogtei Schwarzenberg. Gehörte seit 1475 den beiden Städten Bern und Freiburg.

24) Landvogtei Thurgau am Bodensee. Wurde 1460 von den 8 alten Kantonen erobert; es gehörte jedoch ein großer Theil, unter ihrer Hoheit, mehreren geistlichen und weltlichen Gerichtsherren, besonders dem Bischoff von Konstanz.

25) Landvogtei Utznach. Wurde 1438 an Schwytz und Glarus verpfändet, und 1469 ihnen völlig verkauft.

III. Die eilf zugewandten Orte.

a) Associés.

1) Das Stift St. Gallen, bestehend aus der Landschaft der Gotteshaus-Leute und der Grafschaft Toggenburg. Stand im Bunde mit und unter dem Schutze von den Kantonen Zürich, Luzern, Schwytz, und Glarus.

2) Die Stadt St. Gallen. Stand seit 1454 mit Zürich, Bern, Luzern, Schwytz, Zug, und Glarus im Bündniß.

3) Die Stadt Biel. Stand unter der Hoheit des Bischoffs von Basel, und im Bunde mit Bern, Freiburg, und Solothurn.

b) Alliés.

4-6) Das Graubünden-Land. Diesen drei Bünden gehörten außer ihrem eigenen Gebiet durch das Recht der Eroberung seit 1512:
a) Die Landschaft Veltlin;
b) " " Bormio;
c) " " Chiavenna.
Unter ihrem Schutze stund sodann noch die Freiherrschaft Haldenstein (Salis), und sie selbst stunden im Bündniß mit der ganzen Eidgenossenschaft.

7) Wallis. Stand als unabhängiger Freistaat mit der ganzen Eidgenossenschaft im Bündniß, gerade wie Graubünden.

8) Die freie Stadt Mühlhausen. Stand mit den protestantischen Kantonen im Bunde; ist an Frankreich gekommen und dabei geblieben.

9) Das Fürstenthum Neufchatel und Valengin. Fürst und Stadt hatten ein ewiges wechselseitiges Burgrecht mit Bern, Luzern, Freiburg, und Solothurn.

10) Die Stadt Genf. Stand blos mit Zürich und Bern im Bunde.

11) Ein Theil des Bisthums Basel. Der Bischoff von Basel stand mit den 7 katholischen Orten im Bunde; der größere Theil des Bisthums gehörte zum deutschen Reiche; der kleinere hatte sich zur Eidgenossenschaft geschlagen.

5.

Die historische Wahrheit der Geschichte von Tells Apfelschuß ist in

Abrede gestellt worden, noch ehe die Konkurrenz der älteren Sagen, welche von isländischen und dänischen Bogenschützen das Gleiche erzählen, geltend gemacht war. Franz Willimann erklärte schon 1607, in einem Briefe an Goldast, die ganze Sage von Wilhelm Tell für ein Mährchen. (Francisc. Guillimannus ad Goldastum, ep. 143, d. anno 1607, d. 27. Martii: „De Tellio quod requiris, etsi in antiquitatibus helveticis famam secutus vulgarem quaedam tradiderim, tamen si serio et pensitato sententiam proferre lubeat, *fabulam meram* arbitror, praesertim cum scriptorem aut chronicon nullum adhuc repererim, qui ante centum annos vixerit aut scriptum sit, in quo ejus rei mentio sit. Ad majorem invidiam ficta videntur ea omnia, et fabulam ortam ex more loquendi vulgi, qui, sagittarium commendans, pomum de vertice filii posse impune et innoxie dejicere telo eum jactitat. Ipsi Uranii de ejus sede non conveniunt, nec familiam aut posteros ejus ostendere possunt, cum pleraeque aliae familiae eorundem temporum supersunt. Multa alia argumenta habeo: sed cur te morer in tali re?") Iselin, der Herausgeber Tschudi's, 1734, beruft sich gegen die Zweifler auf Schodelers Chronik (aus der Mitte des 15. Jahrhunderts) und bemerkt sehr treuherzig: „Ich achte solches deßwegen für kein Gedicht; es mag wol hin und wieder etwas Falsches mit untermenget worden seyn, man muß aber nicht so gleich alles gantz verwerffen; vieles scheinet uns in Historicis, besonders Medii aevi, ungläublich: wir glauben es zuweilen doch denen zu Gefallen, welche es angehet." Iselin kannte übrigens bereits die dänische Sage von dem Schützen Toko aus Olaus Magnus (hist. gent. septentr., l. XV, c. 4). Ein scandalum magnum erhob sich in der Eidgenossenschaft, als der Pfarrer Uriel Freudenberger zu Ligerz diese dänische Konkurrenz geltend machte in der anonymen Schrift: „Guillaume Tell, fable danoise," französisch und deutsch, Bern, 1760. Es erschienen Widerlegungen von Zurlauben, von Balthasar, von Gottl. Eman. v. Haller; der Stand Uri widerlegte die Schrift in seiner Art, indem er sie öffentlich verbrennen ließ. Voltaire, der privilegirte Spötter des Zeitalters, trug im Vorbeigehen ebenfalls sein Scherflein bei. („Avouons, que toutes ces histoires de pommes sont bien suspectes; celle-ci l'est d'autant plus, qu'elle semble tirée d'une ancienne fable danoise.")

In der That ist die Aehnlichkeit der ältern dänischen mit der jüngern schweizerischen Sage so auffallend, daß sie nothwendig, als jene bekannt wurde, die Vermuthung erzeugen mußte, die letztere sey daraus herüber-

genommen. Saxo Grammaticus (histor. Dan., lib. X.), um ein gutes Jahrhundert älter, als Tell, indem in das Jahr 1204 sein Tod fällt, erzählt nämlich von einem Bogenschützen Toko, der bei König Harald Blaatand (938 bis 985) in Diensten gewesen: er habe sich einstmals beim Trunke gerühmt, den kleinsten Apfel, den man auf einen Stab gespießt ihm als Ziel vorstecken würde, auf den ersten Schuß herunterholen zu wollen. Neider und Feinde hinterbrachten diese Rede dem Könige, der sich alsbald vermaß, den ruhmredigen Schützen auf die Probe zu stellen, statt eines Stabes aber Toko's Sohn herbeibringen und ihm den Apfel auf den Kopf legen ließ. „Cui nisi promissionis autor primo sagittae conatu pomum impositum excussisset, proprio capite inanis jactantiae poenas lueret..... Exhibitum itaque Toco adolescentem attentius monuit, ut aequis auribus capiteque indeflexo quam patientissime strepitum jaculi venientis exciperet, ne levi corporis motu efficacissimae artis experientiam frustraretur. Praeterea demendae formidinis consilium circumspiciens, vultum ejus, ne viso telo terreretur, avertit. Tribus deinde sagittis pharetra expositis, prima, quam nervo inseruit, proposito obstaculo incidit..... Interrogatus autem a rege Toco, cur plura pharetrae tela detraxisset, cum fortunam arcus semel duntaxat experimento prosequi debuisset: Ut in te, inquit, primi errorem reliquorum acumine vindicarem, ne mea forte innocentia poenam, tua impunitatem experiretur violentia. Quo tam libero dicto et sibi fortitudinis titulum deberi docuit et regis imperium poena dignum ostendit." (In der Pariser Edition von 1514, fol. 98 b. u. 99.)

Auch Toko flüchtet sich später vor Harald (suspectam Haraldi praesentiam reputans, quod virtuti suae praemiorum loco pericula proponi cognosceret,) und wie Geßler von Tell, so wird auch Harald von Toko zuletzt erschossen. (Im Walde, cum exinaniendi ventris gratia arbustis insideret.) Die einzelnen Versionen der dänischen und der schweizerischen Sage treffen zuweilen fast satzweise zusammen. Man vergleiche z. B. Albert Crantz (hist. Dan. etc., lib. IV.) und den (ihm gleichzeitigen) Schweizer Petermann Etterlin (Kronika von der loblichen Eidgnoschaft):

Bei Crantz.

Quando, ait, in id me discrimen imperio, rex, tuo coarctaveras, si me manus frustrata fuisset, proximum tu excepisses praecordiis, et deinde, qui primus se commovisset, tertium.

Bei Etterlin.

Ich han es darumb tan: hette ich des öpffels gefelt vnd min kind geschossen, so wolte ich üch selbs oder der üweren ettlich nit gefelt, sunder je mit dem pfil, so ich im göller hat, ze Tode erschossen han.

Nun hat Johannes v. Müller (in den Anmerkungen zur Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, 1, 18, 224) den Beweis übernommen, daß der dänische Toko den Schweizern unbekannt gewesen, indem sich keine Spur einiger Bekanntschaft mit nordischen Geschichten finde, auch Saxo erst 1486 gedruckt erschienen, und beruft sich für die Existenz eines Tell, als Uraniensis libertatis propugnator, auf das Zeugniß der 114 Personen, welche in der Landsgemeinde zu Uri 1388 seiner sich erinnerten, auf die Chronik, welche Klingenberg um das Ende des 14. Jahrhunderts bis auf seine Zeit fortgesetzt, und auf die Erzählung des Luzerners Melchior Rüß, der in Zusammenschreibung seines Buches um das Jahr 1480 schon ein Tellenlied und die Chronik Egloff Etterlins aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vor sich gehabt habe. Allein auch damit kommt er blos auf den Schluß: „Gewiß hat dieser Held im Jahre 1307 gelebt, und an den Orten, wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt wird, solche Unternehmungen wider die Unterdrücker der Waldstette gethan, durch die dem Vaterland Vortheil erwachsen, so daß er das dankbare Andenken der Nachkommen verdient."

Man sieht, wie sehr diese Schlußworte selbst ein Zugeständniß an die Zweifler sind. Jedenfalls ist die Sage von dem Apfelschusse, welche man auf Tell übergetragen, von weit höherem Alter, als der ganze Ursprung der Eidgenossenschaft, und eine Verpflanzung derselben nach der Schweiz, auch abgesehen von der andern Sage einer in grauem Alterthume geschehenen Einwanderung aus Schweden und Friesland in die Schweizer Alpen, läßt sich sehr wohl denken, ohne daß es dazu des Mediums des erst später gedruckten Saxo Grammaticus bedürfte. Wo die Verwandtschaft zweier Sagen mit einer solchen Familienähnlichkeit der Physiognomie hervortritt, da weist sie eben auf einen gemeinschaftlichen Stamm, auf eine Ahn- oder Eltersage zurück, weit natürlicher, als daß man die Seltsamkeit annehmen sollte, ein Spiel des Zufalls habe die Begebenheit oder die Sage in doppelten Exemplaren, habe Zwillinge geboren, deren einer in Dänemark, der andere in der Schweiz zur Welt gekommen. Auch ist die Verwandtschaft noch weiter verzweigt: es gibt auch ein isländisches Glied dieser Sagenfamilie. Die Wilkinasage erzählt dieselbe Geschichte von König Nidung und dem Schützen Eigil, nur mit einem andern

Schlusse, in welchem aber gerade ein charakteristisch alterthümlicher Begriff von Ehrenhaftigkeit sich spiegelt. „König Nidung fragte Eigiln, warum er drei Pfeile genommen habe, da ihm doch nur verstattet worden, einen zu schießen. Eigil antwortete: „„Herr, ich will nicht gegen Euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem Pfeil getroffen hätte, so waren Euch diese beiden zugedacht."" Der König aber nahm Dieses gut auf, und dünkte Allen, daß er biederbe gesprochen habe." (Hagens Uebersetzung.) Endlich gibt es noch eine vierte Version der Sage, in welcher sie als eine Art von Legende auftritt: Olav Trygveson, König von Norwegen, bekehrt als Christ einen Heiden, Endrid Pansa, indem er dessen Schwestersohne, welchen Pansa zärtlich liebte, den Apfel vom Haupte schießt, und der Heide, aus Furcht, seinen Neffen zu treffen, es nicht nachzuthun wagt. „Jussitque imitari aut se victum confiteri simulque Christo consecrari: hoc enim solum certamini praemium propositum erat." (Thormodus Torfäus, trifol. hist., p. 92.)

Die vollständige Literatur dieser Sagenfamilie findet man in der trefflichen Abhandlung Idelers: „Die Sage über den Schuß des Tell" (Berlin, Nauck), wo auch noch eine englische Sage von William of Cloudesly, obwohl von entfernterer Verwandtschaft, zur Vergleichung beigebracht ist. Gegen Johannes v. Müller führt Ideler an, daß von den handschriftlichen Chroniken, auf welche sich die Vertheidiger beziehen, keine über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaufgehe. Die eidgenössische Liederchronik von Rochholz (Bern, 1835) nennt zwar als ältesten Sänger der Tellsthat einen edeln Pfeilschützen, Heinrich von Hünenberg (angeblich um 1315), der Tells Schuß in zwei lateinischen Distichen besang. Allein die beiden Distichen lesen sich so gänzlich wie von einem modernen Philologen gefertigt, daß ihr Alter mehr als zweifelhaft wird. Jakob Grimm (Gedanken über Mythus, Epos, Geschichte, in Fr. Schlegels deutschem Museum, Bd. 3,) will selbst den Namen Tells nicht als geschichtlich gelten lassen. Was Geßler betrifft, so ist nachgewiesen, daß in der Reihe der Küßnachter Landvögte gar kein Geßler vorkommt, und damit wenigstens einer der beiden Mitspieler bereits aus der Geschichte gestrichen. Die Vogtei Küßnacht blieb bei dem gleichnamigen Rittergeschlechte bis zu dessen Erlöschen, worauf sie an Walter von Tottikon, und von dessen Tochtermann, Heinrich von Hunwile, 1402 (24. August) an das Land Schwytz fiel. (Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, herausgegeben und erläutert von J. F. Kopp, Luzern, 1835.)

Bleibt als historische Möglichkeit übrig, daß Tell, wenn ein solcher

existirt hat, einen Landvogt, der nicht Geßler hieß, durch Meuchelmord, so wie es die Sage erzählt, aus dem Wege räumte. Die moralische Motivirung einer solchen That hängt von den Umständen und Antrieben ab, welche dazu „nöthigen" konnten; der Muth, welcher darin liegen soll, von der Gefahr, die dabei der Thäter lief; das etwaige patriotische Verdienst von dem Einflusse, welchen des Angegriffenen Leben oder Tod auf die öffentlichen Zustände hatte. Jene erste Bedingung nun findet sich blos in der Sage vor; die beiden andern selbst in der von Tschudi verarbeiteten Sage nicht. Die Ermordung Geßlers wird keineswegs als eine Großthat erzählt, womit besondere Gefahr verbunden gewesen wäre; es würde auch in keiner Weise zu dem übrigen Verlauf der Dinge passen. Konrad von Baumgarten erschlägt den Wolfenschießen, des Königs Amtmann auf Roßberg zu Unterwalden; er geht um ein Haus weiter nach Uri hinüber, wo gleichfalls ein „Tyrann" als des Königs Amtmann herrscht, und befindet sich dort in aller Sicherheit, bis im zweiten Jahre darauf der Aufstand ausbricht. („Gieng hiemit schnell ins Huß, und schlug dem Amptmann die Ax an Kopff, daß Er deß ersten Streichs starb, entwich angentz gen Uri, da enthielt Er sich heimlich, wiewol nit vil Nachjagens geschach." Tschudi.) Der Landvogt von Landenberg ob dem Wald setzt einen „andern Amtmann" in des Königs Namen auf den Roßberg, und spricht Denen von Wolfenschießen zu, ihren erschlagenen Bruder zu rächen, was diese verweigern: Das ist Alles. Wilhelm Tell bringt einen andern Landvogt um; er geht ohne Gefährde davon, entweicht nach Uri, und ist in Sicherheit. („Hiemit luff der Tell behend wider hinter sich, es was spat und zu angender Nacht, und am fürlouffen zeigt Er dem Stauffacher zu Steinen an allen Handel, wie es gangen was, zoch Nachtz fürwertz gen Brunnen, da er von einem, der ouch heimlich im Pundt was, ilentz in einem Schifflin fürwert gen Uri gefüret ward, dahin er ouch Nachtz kam, wann dero Zit die Nacht an dem längsten. Er hielt sich verborgenlich ..... Die Herrschafft tett ouch derowil nützit zur Sach, diewil der Künig dero Zit in Nider-Oesterrich, wartend uff sin Zukunfft, ein nüwen Landt-Vogt ze ordnen.") Der alte Landvogt ist weg; man wartet auf die Ankunft des Königs, daß er einen neuen einsetze: Das ist Alles.

Auf die Sache des Aufstandes endlich scheint die That gänzlich ohne Einfluß geblieben zu seyn, so wie es die Sage auffaßt. Nicht die Ermordung des Landvogts ist es, welche den Aufstand zuwege bringt: der Ausbruch desselben ist auf den Neujahrstag, um sechs Wochen später, bereits verabredet; die Verschwornen halten, auf die Anzeige Tells, noch eine

nächtliche Tagsatzung auf dem Rütli, „ob man villicht den Anschlag anze-griffen kürtzern wölt", bleiben aber bei der vorigen Verabredung; ja, sie scheinen den Zwischenfall förmlich für einen Querstreich anzusehen. („Und was Inen doch ouch widrig, daß der Tell nit des Landt-Vogts ungebür-lichen Gebott mit dem Hut noch dißmals gehorsam gewesen, biß zu der angestellten Zit Irs gemeinen Anschlags." Tschudi.) Nun kommt der Tag der Ausführuug: die Festen Roßberg und Sarnen werden durch List eingenommen; das erst im Bau begriffene Zwing-Uri eingerissen; die Burg Lowers, nach Andern Schwanau, im Lowersee, besetzt und zerstört; („si was nit weerlich und ouch nit besetzt, dann si was abgende;") von Küßnacht aber, dessen Eroberung durch die That Tells etwa erleichtert worden wäre, ist gar nicht die Rede. Tells selbst, des angeblichen „Uraniensis libertatis propugnator," wird in dem ganzen Verlauf mit keiner Sylbe mehr gedacht; die Sage, welche ihn mit so bunten Federn geschmückt, ignorirt ihn völlig von dem Augenblick an, wo sein Mitspieler, der angebliche Geßler, vom Schauplatz getreten. Bei dem Aufstande selbst, bei den nachfolgenden Bündnissen, bei der Schlacht von Morgarten, — kein Laut mehr von Tell. Und doch soll er, nach einer „Annahme", die man eben so leichthin, wie das Uebrige, zur Geschichte erhoben, noch bis 1354 gelebt, und die Ausbreitung der Eidgenossenschaft in die acht alten Orte gesehen haben. Was in aller Welt hat nun, selbst auf dem Boden der Sage, die That Wilhelm Tells mit der eroberten „Freiheit" der drei Waldstette zu schaffen?

So fällt denn auch das eingebildete patriotische Verdienst seiner That in Nichts zusammen, und es bleibt, da mit der Geschichte vom Apfelschuß die moralische Motivirung, mit dem Einsatz einer eigenen Lebensgefahr der Muth der Handlung wegfällt, Nichts als der gemeine Mord übrig. In der Schweiz selbst hat es nicht an Männern gefehlt, welche das Auge hatten, diese Unehrenhaftigkeit in der Sage zu sehen, und das Herz, sie zu fühlen. Im Jahre 1615 wurde Rudolph Weid von Zürich genöthigt, vor den Räthen dieser Stadt einer Gesandtschaft von Uri die Beschimpfung abzubitten, daß er Wilhelm Tell einen Henker genannt; Melchior Flueler, Pfarrer eines Ortes in Unterwalden, mußte widerrufen, da er ihn Todt-schläger gescholten. (Joh. v. Müllers Anmerkungen zur Schweizer Ge-schichte, 1, 18, 230.)

6.

Jakob v. Königshovens Chronik, herausgegeben von Schilter, Kap. 5,

§. 167. Der krieg und strite zwüschent den herzogen von Oesterich und den Switzern:

„Do men zalte noch Gottes geburte M.ccc.lxxxvj. jor. do erhup sich grosse missehelle und krieg zwüschent herzoge Lupolt von Oesterich und den von Zürich. von Berne von Switze und ihren eytgenossen. das sint die von Lucerne von Urach und von Underwalden. wan der herzoge meinde das die vorgenanten stete und jre eytgenossen hettent ime wider recht und bescheidenheit abegezogen vil schlos und telre di sin werent. und zugent ime ouch abe vil siner eigenen lüte und empfingent sü zu burgern und irretent jn an vil rechten. also der herzoge sprach di ime zu gehortent. Hiewider meindent die vorgenanten stette sü hettent sich zu denselben schlossen und telren verbunden und werent ire eytgenossen das sü jnen mustent beholffen sin wider allermengliche. und hettent ouch solich friheit von künigen und keisern das sü wol mochtent burgere enphohen (empfangen, annehmen). So geschehe jn und denselben iren burgern dicke (oft) so gros widerdries unde smocheit (Schmachheit, Schmach) von des herzogen vögeten und ambachtlüten (Amtleuten) das sü nüt wol möhtent geliden. und herumb kriegeten die vorgenanten stett und eytgenossen uf den herzogen und er herwiderumb uffe sü das zu beden siten gros schade geschah von röbende und von burnende (Brennen) in dem lande doumbe. und in disem kriege (rückwärts gerechnet) wurdent dem herzogen ouch ane gewunnen Rotenburg. Zuge. Sempach. Entelbruch. Glaris und vil ander schlos und telre. do diesen krieg nieman kunde noch möhte verrihten (beilegen) wie vaste man derzwüschent rette. do zogetent aber (von neuem) die von Zürich und Switzer us mit ihren eitgenossen in des herzogen lant und verhergetent und verbrantent do vil dörffere und gewunnent eine vesten genannt Pfeffincken und erslugent uf derselben vesten xxvj. man und verbrantent do die vesten und zogetent wider heim von menglichen vnbekümbert.“

„Donoch über ein monot an dem nehesten mentage noch sant Vlriches tage des vorgenanten jores do machte sich der herzoge uf mit eime großen volke uf zwei tusend gewesenter gutes gerittens volkes und zugent für das stettelin Sempach und woltent das gestürmet und wider gewunnen han. wen es dem herzogen was abegezogen. und vil der Switzer logent zu lantwer in demselben stettelin. unde wer es das der herzoge dasselbe stettelin nüt gewinnen möht so wolte er aber also men seit das korn und die früchte doumbe han verwüstet und abgeton megen den Switzern zu leide. und derumb hette der herzoge och by ime cc. meder oder me mit

iren senſen und gezüge das darzu gehorte. dis befundent die von Lucerne von Swiße von Vrach und von Vnderwalden und machtent ſich och uf mit zweitusend gewefenter fuſgenger. und worent die von Zürich und von Berne mit bi jn. und do die bede her einander wurdent ſichtig do was der herzoge unde ein teil ſins volkes als (so) girig zu ſtritende das ſü zu ſtunt abe ſoſſent von iren hengeſten und gobent die iren knechten und iren Rennern zu habende und iletent je einre für den andern vngeordnet gegen den Swißern. Ouch warent vnder des herzogen volke vil junger edellüte di woltent ritter ſin worden und ihre fromekeit (Tapferkeit) erzögen und iletent ouch vnfürſichteclich für die andern und ſchruwen über die Swißer. men ſolte die buben erſtechen. Hiezwüſchent hettent die Swißer iren ſpiß (Keil) gemacht und ſich wol geordnet zu ſtrite und ſtelletent ſich zu gewer und ſtritten do miteinander uf eime ebenen velde vor Sempach. das zu beden ſiten ritterliche gefohten wart. Nu was es dozumole der heiſſeſte dag des jores und von der hiße und erbeit in dem ſtrite wurdent die herren zu hant (alsbald) vermüdet und ſwach das ſü in irme harneſche erſticken woltent. dovon wart den herren zu hant der trugke (Druck) angewunnen und geritent vaſte vnder geligen. do das die andern des herzogen volkes das merteil die noch do uf ihren hengeſten hubent und zu rote wurdent was jn zu tunde wer ſohent wie es iren geſellen ging in dem ſtrite do kertent ſü balde wider umb und rantent dervon. do dis ſohent etteliche herren in dem ſtrite do brochent ſü ſich vs dem ſtrite und ſchruwent und ruftent noch iren knechten und woltent öch dervon ſin gerant. do worent die knechte mit den hengeſten jr das merteil vor enweg geflohen das jr vil der herren nüt zu iren hengeſten möhtent kumen. die wurdent do zuhant erilet und von den Swißern ouch erſlagen. hiemitte was der ſtrit ergangen. und geſigetent die Swißer den herren ane. und behubent das velt."

„In diſem ſtrite nam men zu beden ſiten nieman gevangen und wurdent der Swißer erſlagen uf cc. und uf des herzogen ſite wurdent erſlagen uf vier hundert gutes volkes das vaſte groſſe landesherren und erber lütt worent. der ich ein teil hie nennen wil." (Folgt eine Namensliſte, worin unter Andern „her Johans von Ohſſenſtein dumprobeſt zu Strosburg und landvoget desſelben herzogen" und „item viere von Strosburg dos worent zwene Kletten einre von Mülnheim und ein Kraft.")

Ueber die Gleichzeitigkeit dieſer Quelle kann kein Zweifel ſtattfinden, da Königshoven, nach ſeiner eigenen Angabe, ſein Buch 1386 geſchrieben hat, und die Fortſeßungen oder Zuſäße von ſeiner Hand nur bis 1389

gehen. Für die Unbefangenheit des Chronisten spricht die Fassung des Einganges, worin er die Argumente beider Theile ohne Parteinahme wiedergibt; für seine genaue Kenntniß des Thatbestandes die Liste der Gebliebenen, mit den Namen mehrerer Straßburger, seiner Stadtgenossen; für die Glaubwürdigkeit des Ganzen die innere Wahrscheinlichkeit. Hält man die gewöhnliche Sage daneben, so ist zuvörderst auffallend, daß sie die Ritter, welche nach allen Angaben ihren Feind verachteten, sich vor diesem verachteten Feinde gleich zu Anfang auf den Vertheidigungsfuß setzen, und als Schutzmittel eine von Lanzen starrende Phalanx bilden läßt. Sodann ist die Formirung einer solchen Vertheidigungslinie in Widerspruch mit der besonderen Angabe der Sage, daß die Ritter, als die Eidgenossen vor dem Anfange des Kampfes zum Gebet auf die Knie fielen, der Meinung gewesen, dieselben wollten sich ergeben; denn gegen einen Feind, von dem man keinen Angriff erwartet, setzt man sich nicht in eine geschlossene Schutzmasse, als welche ohne den Bedarf der Gegenwehr gar kein Motiv für sich hat. Endlich ist nicht wohl zu begreifen, wie eine drei bis vier Mann hohe, mit Lanzen von drei Mannslängen bewehrte Schlachtreihe durch das Herausreißen oder Niederdrücken einiger einzelnen Lanzen gebrochen worden seyn, oder in was bis dahin so eigentlich der Kampf bestanden haben soll.

Allein der Sage ist Das Alles noch nicht wunderbar genug. Noch mehr: die Eidgenossen sollen, dieser Reihe von sechzehn- bis achtzehnschuhigen Lanzen gegenüber, blos „kurze Waffen" geführt haben. (Joh. v. Müller, Buch 2, Kap. 6.) Diese letzte Angabe vollends setzt den Ungereimtheiten der Sage die Krone auf. Der Spieß ist die natürlichste, die einfachste, und die wohlfeilste Waffe; mit dem Spieß traten die ersten Eidgenossen auf; (Burg Sarnen, 78 Jahre vor der Schlacht bei Sempach, ward eingenommen, indem die Bauern, Abgaben bringend, mit langen Stäben auf das Schloß gingen und die „Spießeisen" dazu „im Busen trugen";) nach Spießen, als nach Mannen, zählte man Mannschaften; ja, der Spieß war eine so charakteristische Waffe der Schweizer, daß man, bis zum Aufkommen der „Landsknechte", jedes in dieser Art bewaffnete Fußvolk, ohne Unterschied der Nation, mit dem Namen „Schweizer" bezeichnete. (Willibald Pirckheimer aus Nürnberg in seiner Geschichte des Schweizerkrieges von 1499, den er selbst mitgemacht: Et profecto omnes Germani arma et eam militandi disciplinam, qua nunc utuntur [für Infanterie nämlich] ab Helvetiis accepere; abjectis scutis, quibus antea omnium nationum more utebantur. Experientia

enim discebant, illa haudquaquam Phalangi et hastarum violentiae resistere posse. Ac ideo ad meam usque aetatem sarissas, bipennes, et gladios ferentes Helvetii dicti sunt, etiamsi in media Germania essent nati; quoad tandem, ob Helvetiorum odium, „provincialium militum“ nomen, hoc est *Landtsknecht*, emergere et celebre esse coepit.) Ueberdies spricht das Sempacher Lied, von Suter, ausdrücklich von den „Hellebarden“ und „Spießen“ der Eidgenossen, („mit scharffen Halebarten wird Er üch gen den Segen“, und: „hieffend die frömbden Herren mit Spiesen GOtt willkomm sin“,) und es ist nur ein Gaukelspiel weiter, wenn Johannes v. Müller, nachdem er vorher die Eidgenossen „mit kurzen Waffen“ aufziehen lassen, hinzusetzt: „einige trugen die Hellebarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten.“

Eine Mangelhaftigkeit in der Bewaffnung ist demnach ebenfalls eine Fiktion, und was den Mangel an Schutzwaffen betrifft, — Joh. v. Müller, auf eine alte Tradition gestützt, urgirt nicht ohne Ziererei, daß „einige statt Schilde ein kleines Brett um den linken Arm gebunden“, — so waren die Eidgenossen bei Sempach, sey es auch aus Armuth, in dieser Beziehung gerade so ausgestattet, wie es die späteren um der Zweckmäßigkeit willen zu seyn pflegten.

Machiavell, in dem 2. Buch über die Kriegskunst, läßt seinen Fabrizio Colonna über die damalige Bewaffnung der Infanterie sagen: „Das Fußvolk hat zum Schutz ein eisernes Bruststück, zum Angriff eine 18 Fuß lange Lanze, Pike genannt, und ein Seitengewehr, das vorn mehr rund als spitz ist. Dies ist die gewöhnliche Bewaffnung des heutigen Fußvolkes. Nur ein kleiner Theil schützt sich Hüften und Arme, Niemand den Kopf. Einige führen statt der Pike eine Hellebarde, deren Schaft, wie ihr wißt, 6 Fuß lang ist, und deren Eisen die Form einer Streitaxt hat.... Diese Art der Bewaffnung rührt von den Deutschen und besonders von den Schweizern her. Arm und mit dem festen Willen, frei zu seyn, waren und sind sie genöthigt, gegen den Ehrgeiz der Fürsten Deutschlands zu kämpfen, die bei ihrem Reichthum Pferde halten konnten, was diese Völker wegen ihrer Armuth nicht im Stande waren. Da sie sich nun zu Fuß gegen ihre berittenen Gegner zu vertheidigen hatten, so mußten sie zu den Einrichtungen der Alten ihre Zuflucht nehmen, und Waffen aufsuchen, die vor dem heftigen Anlauf der Pferde schützen konnten. Diese Nothwendigkeit brachte sie zur Nachahmung oder Wiedererfindung der Schlachtordnung der Alten, ohne die, wie jeder Vernünftige bestätigt, das Fuß-

volk ganz unnütz ist. Sie bewaffneten sich daher mit Piken, welche Waffe von größtem Nutzen ist, nicht nur um den Stoß der Reiter auszuhalten, sondern auch, um sie zu besiegen. Die Vorzüge ihrer Waffen und Schlachtordnung haben die Deutschen so kühn gemacht, daß 15 bis 20,000 von ihnen die größten Reitermassen angreifen würden, wovon die Erfahrung der letzten 25 Jahre hinlängliche Beispiele geliefert hat. So mächtig wirkte das Beispiel ihrer Tapferkeit, welche sich auf diese Waffe und Schlachtordnung gründet, daß sie seit dem Kriegszuge Karls VIII. nach Italien von allen Nationen nachgeahmt worden sind."

Eben so der Spanier Hernando del Pulgar von der Bewaffnung der Schweizer: „Im Jahr 1483 kamen auch, um dem König und der Königin zu dienen, Leute, die sich Schweizer nannten, gebürtig aus dem Königreich Schweiz, das in Oberdeutschland liegt. Es sind kriegerische Männer, die zu Fuß fechten, und entschlossen sind, niemals dem Feinde den Rücken zu kehren. Aus diesem Grunde halten sie ihre Spieße vor, und sind weiter mit keiner Rüstung beschwert, was sie auch darum thun, um gewandter in der Schlacht zu seyn. Sie dienen für Sold in fremden Ländern."

Desgleichen Paulus Jovius: „Arma eorum erant breves gladii atque hastae fraxineae denum pedum, angusto praefixae ferro. Quarta ferme eorum pars ingentibus securibus, quarum e summo quadrata cuspis prominebat, erat instructa; has caesim punctimque feriendo ambabus manibus regebat; Alabardaeque eorum lingua vocabantur. Milites in universum quum densatis ordinibus conferti praelium ineant, thoracem, galeam, scutumque ita despiciunt, ut solis centurionibus atque his, qui phalangis principia explere ..... consueverint, galeae et ferrea pectoralia conspiciantur."

Die Ermanglung von Helm und Harnisch war nach wie vor gerade der Vortheil der Schweizer und als solcher anerkannt. Den Vortheil der Disziplin schreibt ihnen Pirckheimer, der über die Schlacht bei Sempach wenigstens ein früherer Berichterstatter ist, als Tschudi, auch schon bei Sempach zu, und seine Erzählung stimmt — den Umstand ausgenommen, daß er das Absitzen der gegen den Feind anrennenden Ritter ignorirt — mit Königshoven im Ganzen überein. „At Dux cum hostium cognovisset accessum, eorum paucitatem adeo contempsit, ut, omni peditatu in castris relicto, cum equitatu tantum congredi statuerit..... Et erat equitatus non tam armis ac animis praestans, quam multitudine conspicuus, adeo ut in duplum hostium excederet

peditatum. Interim foederatorum praesidium, minime hostili multitudine perterritum, urbi appropinquare coepit, et si quis prohiberet, armis viam parare, vel si minus posset, honesta morte occumbere paratum erat. Non tamen vage et incomposite, sed structa incedebat acie, siquidem longo jam belli usu unusquisque *legitime militare, imperium pati*, et inprimis *ordines observare* didicerat. Equites igitur, ut primum foederatorum conspexere agmen, laxatis provolant habenis, atque infestis cuspidibus in medium ruunt. Suitenses vero objectis *hastis longioribus* ferociter hostes excipiunt. Fit atrox proelium, cum illi perrumpere anniterentur, alii vero in vestigiis mori potius quam cedere mallent. Interim Dux pugnantes hortari, nunc precando, nunc castigando accendere, nonnunquam omissam pugnam aliquot in locis restituere; ..... nec quoad superstes fuit, equites cessere. Tandem vero impigre pugnans interficitur, cecidereque cum eo quadringenti circiter Comites, Barones, et Nobiles... Post tantam nobilium caedem equites, qui supererant, se fugae mandarunt, quos et pedites, qui in castris remanserant, sequuti sunt." Pirckheimer faßt als Kriegsmann auf: er interpretirt sehr richtig, daß die Eidgenossen nicht kamen, um eine Schlacht zu suchen, sondern um sich wo möglich nach Sempach zu werfen; er ermangelt nicht, am Schlusse hinzuzusetzen: quia equitatu carebant, hostes longius persequi nequibant"; er würde eine That, wie die Winkelrieds, welche das entscheidende Moment gewesen seyn soll, nicht ignorirt haben, wenn die Sage damals schon gangbar gewesen wäre. Auch für Königshoven gilt Dies, selbst wenn man annehmen will, daß er etwa für die Ritter Partei genommen; denn die Niederlage, welche die „Herren" erlitten, wurde ja am besten entschuldbar, wenn man eine Art von Wunderthat als Ursache setzte.

Den Hang der Sage zum Wunderbaren, und ein Interesse von beiden Seiten, sie später anzunehmen, vorausgesetzt, scheint die Entstehung dieser unnatürlichen Version, welche mit allen Umständen im Widerspruche steht, aus der nachträglichen Unterlegung eines falschen Motives für das Absitzen der Ritter herzuleiten. Diese Umwandlung schwer gewappneter Reiter in Fußkämpfer aber, und zwar nicht blos, wo das Terrain der Reiterei ungünstig war, auch nicht zur Vertheidigung, sondern zum Angriff, kommt in der Kriegsgeschichte des Mittelalters sehr häufig vor.

Aus einer Menge von Beispielen zuerst eines, das ich ganz hersetze, weil es zugleich den berühmten „Schwabenstreich" Kaiser Konrads III.

berichtet. Es findet sich bei Willermus Tyrensis, lib. XVII., in den Gesta Dei per Francos (ed. Hanov. t. I, p. 912). Konrad III. und Ludwig VII. von Frankreich, als Kreuzfahrer nach Palästina gekommen (1147), unternehmen einen Zug gegen Damaskus; die Templer und der König von Jerusalem halten die Vorhut; hinter ihnen zieht der König von Frankreich; der Kaiser der Deutschen führt den Gewaltshaufen. „Equestres porro tam civium (von Damaskus) quam eorum, qui eis in subsidium venerant, copiae, intelligentes, quod ad obsidendam urbem per illas partes noster venturus esset exercitus, ad amnem, qui urbem praeterlabitur, accesserant, ut arcubus et balistis expeditiones ex itinere fatigatas et prae sitis angustia laborantes arcerent a flumine, et aquarum maxime necessariam negarent sitientibus commoditatem. Nostri vero ad relevandam sitim, quam ex laboris difficultate et ex pulveris nube densa, equorum hominumque pedibus agitati, collegerant, ad fluvium, quem vicinum audierant, properantes, ubi secus ripam viderunt tantam hostium multitudinem, substiterunt ad modicum: tandemque collectis viribus, necessitate vires et audaciam ministrante, semel et secundo, sed frustra, aquas sibi vindicare nituntur. Dumque circa id Hierosolymorum Rex cum suis plurimum desudat et frustra laborat, nunciatur domino Imperatori, qui posterioribus praeerat agminibus, sciscitanti: quaenam esset causa, quare non procederet exercitus? quod hostes fluvium obtinentes nostros non permittebant accedere. Quo cognito, ira succensus, per medias Regis Francorum acies usque ad conflictum eorum, qui pro flumine contendebant, cum suis principibus celer pervenit. Ubi tam ipse quam sui, *de equis descendentes* et facti pedites, (*sicut mos est Theutonicis*, in summis necessitatibus bellica tractare negotia,) objectis clypeis, gladiis cominus cum hostibus experiuntur. Quorum impetus, qui prius fortiter restiterant, sustinere non valentes, in fugam versi, flumina deserunt, in urbem cum summa velocitate se conferentes. In quo congressu domini Imperatoris factum seculis memorabile dicitur accidisse: nam uni de resistentibus, viriliter et strenue dimicanti, quamvis loricato, uno ictu caput, collum, cum sinistro humero et brachio cohaerente, simulque partem subjecti lateris dicitur amputasse. Quod factum cives, tum qui hoc viderant, tum eos, qui ex aliorum narratione idipsum cognoverant, in tantam dejecit formidinem, ut et de resistendo et de vita penitus desperarent.“

Aehnliche Beispiele bei Königshoven, bei Froissard, bei Crusius, bei Comines ꝛc.

Bei Königshoven (von den Gegenkönigen Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich, die bei Schaftolzheim im Elsaß, 1320, gegeneinander zu Felde lagen): „künige Ludewig schickete zu künig Friderische ob er bereit were zu dem strite. do entwurtete er Jo. do sas künig Friderisches volk abe den pferden und woltent zefus vehten. do floch künig Ludewig wider Hagenowe durch den forst.“

Bei Froissard (von den Franzosen bei Poitiers, 1356): „le roi Jean de France ..... dit à ses hommes: A pied, à pied! et *fit descendre tous ceux qui à cheval étaient*, et il même se mit à pied devant tous les siens, une hache de guerre en ses mains, et *fit passer avant* ses bannières en nom de Dieu et de Saint-Denis, ... et ainsi par bon convenant la grosse bataille du roi s'en vint assembler [attaquer] aux Anglais.

Bei Crusius (Annal. suev., Schlacht bei Döffingen, 1388): „Ibi cum proceres *ad pedes descendissent*, generosus Comes Ulricus ... inter primos heroice pugnat ...“

Bei Comines (von den Burgundern bei Mont-l'hery, 1465): „De prime-face fut advisé que tout *se mettroit à pied*, sans nul excepter: et depuis muerent propos: car presque tous les Hommes-d'armes monterent à cheval. Plusieurs bons Chevaliers et Escuyers furent ordonnez à demeurer à pied .... Car entre les Bourguignons lors estoient les plus honorez ceux qui *descendoient* avec les Archiers, et tousiours s'y en mettoit grande quantité de gens de bien, à fin que le peuple en fut plus asseuré et combastit mieux, et *tenoient cela des Anglais*, avec lesquels le Duc Philippe avait fait la guerre en France durant sa jeunesse.“

Die Motive zu dieser Gewohnheit mögen zum Theil darin zu suchen seyn, daß die zweihändigen Schwerter jenes Zeitalters zu Rosse, wo die Führung des Pferdes das halbe Fechten ist, aber die eine Hand in Beschlag nimmt, nicht so leicht mit voller Wucht zu handhaben waren. Sodann aber thaten Schwergewappnete, indem sie von den Rossen stiegen, Dasselbe, was Cortes in Mexiko, als er seine Schiffe verbrannte: sie schnitten jede Möglichkeit der Flucht, in den Augen der Feinde, wie der Ihrigen, hinter sich ab, da ein Schwergewappneter, wenn zum Weichen genöthigt, sich nicht zu Fuße in Sicherheit bringen, wenn zu Boden ge-

fallen, ohne fremde Hilfe nicht wieder aufstehen konnte. (Froissard von der Schlacht bei Poitiers: .... „Là fut la presse et l'enchas grand et périlleux, et maints hommes y furent renversés. Si sachez, que qui étoit chu il ne se pouvait relever, si il n'étoit trop bien aidé.") Das Absitzen eines schwergewappneten Ritters war sonach im eigentlichsten Sinne eine Erklärung, entweder siegen oder sterben zu wollen, und daher denn natürlich sowohl die besondere Ehre aus solcher Ritterlichkeit, als die moralische Ermuthigung des andern Kriegsvolkes, von welcher Comines spricht. Die Begriffe der späteren Zeit nun, als welche keine so schwere Reiterei, auch keinen Mangel an guter Infanterie mehr kannte, der eine Verwendung der Reiterei außerhalb ihres natürlichen Wirkungskreises motivirt hätte, wußten sich die älteren Verhältnisse nicht mehr zusammenzureimen, und wenn die überlebende Tradition von dem Absitzen der Ritter bei Sempach sprach, so lag es am nächsten, die geläufigen neueren Vorstellungen in die Sage überzutragen, und das Motiv unterzuschieben, daß die Ritter eben ein geschlossenes Viereck, Mann hinter Mann gestemmt, von Lanzen starrend, dem „Igel" gleich, wie die späteren Hellebardiere einen solchen Knäuel zu nennen pflegten (Zurlauben, histoire militaire des Suisses au service de France, t. 4, p. 44), hätten bilden wollen. Auf diese Weise allein konnte auch eine That, wie die Winkelrieds, einen Platz in der Sage finden; denn wenn man nicht, allen Widersprüchen sowohl mit den Umständen als mit den Kriegsbräuchen des Zeitalters zum Trotze, die Ritter in eine derartige Phalanx zwängt, so ist für seine That gar keine Gelegenheit vorhanden. Petermann Etterlin z. B. (1507) weiß noch Nichts von einem Winkelried: er bedurfte seiner nicht, um die Phalanx der „Herren" brechen zu lassen, da er auch von einer solchen Phalanx Nichts weiß, sondern beide Theile gleichzeitig gegeneinander rennen läßt („vnd luffent strit louffs an die vygent, deßglichen die vygent an sy"). Es fehlt sogar nicht an einer positiven anderen Angabe für das entscheidende Moment der Schlacht: Bullinger und Stettler erwähnen als eines solchen der plötzlichen Verstärkung der Eidgenossen durch frischen Zuzug, worüber der Adel erschrocken den Muth sinken lassen. (Iselin zu Tschudi, 1, S. 526.) Die Patrioten der Kantone streiten darüber, ob es nacheilende Freiwillige aus den Waldstetten, oder Zulauf aus dem umliegenden Lande, oder endlich Solothurner gewesen, welchen letzteren Hafner (Solothurner Schaupl.) dieses Verdienst zuwenden möchte; aber die Thatsache selbst ist anerkannt und eignet sich weit besser, als die Fabel von Winkelried, das Moment vorzustellen, wodurch der Ausschlag gege-

ben ward. Denn, wie schon Tacitus gesagt, primi in omnibus proeliis *oculi* vincuntur.

Johannes v. Müller, der „helvetische Tacitus", ist hier ohne historische Prüfung oder ohne historische Treue zu Werke gegangen. Mit der Angabe seiner Quellen treibt er sogar förmliche Taschenspielerei. So wie den Königshoven selbst, so zitirt er auch Hagens österreichische Chronik (beinahe gleichzeitig), Thomas Ebendorfer von Haselbach, Veit Arenpeck &c., für den oder jenen unbedeutenden Nebenumstand, ignorirt aber profitlich, daß sie in der Hauptsache, übereinstimmend mit Königshoven, einen Thatbestand aufweisen, wonach die angebliche That Winkelrieds so unmöglich wird, als ein Gemsjäger ohne Gemse. Wo seine kleinstädtische Auffassung einer schweizerischen „Nation" ins Spiel kommt, da ist ihm keine Stelze zu hoch. Die Berner z. B. reichen ihm an die Römer hinauf; ja, „von Romulus bis auf die Einnahme von Veji waren in 360 Jahren die römischen Eroberungen geringer, als in den ersten 360 Jahren die der Berner!" (Anmerk. zur Schweizergesch., 2, 3, 17.) Nun wären aber auch die Römer kein Weltvolk geworden, wenn sie nicht über Veji hinausgekommen wären; die Aehnlichkeit hört gerade da auf, wo ihre Bedeutung anfinge; es ist eine Zusammenstellung, wie wenn man einem Leutnant, der es nicht bis zum Hauptmann gebracht, einen Vergleichspunkt mit Napoleon ausfände, weil er in kürzerer Zeit, als dieser, die Kadettenschule absolvirt habe. Ueberhaupt ist Joh. v. Müller niemals die Enge der Ansichten losgeworden, die er aus den knappen Gesichtskreisen der Schweiz an sich genommen hatte; seine größten Auffassungen hatten, wie man zu sagen pflegt, „zu enge Hosen an". Daß er diese Auffassungen selbst, politisch genommen, so beliebig schnell zu wechseln wußte, steht damit keineswegs in Widerspruch. Churmainzisch in Mainz, preußisch in Berlin, westphälisch in Kassel, mit der Eidgenossenschaft, mit der österreichischen, mit der Napoleonischen Politik kokettirend: — es ist immer derselbe Mann, deutsch und französisch ad libitum parlirend, und weder dieser noch jener Nationalität untreu geworden, weil er gleich anfänglich schon beider ermangelt hatte. (Man vergleiche namentlich im 27. Bande seiner sämmtlichen Werke den „Nachtrag einiger Briefe".) Die Rede, womit er am 22. August 1808 die erste Versammlung der „Reichsstände" des Königreichs Westphalen schloß, ist bezeichnend für seinen Charakter oder für den Mangel desselben, für seinen gewandten Verstand und seinen kleinen Geist. „Pour la première fois, autant que le porte le souvenir de l'histoire, ces provinces, *qui jamais n'avaient été la patrie d'un seul peuple*,

jadis *confondues* dans les assemblées des tribus germaniques, puis isolées sous la souveraineté de beaucoup de princes, se sont assemblées par leurs représentans devant le trône d'un maître seul et commun, pour des intérêts généraux; et elles ont adopté *des mesures propres à faire naître et développer un esprit publique et l'idée d'une patrie commune* etc.“ Die moralische Basis einer Zukunft eben darin zu sehen, daß die Einwohnerschaft dieses Staates „niemals ein Volk gewesen“, daß sie befreit sey von der früheren „Vermengung“ mit den Genossen ihres Volksthums in den Reichsversammlungen, und daß jetzt durch papierene „Maßregeln“ eine beliebige kleine Nationalität zu entwickeln stehe!! Dem Schweizer konnte man Solches zugut halten, insofern er daheim eine „Nationalität“ verehrte, so künstlich gemacht, wie die neue westphälische, und gleich dieser aus Lostrennung von der Nation entstanden; daß aber der Historiker, welcher so zu sprechen vermochte, auch nicht einen Pulsschlag von historischer Ader an sich hatte, darüber braucht man keine Worte zu verlieren.

7.

Man wird Johannes v. Müller als einen glaubwürdigen Gewährsmann gelten lassen, wo es sich um eine Schattenseite handelt, und Dieser schreibt, in dem „Tagebuch einer Schweizerreise“, von den Vogteien jenseits des Gotthardsberges (1777):

..... „Weit anders sind Polenza, Riviera u. a.; hart am Fuß der Berge ist wohl eine Anzahl Oerter, und auf den Felsen sind Kirchen, aber das ganze Thal ist dem Tessin überlassen. Alles ist wild und arm, und die Straßen sind fast unbrauchbar; so wenig Vortheil haben die Eidgenossen, zur Schande dieser freien Nation, aus diesen Gegenden gezogen, deren Einkünfte billig zum gemeinen Nutzen dienen und der Eidgenossenschaft gemeinen Schatz ausmachen sollten. Vormals waren diese Länder besser, denn Das beweiset die Anzahl der Dörfer. Die demokratischen Völker unternehmen ganz und gar Nichts: es muß Ein corps seyn, dessen Beispiel und Einsichten das Volk aufwecken; denn scheint es nicht, daß, obgleich die Bauern zum Regiment nicht gemacht sind, wenigstens der Landbau, womit sie täglich umgehen, durch die Ordnungen ihrer Landsgemeinden und Syndikate in guten Zustand gesetzt worden seyn sollte? Die Landvögte, fast ohne Einkommen, placken abscheulich, haben keine Güter, können kein Beispiel guten Feldbaues geben, und sind ohne-

dem für allzu kurze Zeit Regenten dieser verlassenen Länder und Bewohner dieser verfallenen Schlösser, in welchen sie kein Andenken hinterlassen, als die Mauer mit einem Wappen weiter beschmiert. Die im Val Maggia schlagen todt Jeden, der mit ihnen im Zank ist; denn sie sind so sehr ohne Gesetze, daß die Gewalt das Einzige ist, was sie kennen, und hierin werden sie bestärkt durch die demokratischen Landvögte, welche als Glieder einer Landsgemeinde sich für Herren der Gesetze ansehen."

..... „Wenn man sich von Bellenz entfernt, folgen lauter alte steinerne Hütten, welche Ruinen scheinen; wenig Zeichen, daß diese Wohnungen für Lebendige da stehen; überall ein Anblick nicht von Armuth, sondern von hungrigem Elend; abgezehrte Mienen der wenigen Menschen, welche man in Lumpen daher schleichen sieht; gräuliche Straßen und Abwege an Wäldern, welche Wohnungen der Räuber gewesen sind und wieder werden werden, sobald Landvogt Müllers (von Uri) Schärfe wieder vergessen seyn wird. Die Häuser scheinen Höhlen für Wölfe; denn sie sind fast ohne Licht. Man findet Trümmer von Portalen und eingefallene Mauern: Reste Dessen, was diese Länder gewesen sind. Nicht allein tragen sie das Gepräge verwüsteter Länder, sondern es scheinen auch die Ueberwinder ausgestorben zu seyn: so traurig ist der furchtbare Anblick dieser freigebigen Ebenen und Thäler. So regieren die freien Eidgenossen ihre Unterthanen in einem Lande, welches zur Freistätte der italienischen Freiheit (!) hätte gemacht werden können, und welches Viele für eine Vormauer der Eidgenossenschaft ansehen."

..... „Luggaris. Das Schloß ist ein Haufen Trümmer mit hohen, stinkenden, baufälligen Gemächern; große Trauben und einiges Gemüse wachsen zwischen dem Schutt: dies wird ein Garten genannt; unter demselben dampft ein Morast, welcher als ein kleiner See gezeigt wird, allen Landvögten Fieber in ihr Schloß. Viele Landvögte verdienen solche Strafen der Natur; besonders weil einige derselben die menschliche Natur und alles Recht ohne Unterlaß lästern und verletzen. Man hat einen gesehen bei 36,000 Pfd. wegbringen; man hat ihn vor dem Syndikat gesehen zittern: aber zu Bellenz hat er mit 32 Louisdors jeden Gesandten der kleinen Orte bestochen. (Der aus seiner Vaterstadt war sein Bruder). Er hat einen Mann bestraft, weil er Zeuge gegen ihn gewesen, und den Ankläger, weil er nur einen Zeugen aufweisen können. Er hat ein Weib in sein Schloß berufen, als wollte er ihrem Mann Gutes thun, und hat sie genothzüchtiget, welches sie Niemanden hat klagen dürfen, weil keine Gerechtigkeit ist, indem die Gesandten der Städte von

den Bestochenen überstimmt werden. Es ist eine Verschwörung der Landvögte und des Adels, der vom Gericht lebt, gegen das arme Volk, welches sie gemeinschaftlich unterdrücken; daher erstirbt auch das Land, und alles Volk geht ab, und überläßt nach und nach den Tyrannen die nackten Felsen. In zehn Jahren sind 28 Geschlechter ausgestorben; 25 sind auf der Neige. .... Vertrauen und Freundschaft sind verjagt durch Mißtrauen wegen der Spione und durch Zweiungen der Geschlechter."

So der Reisebeschreiber v. Müller; den Historiker v. Müller jedoch hinderte Dies nicht, in seiner geschraubt preziösen Weise, von dem Schweizerland aller Orten als von dem Augapfel der Freiheit, der „Lust der Nationen" rc. zu reden. Aber liegt nicht die Vermuthung nahe, von jenem Bilde seyen die Farben geborgt worden zur Ausmahlung der „Tyrannei", welche die „Landvögte" zur Zeit Melchthals und Baumgartens geübt haben sollen?

8.

Heinrich Zschokke, in den „Erinnerungen an Aloys Reding", Prometheus, 3. Theil, 1833:

.... „Während Frankreich, Oesterreich, alle Staaten des Welttheils, ihre Formen veredelt und durch Zusammenleitung der vom alten Lehenwesen getheilten Volkskräfte verstärkt hatten, blieb nur die eidgenössische Verfassung planlos, wie sie entstanden war. Die ehemaligen Herzoge von Oesterreich, dann Inhaber mehrerer Königskronen, zitterten vor keinem Tage von Morgarten und Sempach mehr. Richelieu's Staatsklugheit hatte den Bourbonenthron mit unbeschränkter Gewalt bewaffnet. Die Gränzen beider Reiche umklammerten darauf in weiten Halbbögen das Land der Schweizer. Diese aber verharrten, wie sie waren; das Gefühl ihrer Schwäche und gemeinsamen Gefahr konnte sie nicht ermannen, sich zu Schutz und Trutz fester aneinander zu gliedern, sondern konnte ihre Politik nur zu jener feigen Geschmeidigkeit niederdrücken, mit welcher man zweien Herren zu dienen pflegt. Blos durch die Nebenbuhlerschaft beider vorhanden, ohne Stimme in der europäischen Staatenfamilie, beschränkte sich die Thatkraft dieser kleinen, zersplitterten Regierungen auf vereinzelte Verbesserungen im Innern der engen Gebiete und die kleinlichen Zwiste von Kanton zu Kanton. Die Eidgenossenschaft stand zuletzt in der Mitte des verwandelten Welttheils einsam da; doch merkwürdig, oder ehrwürdig, wie eine Ruine fremder Zeit. .... Wie ward die Freiheit des Heldenlandes gepriesen, während anderthalb Millionen Schweizer, nur Unterthanen einiger Städte und Thalgelände, sogar die bür-

gerliche Freiheit monarchischer Unterthanen zu beneiden hatten! Wie ward die hohe Eintracht dieses Volkes gepriesen, während kein Jahrhundert, seit dem ersten der Bundesstiftung, ohne blutige Bürgerkriege, ohne blutige Aufstände der unterdrückten Völkerschaften verlief!"

Johannes v. Müller, in den Anmerkungen zur Schweizergeschichte, 1, 16, 20:

„Es war zu Bern in 120 Jahren von den Bürgerfamilien die Hälfte ausgestorben, und noch schien Vielen voreilig, an die Annehmung neuer Bürger zu denken: zu Luzern waren noch 29, zu Freiburg noch 70 regierungsfähige Geschlechter, deren Gesetzen die übrigen, und große Landschaften, gehorchen sollten."

9.

Slade's Records of travels in Turkey, t. 1, p. 275:

„Es ist eine seltsame Wahrnehmung, wie Völker, die in Bezug auf Bildung, Sitte, und Religion die schärfsten Gegensätze bilden, zuweilen in gemeinschaftlichen politischen Gütern zusammentreffen. So waren die Osmanen bisher, durch die blose Macht des Herkommens, im Besitze der Rechte, welche freien Männern die theuersten sind, und um welche die christlichen Nationen langwierige Kämpfe bestanden haben. Der Osmane entrichtet an die Regierung nur eine kleine Grundsteuer, obwohl er nebenbei freilich sich Erpressungen gefallen lassen muß, die man etwa für indirekte Steuern rechnen kann. Er entrichtet ferner keinen Kirchenzehnten, da die Wakuf's zum Unterhalte der Geistlichen des Islams hinreichen; er reist, wohin es ihm gefällt, ohne Paß, und ohne daß ein Mauthbeamter ihm ins Gepäcke fällt. Eine Polizei, um seine Schritte zu bewachen und seine Reden zu belauschen, war nie vorhanden; sein Haus war ein Heiligthum; seine Söhne wurden nie von seiner Seite geholt, als wenn ein Krieg sie rief. Für seinen Ehrgeiz lag eine Laufbahn offen, auf der weder Geburts- noch Vermögensverhältnisse eine Schranke zogen; aus dem niedrigsten Stande konnte er, ohne Anmaßung, die Würde eines Pascha's, oder, sofern er lesen konnte, eines Großwessirs erstreben. Und das Bewußtseyn, daß er es konnte, durch unzählige Beispiele in ihn gelegt und in ihm aufrecht erhalten, gab seinem Geiste den Schwung und die Fähigkeit, die höchsten Staatsämter an sich zu nehmen, ohne daran irre zu werden. Sind das nicht politische Güter, auf welche die freien Nationen Gewicht legen müssen? War es nicht die Absperrung des Volkes von den höheren Staatsämtern, welche die französische Revolution

mit zum Ausbruch brachte? Endlich möge noch ein weiteres Beispiel hier stehen, welches übrigens allerdings mehr in eine humoristische, als in eine streng historische Parallele einschlägt. Die Janitscharen in Stambul waren nämlich in ihrer Art, so zu sagen, einer Deputirtenkammer zu vergleichen; denn sie nöthigten hie und da den Souverän zu einem Ministerwechsel, und jedwedes Mitglied in ihren Reihen, das Verstand und Parteigeist genug hatte, um die Leidenschaften seiner Kameraden in Feuer zu setzen, konnte darauf zählen, zur Abfindung für sich einen hübschen Posten davon zu tragen."

10.

Es ist schwer zu begreifen, wie man über diese Seite der schweizerischen Zustände sich Illusionen machen kann, die durch den Augenschein widerlegt werden. Man scheint sich das Wort gegeben zu haben, ignoriren zu wollen, daß hauptsächlich die Disziplin, und zwar eine eiserne Disziplin es war, welche die Schlachthaufen der alten Schweizer zum Siege führte. Ein charakteristisches Beispiel dieser ehemaligen Disziplin erzählt unter Anderm Pirckheimer, aus dem Schweizerkriege von 1499: „Evenit aliquando, ut Helvetii structis ordinibns per Rheni transirent fluenta, qui hyemis illic tempore et ante Alpinae nivis dissolutionem, priusquam lacum Bregentium ingrediatur, aliquando vadosus esse consuevit: cumque anteriores jam terram attigissent, subito rumor exortus est, adesse hostes .... Duces suorum agmen consistere jubent, donec explorari possit, quid hostis moliretur. Unusquisque igitur in eo, quem sortitus erat, loco stetit, *ordinibus plane servatis,* ita ut ii, qui terram contigerant, illic quoque consisterent, qui vero adhuc *in flumine* comprehensi erant, *in eo quoque perseverarent,* tametsi quidam ad humeros usque et mentum unda rigarentur, cum interim Rhenus undique glacie oppletus deflueret, cujus ingentia frusta milites per ordinum intervalla, lanceis derivantes, protundebant. Sicque fere *per duas perdurarunt horas,* donec renunciatum est, nullas subesse insidias ..... *Adeo severe* tam hic quam alibi militarem servabant *disciplinam:* quae res *praecipuam* illis peperit *laudem et utilitatem.*" Daß heutzutage die Disziplin keineswegs die stärkste Seite der schweizerischen Wehrzustände, und somit weit entfernt ist, an jenen „Geist der Väter" zu erinnern, ist eine bekannte Sache.

11.

„Ich halte dafür, die Schweiz nähre nun 1,200,000 Menschen; vierzig tausend sind in fremden Armeen.“ (Johannes v. Müller, 1778.)

„Ehemals, das heißt vor dem Jahre 1798, als das „altgefreite Land“ (der heutige kleine Bezirk Schwyz, mit etwa 14,000 Einwohnern,) noch die andere Hälfte des Kantons als Unterthanenland beherrschte und Landvögte zu den unterthänigen Gebieten von Thurgau, Rheinthal, Sargans, Utznach, Gaster, den freien Aemtern, und den sogenannten ennetbirgischen Vogteien jenseits des Gotthardsberges (dem heutigen Kanton Tessin) senden konnte, fanden die vornehmeren Geschlechter dort in den Beamtenstellen reichliche Einnahmen. Eben so sammelten sie als Offiziere im ausländischen Kriegsdienste, von Frankreich, Spanien, Neapel ꝛc., für welchen sie in ihrem Lande Kompagnien warben, oft beträchtliches Vermögen ein. Damit wurde ihr Wohlstand erweitert, ihre Weltkenntniß und Bildung weit über den Begriffskreis des Volkes erhöht. So wurden sie durch Ueberlegenheit von Reichthum und Kenntniß die natürlichen Obern des Landes. Das ist nun freilich gegenwärtig, seit dem Jahre 1798, etwas anders gestaltet. Jene Geldquellen sind versiegt. Es gibt keine Unterthanenlande mehr. Die ganze Schweiz, worin sonst eine Bevölkerung von beinahe zwei Millionen die Unterthanen von etwa 100,000 Bürgern waren, ist Freiland geworden. Die auswärtigen Fürsten, nur Neapel und den Pabst ausgenommen, verlangen keine schweizerischen Söldner mehr zum Schutz ihrer Throne. Man kann den ererbten Reichthum nicht mehr, wie sonst, vergrößern, sondern muß sich begnügen, ihn haushälterisch zu bewahren. Man mag sich daraus erklären, was den übrigen Europäern sonst räthselhaft schien, warum die sogenannten freien Schweizer (die wenigen freien Thäler und Städte) die heftigsten, ja unversöhnlichsten Feinde der Freiheit wurden, inner und außer den Gränzen der Eidgenossenschaft. Es war ihnen um einträgliche Vorrechte, um ökonomische Vortheile zu thun. Dafür sollten einige Millionen Menschen in Dienstbarkeit und Unwissenheit behalten bleiben.“ (Heinrich Zschokke, 1833.)

12.

Joh. v. Müller bringt gar fünf bis sechs Sprachen heraus; Rougemont, indem er die „Völker“ der Schweiz mustert, ist mit „73 Mundarten“ noch nicht zufrieden gestellt. („Ces peuples parlent une foule de dialectes; un auteur en a compté 73, dont 41 allemands et 21

français; mais il en existe un nombre beaucoup plus considérable.") Diese verschiedenen Volksthümer aber haben sich nie recht zusammenschicken wollen, seit das deutsche Volksthum nicht mehr das ausschließlich maßgebende ist. Von Tessin z. B. sagt Rougemont: „Un pays sans histoire, soumis aux Italiens et conquis par les Suisses pour leur sûreté et leur commerce; abandonné à des baillis avides et ignorans, toujours inquiet et mécontent, dévasté par la famine, par les maladies épidémiques, par des bandes de brigands; *un peuple italien* par sa langue, ses moeurs, ses vices, et ses vertus . . ; *inférieur à tous les autres Suisses* en moralité, en connaissance, en activité, en aisance; l'agriculture negligée, ... fort peu d'industrie, quelque commerce de transit; — depuis l'affranchissement du pays, plus de lois nouvelles, que d'améliorations dans les moeurs; des divisions intestines, et de facheuses rivalités, soit entre les trois chefs-lieux, soit entre les diverses vallées." Und in anderer Weise von den Genfern: „Comparés aux autres Suisses, ils semblent avoir *tous les traits caractéristiques des Français*, et plusieurs de leurs hommes célèbres sont ordinairement considérés *comme de vrais Français*. On reproche à ce *peuple* une vanité nationale excessive." Diese Eitelkeit jedoch ist keine schweizerische Nationaleitelkeit; das französische Element überhaupt war dem Kern der Eidgenossenschaft eigentlich fremdartig geblieben, und verhielt sich mehr als eine Anschmiegung. In die „gemeinsame Geschichte" der Schweiz traten Waadt und Unterwallis als eroberte Lande ein; jenes war von den deutschen Bernern, dieses von den deutschen Oberwallisern den Grafen von Savoyen abgewonnen worden. Genf selbst erhielt nur mit Hilfe Berns seine Unabhängigkeit gegen Savoyen aufrecht. Zur Zeit Napoleons gehörten Genf, Neuenburg, und Wallis auch äußerlich zu Frankreich; in der früheren waren sie nicht wirkliche Bestandtheile der Eidgenossenschaft, und die beiden ersteren wollten nicht einmal für schweizerisch angesehen seyn. So schildert sie unter Anderm „l'Etat de la Suisse, écrit en 1714, traduit de l'anglois", Amsterdam, 1714; ein Buch, das den englischen Residenten Stadian zum Verfasser hatte, und in der Schweiz damals verboten wurde. „Les Suisses", heißt es darin, „sont si décriez dans le Monde par rapport à l'esprit, que quiconque entreprend de les défendre sur ce chapitre, court risque de passer lui même pour n'en avoir pas à revendre. Néanmoins cette consideration ne m'empèchera pas de leur rendre justice, ... parce que je trouve, que des Etrangers, qui ont vêcu parmi eux, ne croyent

point, qu'ils meritent le caractere, qu'on leur donne à cet égard.... Certainement les Suisses doivent cette partie de leur caractere principalement aux *François*, qui leur endossent toutes sortes de bévues et de bêtises, semblables à celles, que nous mettons sur le compte des Irlandois, et qui les jouent sur leurs Theatres comme les plus grands sots de l'Europe. Cette maniere impitoyable, avec laquelle les *François* les traitent, tant dans leurs Conversations, que dans leurs Ecrits, en a repandu une très mauvaise opinion par-tout, où ils ne sont pas connus, et a appris à s'en mocquer à des gens, qui ne peuvent pas entrer en parallele avec eux. Les Suisses sentent si bien le prejugé, dans lequel on est contre leur esprit, et ils savent si bien, qu'ils ne le meritent point, qu'ils sont les premiers à compter d'eux-mêmes des traits plus ridicules, qu'on n'en entend dire à d'autres, et en cela ils prouvent par leur exemple la justesse du proverbe, qu'il n'y a que la verité qui choque. Par tout ce que j'ai pû observer, les *François*, qui se mocquent des Suisses, sont ordinairement leurs dupes, lorsqu'ils ont quelque chose à négotier avec eux, et j'ai veu quelques François, qui se donnoient la liberté de les railler dans la Conversation, si bien battus de leurs propres armes, que je suis fort trompé, si ces Messieurs n'ont changé depuis de sentiment à leur égard. Quoiqu'il en soit, la prevention est si forte contre les Suisses sur ce sujet, qu'il seroit aussi difficile, qu' inutile, de l'ôter. *Et quelques Suisses même*, particulierement ceux de Neufchatel et de Geneve, dont la Langue maternelle est la françoise, *ont la foiblesse de donner dans ce prejugé, jusqu' à se croire veritablement malheureux d'être Suisses*, et à ne pas se soucier de passer pour tels, hormis dans le cas de besoin, c'est à dire lorsqu'ils ont à faire de la protection des Cantons.“ Dies war der Lohn, womit Frankreich die politische Anlehnung der „schweizerischen Nationalität“ zu Dank empfing, und es war in der That eine mehr als bescheidene Antwort, daß die Eidgenossenschaft dafür Frankreich anhänglich verblieb, und sogar deutsche Schweizer die französische Sprache als junkerhaft an sich nahmen. Allein wie sollte aus derartig widerstrebenden Volksthümern eine Union gleich der von Nordamerika, ein Kongreß gleich dem von Washington zuwege gebracht werden?

13.

Auch bei Joh. v. Müller tritt Das, was man später Kantönlisgeist

genannt hat, sehr bezeichnend hervor. Gerade das Splitterwesen ist der Gegenstand seiner Bewunderung. In der Einleitung zur Schweizergeschichte, nachdem er mit seinem gespreizten Enthusiasmus das Schweizervolk angepriesen, „so frei, als die alten Griechen, so tapfer, als die alten Römer, zum Theil so simpel, als die Germanier des Tacitus, zum Theil so gesittet und gelehrt, als die Franzosen und Engländer", fährt er mit dem Selbstgefühl eines Kleinhändlers, der die Schubfächer in seinem Laden mustert, weiter fort: „Sein Land ist kleiner, als Languedoc; in demselben sind bei dreißig freie Staaten und unermeßlich viele Verfassungen; dort sieht man sechs Republiken in einer Tagreise, hier reist man sechs Tage durch das Land einer einzigen Republik." (Das Letztere jetzt nicht mehr.) „Es gibt mancherlei Religionen; man redet fünf oder sechs Sprachen; beinahe jedes Dorf hat seine Mundart; ..... Bauern im Wallis reden drei Sprachen ..... An einigen Orten begegne ich Männern, wie sie im vierzehnten Jahrhundert waren; ich glaube Samniten zu sehen, die Flecken der Sabiner, den Bauernhof des Quintus Curius; an andern Orten sehe ich gar wohl das achtzehnte Jahrhundert. Wann würde ich endigen? Unter allen Völkern ist dieses Volk das wunderbarste, und weiß es nicht!" (Joh. v. Müllers sämmtliche Werke, B. 27, S. 19.) Drei Sprachen auf einen Bauer, mancherlei Religionen, unermeßlich viele Verfassungen: — in welcher von diesen Abweichungen nun mag er das Volksthum der Schweizer ersehen haben?

Von den Alpenkantonen sagt Zschokke, als schweizerischer Liberaler urtheilend: „Sie entsetzen sich vor jeder Neuerung, wie vor einer Beleidigung des Himmels oder wie vor einem beginnenden Hochverrath, und bemitleiden in ihren Hütten und Ställen, in denen sie sich wie ein Lieblingsvolk Gottes betrachten, die zivilisirten Nationen als verlorene Leute." Das heißt mit andern Worten sagen, daß die „Neuerung" gegen das eigentliche Schweizerthum ankämpfe. Es ist ein Zirkel, aus welchem die schweizerischen Einheitsprediger nicht herauskommen: der Kantönlisgeist, den sie im Einzelnen abschaffen möchten, würde in der Gesammtschweiz als Kantönlisgeist im Gegensatz Deutschlands übrig bleiben. **Mutato nomine de *te* fabula narratur!**

14.

Ueber das physische Element der Bildung und der Wechselverhältnisse der Staaten, oder natürliche Diplomatik. Stuttgart, Henne'sche Buchhandlung, 1833.

S. 47 und 48. „Vom mittelländischen Meer bis an den Anfang der Vogesen kann die Gränze (Frankreichs) kaum zweifelhaft seyn. Savoyen ist unverkennbar ein französisches Land. Selbst Genf und das Rhonethal wären es, wenn sie nicht bereits zu dem Alpenkreise gehörten, der sich nicht blos durch seinen innern Charakter, sondern auch vorzüglich durch das allen umliegenden Gebieten gemeinschaftliche Interesse des Durchzuges unterscheidet. Genf muß also frei bleiben, damit der Genfer See von keiner der drei durchziehenden großen Mächte (Frankreich, Deutschland, Italien) beherrscht werde. Aus eben diesem Grunde muß auch Basel bei der Schweiz bleiben, was man auch immer für ein Gränzsystem von dem Jura aufwärts annehmen will. Hier beginnt aber die große Frage, ob das Flußbecken des Rheins ganz zu Deutschland gehört, oder ob es ein Mittelreich zwischen beiden Nationen bilden, oder endlich, ob dieser Strom selbst zur Gränzscheidung beider Nationen dienen soll. Ich entscheide mich für diese letztere Meinung." (Folgt die Entwicklung der Gründe dafür, nach dem Systeme des Verfassers.)

S. 60 und 61. „Der große Gebirgsknoten von Europa begreift nicht nur die Schweiz, sondern auch Tyrol. Der Alpencharakter und die Durchzugsinteressen sind die nämlichen; die Natur selbst hat diesen Strich zu einer vollkommenen Unabhängigkeit bestimmt..... Die Form und die innere Topographie dieses Alpenstrichs läßt die Abtheilung in zwei Landgebiete, wie sie heute besteht, als die natürlichste ansehen; auch die jetzige Gränzscheidung ist naturgemäß, und verschafft beiden Ländern die Berührung mit dem Bodensee und dem Ausflusse des Rheins in denselben. Beide bedürfen indeß einer Gränzberichtigung gegen außen. Die Schweiz würde nicht nur die italienischen Landschaften, sondern auch alles jenseits des Rheines gelegene Gebiet mit Schaffhausen verlieren, aber dagegen Konstanz erhalten..... Tyrol verliert ebenfalls das Gebiet von Roveredo und Trient, dagegen gehört der Distrikt von Mittersill mit den Quellen der Salza offenbar hierher. Die Schweiz enthält die Quellen des Rheins (die eigentliche Schweiz), die Quellen des Inns (Graubündten), und die Quellen der Rhone (das Walliserland). Nur das letztere ist französisch in Sprache und Sitten. Der Zentralpunkt der Regierung ist mit Recht nach Luzern versetzt (?) worden, denn die Handelsüberlegenheit von Zürich und Bern wäre der Erhaltung des reinen Alpencharakters, welche hier die Hauptsache ist, eher nachtheilig. Ebendeßwegen scheint Sterzing oder das Ort Brenner besser, als Innspruck, zum Sitz für die tyrolische Regierung geeignet, wenn sie einmal den republikanischen Cha-

rakter wird angenommen haben. Dieses letztere Land ist fast ganz deutsch; nur in dem Etsch- und Eisachthale wird schon die Nähe Italiens kenntlich. Wenn beide Republiken etwa eine gemeinschaftliche Tagsatzung, nebst ihren besondern Vertretungen, aufstellen wollten, sey es auch nur zu einer theilweisen Berathschlagung, so würden sie zum Zusammenkunftsorte am besten Bregenz bestimmen. Zwischen dieser Stadt und Lindau macht ein kleiner Gebirgsarm die Gränze gegen Deutschland."

15.

Ueberhaupt war Napoleon ein rauher „Vermittler" der Schweiz; hart und gestreng selbst in der äußern Form. „Je ne permettrai pas, qu'une faction, soutenue par les ennemis de la France, règne en Suisse. Je ne permettrai pas davantage, que ce pays soit livré à l'anarchie et à l'arbitraire. S'il venait à y tomber, je serais obligé de faire rentrer les Suisses dans l'ordre par la force, et *en faisant cesser leur indépendance.*" (Rede des ersten Konsuls, 19. Febr. 1803.) „Je serai le médiateur de vos différends; mais *ma médiation sera efficace*, telle qu'il convient aux *grands* peuples, au nom desquels je parle. Cinq jours après la notification de la présente proclamation le Sénat se réunira à Berne ..... Le Sénat enverra trois députés à Paris ..... De mon côté, j'ai le droit d'attendre, qu'aucune ville, aucune commune, aucun corps ne voudra rien faire, qui contrarie *les dispositions, que je vous fais connaitre.*" (Proklamation an das helvetische Volk, aus St. Cloud, 30. Sept. 1803.) „Si j'y rève à minuit, je fais marcher avant l'aurore 60,000 hommes, et *je vous réunis à mon empire.*" (Napoleon 1811 zu dem schweizerischen Gesandten in Paris; Allgem. Zeit. 1813. S. 1370.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zettler

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Giehne, Friedrich Wilhelm,

Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers

Karlsruhe 1844

Pol.g. 360 s

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769197-1